
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00269043 6

Cotta'sche

Bibliothek

der

Weltlitteratur.



Enthält
die klassischen Dichterwerke
Deutschlands, Englands, Frankreichs, Italiens, Spaniens, Schwedens u. s. w., sowie
des Altertums in Originalausgaben und
guten Uebersetzungen, ferner die Briefwechsel
und Biographien unsrer Dichterfürsten.

Chamissos Gesammelte Werke. Mit Einleitung von Max Koch. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Gedichte. I. Dramatisches. 2. Gedichte. II. Adelberts Fabel. Peter Schlemihl. Vermischtes in Prosa. 3 u. 4. Reise um die Welt. 2c.

Das Liederbuch vom Cid. Deutsch von Gottlob Regis. Mit Einleitung von Wilhelm Lauser. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

Dantes Göttliche Komödie. Deutsch von Karl Streckfuß. Mit Einleitung von Otto Roquette. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Die Hölle. Das Fegefeuer. 2. Das Paradies. Anmerkungen.

Droste-Hülshoffs Sämtliche Werke. Mit Einleitung von Levin Schücking. In 3 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Lyrische Gedichte. 2. Das geistliche Jahr. Geistliche Lieder. Größere erzählende Gedichte. Anhang. 3. Schriften in Prosa. Dramatisches.

Firdusis Heldensagen. In deutscher Nachbildung nebst Einleitung von A. F. Graf v. Schack. In 3 Leinenbänden à 1 Mark.

Goethes Sämtliche Werke. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. In 36 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1–3. Gedichte. I–III. Westöstl. Diwan. 4. Sprüche. Theaterreden. Maskenzüge. Register z. Bd. 1–4. 5. Hermann u. Dorothea. Achilleis. Reineke Fuchs. 6. Lustspiele, dram. Fragmente. 7. Singspiele. 8. Zeitstücke. Dram. Gelegenheitsdichtungen. 9. Götz v. Berlichingen. Clavigo. Egmont. Stella. Geschwister. 10. Faust. 11. Iphigenie. Tasso. Natürl. Tochter. 12. Elpenor. Pandora. Mahomet. Tankred. Wette. 13. Jugenddramen. Entwürfe: Gottfr. v. Berlichingen. Iphigenie. Erwin u. Elmire. Claudine v. Villa Bella. Jahrmarkt z. Plundersweilern. Hanswursts Hochzeit. Paralipomena z. Faust. Fragmente e. Tragödie. Nausikaa. 14. Götz v. Berlichingen (Bühnenbearbeit.). Mitschuldigen. Theater u. dram. Poesie. 15. Werthers Leiden. Briefe a. d. Schweiz. I. Unterhaltungen d. Ausgewanderten. Gute Weiber. Novelle. Reise d. Söhne Megaprazons. Hausball. 16 u. 17. Wilh. Meisters Lehrjahre. I. II. 18. Wilh. Meisters Wanderjahre. 19. Wahlverwandtschaften. 20 u. 21. Aus meinem Leben. Briefe a. d. Schweiz. II. 22. Ital. Reise. 23. Italien. 24. Kampagne in Frankreich. Belagerung v. Mainz. 25. Schweizerreise 1797. Rheinreise. 26. Tag- u. Jahreshefte. 27. Deutsche Litteratur. 28. Auswärtige Litteratur. Rameaus Neffe. 29. Benv. Cellini. 30. Propyläen z. Kunst. 31. Winkelmann. Hackert. Diderot ü. d. Malerei 2c. 32. Morphologie. Osteologie. 33. Mineralogie u. Geologie. Meteorologie. Optik 2c. 34 u. 35. Farbenlehre. I. II. Nachträge. 36. Gedichte. Anhang. Chronologie. Register u. Inhaltsverzeichnis.

Goethes Leben von Karl Goedeke. 1 Leinenband 1 Mark.

Goethes Briefe. Ausgewählt u. in chronolog. Folge mit Anmerkungen herausg. von Eduard v. d. Hellen. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.

Goethes Briefe an Frau von Stein nebst Tagebuch aus Italien. Mit Einleitung von Karl Heinemann. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

Goethes Gespräche mit Eckermann. Mit Einleitung von Otto Roquette. In 3 Leinenbänden à 1 Mark.

Grillparzers Sämtliche Werke. Mit Einleitung von A. Sauer. In 20 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1–3. Gedichte. I–III. 4. Ahnfrau. Sappho. 5. Goldene Vließ. 6. König Ottokars Glück u. Ende. Treuer Diener seines Herrn. 7. Meeres und der Liebe Wellen. Traum ein Leben. Melusina. 8. Weh' dem, der lügt! Libussa. Esther. 9. Bruderzwist in Habsburg. Jüdin v. Toledo. 10. Blanka v. Kastilien. Schreibfeder. Wer ist schuldig? 11–13. Dramat. Fragmente. Stoffe u. Charaktere. Uebersetzungen. Satiren. Erzählungen. 14. Studien z. Philosophie u. Religion. Histor. u. polit. Studien. 15. Aesthet. u. sprachl. Studien. Aphorismen. 16. Studien z. Litteratur. 17. Studien z. span. Theater. 18. Studien z. deutsch. Litteratur. Z. eig. Schaffen. 19. Selbstbiographie. Tagebuch a. d. Reise n. Italien 1819. 20. Tagebücher. Erinnerungen. Register Band 1–XX.

Grimmelshausens Simplicius Simplicissimus. Mit Einleitung von Ferdinand Khull. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

(Fortsetzung s. Schluß des Bandes.

Arthur Schopenhauers
sämtliche Werke

in zwölf Bänden.

Mit Einleitung von Dr. Rudolf Steiner.

Zwölfter Band.

Inhalt:
Farbenlehre. Aus dem Nachlaß.



Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Ueber das Sehn und die Farben.

Das Wesentliche aus dem Nachlaß.

Ueber das

Sehn und die Farben.

Eine Abhandlung

von

Arthur Schopenhauer.

Est enim verum index sui et falsi.
Spinoza. epist. 74.


VELUT
ARBOR
AEVO

Vorrede zur zweiten Auflage.

Ich befinde mich in dem seltenen Fall, ein Buch, welches ich vor vierzig Jahren geschrieben habe, zur zweiten Auflage nachbessern zu müssen. Wie nun zwar der Mensch, seinem Kern und eigentlichen Wesen nach, stets derselbe und unverändert bleibt, hingegen an seiner Schale, also seinem Aussehn, Manieren, Handschrift, Stil, Geschmacksrichtungen, Begriffen, Ansichten, Einsichten, Kenntnissen u. s. w. im Laufe der Jahre große Veränderungen vorgehn; so ist, dem analog, auch dieses Werkchen meiner Jugend im wesentlichen ganz dasselbe geblieben, weil eben sein Stoff und Inhalt heute noch so wahr ist, wie damals; aber an seiner Außenseite, Ausstattung und Form habe ich nachgebessert, soweit es anging; wobei man indessen zu bedenken hat, daß die nachbessernde Hand vierzig Jahre älter ist, als die schreibende; daher hier derselbe Uebelstand nicht zu vermeiden war, den ich schon bei der zweiten Auflage der Abhandlung über den Satz vom Grunde habe beklagen müssen, daß nämlich der Leser zwei verschiedene Stimmen vernimmt, die des Alten und die des Jungen; so deutlich, daß wer ein feines Ohr hat, nie im Zweifel bleibt, wer eben jetzt spreche. Dieses aber stand nicht zu ändern, ist auch im Grunde nicht meine Schuld, sondern kommt zuletzt daher, daß ein verehrtes deutsches Publikum vierzig Jahre braucht, um herauszufinden, wem es seine Aufmerksamkeit zuzuwenden wohlthäte.

Ich habe nämlich diese Abhandlung im Jahre 1815 abgefaßt, worauf Goethe das Manuskript länger behielt, als ich erwartet hatte, indem er es auf seiner damaligen Rheinreise mit sich führte: dadurch verzögerte sich die letzte Bearbeitung und der Druck, so daß erst zur Ostermesse 1816 das Werkchen an das Licht trat. — Seitdem haben weder

Physiologen, noch Physiker es der Berücksichtigung würdig gefunden, sondern sind, davon ungestört, bei ihrem Text geblieben. Kein Wunder also, daß es, fünfzehn Jahre später, den Plagiarius verlockte, nunmehr (as a snapper-up of unconsidered trifles) es zu eigenem Nutzen zu verwenden; — worüber ich das Nähere beigebracht habe im „Willen in der Natur", 1. Aufl. S. 19 und 2. Aufl. S. 14 [Bd. 6, S. 248 dieser Gesamtausgabe].

Inzwischen habe ich vierzig Jahre Zeit gehabt, meine Farbentheorie auf alle Weise und bei mannigfaltigen Anlässen zu prüfen: jedoch ist meine Ueberzeugung von der vollkommenen Wahrheit derselben keinen Augenblick wankend geworden, und auch die Richtigkeit der Goetheschen Farbenlehre ist mir noch ebenso einleuchtend, als vor einundvierzig Jahren, da er selbst mir seine Experimente vorzeigte. So darf ich denn wohl annehmen, daß der Geist der Wahrheit, welcher in größeren und wichtigeren Dingen auf mir ruhte, auch in dieser untergeordneten Angelegenheit mich nicht verlassen hat. Das macht, er ist dem Geiste der Ehrlichkeit verwandt und sucht sich die redlichen Häupter aus, — wobei er denn freilich keine sehr große Auswahl hat; zumal er eine Hingebung verlangt, welche weder die Bedürfnisse, noch die Ueberzeugungen, noch die Neigungen des Publikums, oder Zeitalters, irgend berücksichtigt, sondern, ihm allein die Ehre gebend, bereit ist, Goethesche Farbenlehre unter Newtonianern, wie asketische Moral unter modernen Protestanten, Juden und Optimisten zu lehren.

Bei dieser zweiten Auflage habe ich aus der ersten bloß ein Paar, nicht unmittelbar zur Sache gehöriger Nebenerörterungen ausfallen lassen, dagegen aber sie durch beträchtliche Zusätze bereichert. Zwischen der gegenwärtigen und der ersten Auflage dieser Abhandlung liegt nun aber noch meine lateinische Bearbeitung derselben, welche ich unter dem Titel: Theoria colorum physiologica, eademque primaria, im Jahre 1830, dem dritten Bande der von Justus Radius herausgegebenen Scriptores ophthalmologici minores einverleibt habe. Diese ist keine bloße Uebersetzung der ersten Auflage, sondern weicht schon in Form und Darstellung merklich von ihr ab und ist auch an Stoff ansehnlich bereichert. Obgleich ich daher sie bei der gegenwärtigen benutzt habe, behält sie noch immer ihren Wert, zumal für das Ausland. Ferner habe ich, im Jahr 1851, im zweiten

Bande meiner „Parerga und Paralipomena" eine Anzahl Zusätze zu meiner Farbentheorie niedergelegt, um sie vor dem Untergange zu retten; indem, wie ich daselbst angegeben habe, mir, bei meinem vorgerückten Alter, wenig Hoffnung blieb, eine zweite Auflage gegenwärtiger Abhandlung zu erleben. Inzwischen hat es sich anders gefügt: die meinen Werken endlich zugewendete Aufmerksamkeit des Publikums hat sich auch auf diese kleine und frühe Schrift erstreckt, obwohl ihr Inhalt nur dem kleineren Teile nach der Philosophie, dem größern nach der Physiologie angehört. Jedoch wird dieser letztere auch dem bloß auf Philosophie gerichteten Leser keineswegs unfruchtbar bleiben, indem eine genauere Kenntnis und festere Ueberzeugung von der ganz subjektiven Wesenheit der Farbe beiträgt zum gründlicheren Verständnis der Kantischen Lehre von den ebenfalls subjektiven, intellektuellen Formen aller unserer Erkenntnisse, und daher eine sehr passende philosophische Vorschule abgibt. Eine solche aber muß uns um so willkommener sein, als, in diesen Zeiten überhandnehmender Roheit, Plattköpfe der seichtesten Art sich sogar erdreisten, den apriorischen und daher subjektiven Anteil der menschlichen Erkenntnis, welchen entdeckt und ausgesondert zu haben das unsterbliche Verdienst Kants ist, ohne Umstände abzuleugnen; während zugleich andrerseits einige Chemiker und Physiologen ganz ehrlich vermeinen, ohne alle Transcendentalphilosophie das Wesen der Dinge ergründen zu können, und demnach mit dem unbefangensten Realismus täppisch Hand anlegen: sie nehmen eben das Objektive unbesehen als schlechthin gegeben, und fällt ihnen nicht ein, das Subjektive in Betracht zu ziehen, mittelst dessen allein jenes dasteht. Die Unschuld, mit welcher diese Leute, von ihrem Skalpel und Tiegel kommend, sich an die philosophischen Probleme machen, ist wirklich zum Erstaunen; sie schreibt sich jedoch daher, daß jeder ausschließlich sein Brotstudium treibt, nachher aber von allem mitreden will. Könnte man nur solchen Herren begreiflich machen, daß zwischen ihnen und dem wirklichen Wesen der Dinge ihr Gehirn steht, wie eine Mauer, weshalb es weiter Umwege bedarf, um nur einigermaßen dahinter zu kommen; — so würden sie nicht mehr so dreist von „Seelen" und „Stoff" u. dgl. in den Tag hinein dogmatisieren, — wie die philosophierenden Schuster.

Also die in Rede stehenden, in meinen „Parergis" einst-

weilen deponierten, daher aber auch wie in einer Rumpelkammer zusammengehäuften Zusätze habe ich notwendigerweise der gegenwärtigen Auflage, an ihren gehörigen Stellen, einverleiben müssen; weil ich diese doch nicht unvollkommen lassen konnte, um, betreffenden Ortes, allemal den Leser auf jenes Kapitel der „Parerga“ zu verweisen. Natürlich sollen dagegen die hier verwendeten Zusätze aus der zweiten Auflage der „Parerga“ weggelassen werden.

Frankfurt am Main, im November 1854.

Einleitung.

Der Inhalt nachstehender Abhandlung ist eine neue Theorie der Farbe, die schon am Ausgangspunkte von allen bisherigen sich gänzlich entfernt. Sie ist hauptsächlich für diejenigen geschrieben, welche mit Goethes Farbenlehre bekannt und vertraut sind. Doch wird sie auch außerdem, der Hauptsache nach, allgemein verständlich sein, immer aber um so mehr, als man einige Kenntnis der Farbenphänomene mitbringt, namentlich der physiologischen, d. i. dem Auge allein angehörigen Farbenerscheinungen, von denen zwar die vollkommenste Darstellung sich in Goethes Farbenlehre findet, die jedoch auch früher, hauptsächlich von Buffon*), Waring Darwin**) und Himly***) mehr oder minder richtig beschrieben sind.

Buffon hat das Verdienst, der Entdecker dieser merkwürdigen Thatsache zu sein, deren Wichtigkeit, ja, Unentbehrlichkeit zum wahren Verständnis des Wesens der Farbe aus meiner Theorie derselben erhellt. Zur Auffindung dieser selbst aber hat Goethe mir den Weg eröffnet, durch ein zwiefaches Verdienst. Erstlich, sofern er den alten Wahn der Newtonischen Irrlehre brach und dadurch die Freiheit des Denkens über diesen Gegenstand wiederherstellte; denn, wie Jean Paul richtig bemerkt, „jede Revolution äußert sich früher, leichter, stärker polemisch als thetisch" (Aesth. Bd. 3, S. 861). Jenes Verdienst aber wird dann zur Anerkennung gelangen, wann Katheder und Schreibtische von einer ganz neuen Generation besetzt sein werden, die nicht, und wäre es auch nur in ihren Greisen, ihre eigene Ehre gefährdet zu halten hat, durch den Umsturz einer Lehre, welche sie ihr ganzes Leben hindurch, nicht als Glaubens-, sondern als Ueber-

*) Hist. de l'acad. d. sc. 1743.

**) Erasmus Darwins Zoonomia, auch in den Philos. transact. Vol. 76.

***) Ophthalmologische Bibliothek, Bd. 1, St. 2.

zeugungssache vortrug. — Das zweite Verdienst Goethes ist, daß er in seinem vortrefflichen Werke in vollem Maße das lieferte, was der Titel verspricht: Data zur Farbenlehre. Es sind wichtige, vollständige, bedeutsame Data, reiche Materialien zu einer künftigen Theorie der Farbe. Diese Theorie selbst zu liefern, hat er indessen nicht unternommen; daher er sogar, wie er S. XXXIX der Einleitung selbst bemerkt und eingesteht, keine eigentliche Erklärung vom Wesen der Farbe aufstellt, sondern sie als Erscheinung wirklich postuliert und nur lehrt, wie sie entstehe, nicht was sie sei. Die physiologischen Farben, welche mein Ausgangspunkt sind, legt er als ein abgeschlossenes, für sich bestehendes Phänomen dar, ohne auch nur zu versuchen, sie mit den physischen, seinem Hauptthema, in Verbindung zu bringen.

Wohl ist Theorie, wenn nicht durchgängig auf Fakta gestützt und gegründet, ein eitles leeres Hirngespinst, und selbst jede einzelne, abgerissene, aber wahre Erfahrung hat viel mehr Wert. Andrerseits aber bilden alle einzeln stehende Fakta, aus einem bestimmten Umkreise des Gebiets der Erfahrung, wenn sie auch vollständig beisammen sind, doch nicht eher eine Wissenschaft, als bis die Erkenntnis ihres innersten Wesens sie unter einen gemeinsamen Begriff vereinigt hat, der alles umfaßt und enthält, was nur in jenen sich vorfinden kann, dem ferner wieder andre Begriffe untergeordnet sind, durch deren Vermittelung man zur Erkenntnis und Bestimmung jeder einzelnen Thatsache sogleich gelangen kann. Die so vollendete Wissenschaft ist einem wohlorganisierten Staate zu vergleichen, dessen Beherrscher das Ganze, jeden größeren und auch den kleinsten Teil jeden Augenblick in Bewegung setzen kann. Daher steht derjenige, welcher im Besitz der Wissenschaft, der wahren Theorie, einer Sache ist, gegen den, welcher nur eine empirische, untergeordnete, wenngleich sehr ausgebreitete Kenntnis derselben sich erworben hat, wie ein poliziertes, zu einem Reich organisiertes Volk gegen ein wildes. Diese Wichtigkeit der Theorie hat ihren glänzendesten Beleg an der neueren Chemie, dem Stolze unsers Jahrhunderts. Nämlich die faktische Grundlage derselben war schon lange vor Lavoisier vorhanden, in den Thatsachen, welche vereinzelt, von Joh. Rey (1630), Rob. Boyle, Mayow, Hales, Black, Cavendish, und endlich Priestley, aufgefunden waren: aber sie halfen der Wissenschaft wenig, bis sie in Lavoisiers großem Kopfe sich

zu einer Theorie organisierten, welche gleichsam die Seele der gesamten neuern Naturwissenschaft ist, durch die unsere Zeit über alle früheren emporragt.

Wenn wir (ich meine hier sehr wenige) ferner die Newtonsche Irrlehre, von Goethe, teils durch den polemischen Teil seiner Schrift, teils durch die richtige Darstellung der Farbenphänomene jeder Art, welche Newtons Lehre verfälscht hatte, auch völlig widerlegt sehn; so wird doch dieser Sieg erst vollständig, wenn eine neue Theorie an die Stelle der alten tritt. Denn das Positive wirkt überall mächtiger auf unsre Ueberzeugung als das Negative. Daher ist so wahr wie schön, was Spinoza sagt: Sicut lux se ipsam et tenebras manifestat; sic veritas norma sui et falsi est. Eth. P. II, prop. 43. Schol.

Es sei ferne von mir, Goethes sehr durchdachtes und in jeder Hinsicht überaus verdienstliches Werk für ein bloßes Aggregat von Erfahrungen ausgeben zu wollen. Vielmehr ist es wirklich eine systematische Darstellung der Thatsachen: es bleibt jedoch bei diesen stehn. Daß er dies selbst, und nicht ohne einige Beunruhigung, gefühlt hat, bezeugen folgende Sätze aus seinen „Einzelnen Betrachtungen und Aphorismen über Naturwissenschaft im allgemeinen" (Nachlaß Bd. 10, S. 150, 152): „Es gibt eine zarte Empirie, die sich mit dem Gegenstand innigst identisch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird." — „Das Höchste wäre, zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist. Die Bläue des Himmels offenbart uns das Grundgesetz der Chromatik. Man suche nur nichts hinter den Phänomenen: sie selbst sind die Lehre." — „Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch nur aus Resignation: aber es bleibt ein großer Unterschied, ob ich mich an den Grenzen der Menschheit resigniere, oder innerhalb der Beschränktheit meines bornierten Individuums." — Ich hoffe, meine hier zu liefernde Theorie wird darthun, daß es nicht die Grenzen der Menschheit gewesen sind. Wie aber jene Beschränkung auf das rein Faktische in Goethes Geiste begründet war, ja, gerade mit seinen höchsten Fähigkeiten zusammenhing, habe ich dargelegt in meinen Parergis, Bd. 2, S. 146 [Bd. 10, S. 181 f. dieser Gesamtausg.]; unserm Gegenstande aber ist es nicht so wesentlich, daß ich es hier wiederholen müßte. Eine eigentliche Theorie also ist nicht in Goethes Farbenlehre enthalten; wohl aber ist sie dadurch vorbereitet, und

ein Streben nach ihr spricht so deutlich aus dem Ganzen, daß man sagen kann, sie werde wie ein Septimenakkord den harmonischen, der ihn auflöst, gewaltsam fordert, ebenso vom Totaleindruck des Werks gefordert. Wirklich gegeben ist indessen in diesem nicht der eigentliche Bindungspunkt des Ganzen, der Punkt auf den alles hinweist, von dem alles immer abhängig bleiben muß, und auf den man von jedem Einzelnen immer zurückzusehn hat. In dieser Hinsicht nun das Goethesche Werk zu ergänzen, dasjenige oberste Prinzip, auf welchem alle dort gegebenen Data beruhen, in abstracto aufzustellen, und so die Theorie der Farbe, im engsten Sinne des Worts, zu liefern, — dies ist es was gegenwärtige Abhandlung versuchen wird; zwar zunächst nur in Hinsicht auf die Farbe als physiologische Erscheinung betrachtet: allein eben diese Betrachtung wird sich, infolge der jetzt zu gebenden Darstellung, als die erste, ja durchaus die wesentlichste Hälfte der gesamten Farbenlehre herausstellen, zu welcher die zweite, die physischen und chemischen Farben betrachtende, wenn sie gleich reicher an Thatsachen ist, in theoretischer Hinsicht immer in einem abhängigen und untergeordneten Verhältnisse stehn wird.

Die hier aufzustellende Theorie wird aber, wie jede wahre Theorie, den Datis, denen sie ihre Entstehung verdankt, diese Schuld dadurch abtragen, daß, indem sie vor allen Dingen zu erklären sucht, was die Farbe ihrem Wesen nach sei, alle jene Data jetzt erst in ihrer eigentlichen Bedeutung, durch den Zusammenhang, in den sie gesetzt sind, hervortreten und eben dadurch wieder gar sehr bewährt werden. Von ihr ausgehend wird man sogar in den Stand gesetzt, über die Richtigkeit der Newtonischen und der Goetheschen Erklärung der physischen Farben a priori zu urteilen. Ja, sie wird aus sich selbst, in einzelnen Fällen, jene Data berichtigen können: so z. B. werden wir besonders auf einen Punkt treffen, wo Goethe, der im ganzen vollkommen recht hat, doch irrte, und Newton, der im ganzen völlig unrecht hat, die Wahrheit gewissermaßen aussagt, wiewohl eigentlich mehr den Worten als dem Sinne nach, und selbst so nicht ganz. Dennoch ist meine Abweichung von Goethen in diesem Punkte der Grund, weshalb er in seinem, 1853 von Düntzer herausgegebenen Briefwechsel mit dem Staatsrat Schultz, S. 149, mich als einen Gegner seiner Farbenlehre bezeichnet, eben auf Anlaß gegenwärtiger Abhandlung,

in der ich doch als ihr entschiedenster Verfechter auftrete, und dies, wie ich es damals, in meinem achtundzwanzigsten Jahre, schon war, beharrlich geblieben bin, bis ins späte Alter, wovon ein besonders ausdrückliches Zeugnis ablegt mein, in dem von seiner Vaterstadt, an seiner hundertjährigen Geburtsfeier ihm zu Ehren eröffneten Album, vollgeschriebenes großes Pergamentblatt, auf welchem man mich, noch immer ganz allein die Fahne seiner Farbenlehre hoch emporhaltend, erblickt, im furchtlosen Widerspruch mit der gesamten gelehrten Welt*). Er jedoch verlangte die unbedingteste Beistimmung, und nichts darüber, noch darunter. Daher er, als ich durch meine Theorie einen wesentlichen Schritt über ihn hinausgethan hatte, seinem Unmut in Epigrammen Luft machte, wie:

„Trüge gern noch länger des Lehrers Bürden,
Wenn Schüler nur nicht gleich Lehrer würden."

Darauf zielt auch schon das Vorhergehende:

„Dein Gutgedachtes, in fremden Adern,
Wird sogleich mit dir selber hadern."

Ich war nämlich in der Farbenlehre persönlich sein Schüler gewesen; wie er dies auch in dem oben angeführten Briefe erwähnt.

Ehe ich jedoch zu dem eigentlichen Gegenstande dieser Abhandlung, den Farben, komme, ist es notwendig, etwas über das Sehn überhaupt voranzuschicken: und zwar ist die Seite dieses Problems, deren Erörterung mein Zweck hier erfordert, nicht etwan die optisch-physiologische, sondern vielmehr diejenige, welche ihrem Wesen nach, in die Theorie des Erkenntnisvermögens und sonach ganz in die allgemeine Philosophie einschlägt. Eine solche konnte hier, wo sie nur als Nebenwerk auftritt, nicht anders als fragmentarisch und unvollständig behandelt werden. Denn sie steht eigentlich bloß deswegen hier, damit, wo möglich, jeder Leser zu dem folgenden Hauptkapitel die wirkliche Ueberzeugung mitbringe, daß die Farben, mit welchen ihm die Gegenstände bekleidet erscheinen, durchaus nur in seinem Auge sind. Dies hat zwar schon Cartesius (Dioptr. c. 1) gelehrt, und viele nach ihm; am gründlichsten Locke; lange vor beiden jedoch schon Sextus Empiricus (Hypot. Pyrrh. L. II, c. 7, § 72

*) Abgedruckt in Parerga, Bd. 2, S. 165 [Bd. 10, S. 184 ff. dieser Gesamtausgabe].

bis 75), als welcher bereits es ausführlich und deutlich dargethan hat, ja, dabei so weit geht, zu beweisen, daß wir die Dinge nicht erkennen nach dem, was sie an sich sein mögen, sondern nur ihre Erscheinungen; welches er sehr artig erläutert durch das Gleichnis, daß wer das Bildnis des Sokrates sieht, ohne diesen selbst zu kennen, nicht sagen kann, ob es ähnlich sei. Bei allen dem glaubte ich nicht, eine richtige, recht deutliche und unbezweifelte Erkenntnis von der durchaus subjektiven Natur der Farbe ohne weiteres voraussetzen zu dürfen. Ohne eine solche aber würden, bei der folgenden Betrachtung der Farben, noch immer einige Skrupel sich regen und die Ueberzeugung von dem Vorgetragenen stören und schwächen.

Was ich demnach hier, jedoch nur soweit es unser Zweck erfordert, also aphoristisch und in einem leichten Umrisse darstelle, nämlich die Theorie der äußern, empirischen Anschauung der Gegenstände im Raum, wie sie, auf Anregung der Empfindung in den Sinnesorganen, durch den Verstand und die ihm beigegebenen übrigen Formen des Intellekts zu stande kommt, das habe ich in spätern Jahren vollendet und auf das faßlichste, ausführlich und vollständig dargelegt in der zweiten Auflage meiner Abhandlung über die vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde, § 21. Dahin also verweise ich, hinsichtlich dieses wichtigen Gegenstandes, meinen Leser, der das hier Gegebene nur als einen früheren Prodromus dazu anzusehn hat.

Erstes Kapitel.

Vom Sehn.

§ 1.

Verständigkeit der Anschauung. Unterscheidung des Verstandes von der Vernunft, und des Scheines vom Irrtum. Erkenntnis, der Charakter der Tierheit. Anwendung alles Gesagten auf die Anschauung durch das Auge.

Alle Anschauung ist eine intellektuale. Denn ohne den Verstand käme es nimmermehr zur Anschauung, zur Wahrnehmung, Apprehension von Objekten; sondern es bliebe bei der bloßen Empfindung, die allenfalls, als Schmerz oder Wohlbehagen, eine Bedeutung in Bezug auf den Willen haben könnte, übrigens aber ein Wechsel bedeutungsleerer Zustände und nichts einer Erkenntnis Aehnliches wäre. Zur Anschauung, d. i. zum Erkennen eines Objekts, kommt es allererst dadurch, daß der Verstand jeden Eindruck, den der Leib erhält, auf seine Ursache bezieht, diese im a priori angeschaueten Raum dahin versetzt, von wo die Wirkung ausgeht, und so die Ursach als wirkend, als wirklich, d. i. als eine Vorstellung derselben Art und Klasse, wie der Leib ist, anerkennt. Dieser Uebergang von der Wirkung auf die Ursache ist aber ein unmittelbarer, lebendiger, notwendiger: denn er ist eine Erkenntnis des reinen Verstandes: nicht ist er ein Vernunftschluß, nicht eine Kombination von Begriffen und Urteilen, nach logischen Gesetzen. Eine solche ist vielmehr das Geschäft der Vernunft, die zur Anschauung nichts beiträgt, sondern deren Objekt eine ganz andre Klasse von Vorstellungen ist, welche auf der Erde dem Menschengeschlecht allein zukommt, nämlich die abstrakten, nicht anschaulichen Vorstellungen, d. i. die Begriffe; durch welche aber dem Menschen seine großen Vorzüge gegeben sind, Sprache, Wissenschaft und vor allem die, durch Ueber-

sicht des Ganzen des Lebens in Begriffen allein mögliche, Besonnenheit, welche ihn vom Eindruck der Gegenwart unabhängig erhält, und dadurch fähig macht, überlegt, prämeditiert, planmäßig zu handeln, wodurch sein Thun und Treiben sich von dem der Tiere so mächtig unterscheidet, und wodurch endlich auch die Bedingung zu jener überlegten Wahl zwischen mehreren Motiven gegeben ist, vermöge welcher das vollkommenste Selbstbewußtsein die Entscheidungen seines Willens begleitet. Dies alles verdankt der Mensch den Begriffen, d. i. der Vernunft. Das Gesetz der Kausalität, als abstrakter Grundsatz, ist freilich, wie alle Grundsätze in abstracto, Reflexion, also Objekt der Vernunft: aber die eigentliche, lebendige, unvermittelte, notwendige Erkenntnis des Gesetzes der Kausalität geht aller Reflexion, wie aller Erfahrung, vorher und liegt im Verstande. Mittelst derselben werden die Empfindungen des Leibes der Ausgangspunkt für die Anschauung einer Welt, indem nämlich das a priori uns bewußte Gesetz der Kausalität angewandt wird auf das Verhältnis des unmittelbaren Objekts (des Leibes) zu den andren nur mittelbaren Objekten: die Erkenntnis desselben Gesetzes, angewandt auf die mittelbaren Objekte allein und untereinander, gibt, wenn sie einen höhern Grad von Schärfe und Genauigkeit hat, die Klugheit, welche ebensowenig, als die Anschauung überhaupt, durch abstrakte Begriffe beigebracht werden kann: daher vernünftig sein und klug sein, zwei verschiedene Eigenschaften sind.

Die Anschauung also, die Erkenntnis von Objekten, von einer objektiven Welt ist das Werk des Verstandes. Die Sinne sind bloß die Sitze einer gesteigerten Sensibilität, sind Stellen des Leibes, welche für die Einwirkung andrer Körper in höherm Grade empfänglich sind: und zwar steht jeder Sinn einer besondern Art von Einwirkung offen, für welche die übrigen entweder wenig oder gar keine Empfänglichkeit haben. Diese spezifische Verschiedenheit der Empfindung jedes der fünf Sinne hat jedoch ihren Grund nicht im Nervensystem selbst, sondern nur in der Art, wie es affiziert wird. Danach kann man jede Sinnesempfindung ansehn als eine Modifikation des Tastsinnes, oder der über den ganzen Leib verbreiteten Fähigkeit zu fühlen. Denn die Substanz der Nerven (abgesehen vom sympathischen System) ist im ganzen Leibe eine und dieselbe, ohne den

mindesten Unterschied. Wenn sie nun, vom Lichte durch das Auge, vom Schalle durch das Ohr getroffen, so spezifisch verschiedene Empfindungen erhält; so kann dies nicht an ihr selbst liegen, sondern nur an der Art, wie sie affiziert wird. Diese aber hängt ab teils von dem fremden Agens, von dem sie affiziert wird (Licht, Schall, Duft), teils von der Vorrichtung, durch welche sie dem Eindruck dieses Agens ausgesetzt ist, d. i. von dem Sinnesorgan. Daß im Ohr der Nerv des Labyrinths und der Schnecke, im Gehörwasser schwimmend, die Vibrationen der Luft, durch Vermittelung dieses Wassers, erhält, der Sehnerv aber die Einwirkung des Lichts, durch die im Auge es brechenden Feuchtigkeiten und Linse, dies ist die Ursache der spezifischen Verschiedenheit beider Empfindungen; nicht der Nerv selbst*). Demnach könnte auch der Gehörnerv sehn und der Augennerv hören, sobald der äußere Apparat beider seine Stelle vertauschte. — Immer aber ist die Modifikation, welche die Sinne durch solche Einwirkung erleiden, noch keine Anschauung, sondern ist erst der Stoff, den der Verstand in Anschauung umwandelt. Unter allen Sinnen ist das Gesicht der feinsten und mannigfaltigsten Eindrücke von außen fähig: dennoch kann es an sich bloß Empfindung geben, welche erst durch Anwendung des Verstandes auf dieselbe zur Anschauung wird. Könnte jemand, der vor einer schönen weiten Aussicht steht, auf einen Augenblick alles Verstandes beraubt werden, so würde ihm von der ganzen Aussicht nichts übrig bleiben, als die Empfindung einer sehr mannigfaltigen Affektion seiner Retina, den vielerlei Farbenflecken auf einer Malerpalette ähnlich, — welche gleichsam der rohe Stoff ist, aus welchem vorhin sein Verstand jene Anschauung schuf**). — Das Kind, in den ersten Wochen seines Lebens, empfindet mit allen Sinnen: aber es schaut nicht an, es apprehendiert nicht: daher starrt es dumm in die Welt hinein. Bald indessen fängt es an, den Verstand gebrauchen zu lernen, das ihm vor aller Erfahrung bewußte Gesetz der Kausalität anzuwenden und es mit den ebenso a priori gegebenen Formen aller Erkenntnis, Zeit und Raum, zu verbinden: so gelangt es von der Empfindung zur An-

*) Cabanis, Des rapports du physique et du moral: Mémoire III, § 5.

**) Hier gehn die Seiten an, welche Hr. Prof. Rosas in Wien sich angeeignet hat, worüber und fernere Plagiate desselben berichtet worden ist im „Willen in der Natur", 2. Aufl., S. 14 fg. [Bd. 6, S. 248 dieser Gesamtausgabe.]

schauung, zur Apprehension: und nunmehr blickt es mit klugen, intelligenten Augen in die Welt. Da aber jedes Objekt auf alle fünf Sinne verschieden wirkt, diese Wirkungen dennoch auf eine und die nämliche Ursache zurückleiten, welche sich eben dadurch als Objekt darstellt; so vergleicht das die Anschauung erlernende Kind die verschiedenartigen Eindrücke, welche es vom nämlichen Objekte erhält; es betastet was es sieht, besieht was es betastet, geht dem Klange nach zu dessen Ursache, nimmt Geruch und Geschmack zu Hilfe, bringt endlich auch für das Auge die Entfernung und Beleuchtung in Anschlag, lernt die Wirkung des Lichts und des Schattens kennen und endlich, mit vieler Mühe, auch die Perspektive, deren Kenntnis zu stande kommt durch Vereinigung der Gesetze des Raums mit dem der Kausalität, die beide a priori im Bewußtsein liegen und der Anwendung bedürfen, wobei nun sogar die Veränderungen, welche, beim Sehn in verschiedene Entfernungen, teils die innere Konformation der Augen, teils die Lage beider Augen gegen einander erleidet, in Anschlag gebracht werden müssen: und alle diese Kombinationen macht für den Verstand schon das Kind, für die Vernunft, d. h. in abstracto, erst der Optiker. Dergestalt also verarbeitet das Kind die mannigfaltigen Data der Sinnlichkeit, nach den ihm a priori bewußten Gesetzen des Verstandes, zur Anschauung, mit welcher allererst die Welt als Objekt für dasselbe da ist. Viel später lernt es die Vernunft gebrauchen: dann fängt es an, die Rede zu verstehn, zu sprechen und eigentlich zu denken.

Das hier über die Anschauung Gesagte wird noch einleuchtender werden durch eine speziellere Betrachtung der Sache. Zur Erlernung der Anschauung gehört zu allernächst das Aufrechtsehn der Gegenstände, während ihr Eindruck ein verkehrter ist. Weil nämlich die von einem Körper ausgehenden Lichtstrahlen, bei ihrem Durchgang durch die Pupille, sich kreuzen; so trifft der Eindruck, den sie auf die Nervensubstanz der Retina machen und den man unrichtig ein Bild derselben genannt hat, in verkehrter Ordnung ein, nämlich das von unten kommende Licht zu oberst, das von oben kommende zu unterst, das von der rechten Seite auf der linken und vice versa. Wäre nun, wie man angenommen hat, hier ein wirkliches Bild auf der Retina der Gegenstand der Anschauung, welche dann etwan von einer im Gehirn dahinter sitzenden Seele vollzogen würde, so würden wir

den Gegenstand verkehrt sehn, wie dies in jeder dunkeln Kammer, die durch ein bloßes Loch das Licht von äußern Gegenständen empfängt, wirklich geschieht: allein so ist es hier nicht; sondern die Anschauung entsteht dadurch, daß der Verstand den auf der Retina empfundenen Eindruck augenblicklich auf seine Ursache bezieht, welche nun eben dadurch sich im Raum, seiner ihn begleitenden Anschauungsform, als Objekt darstellt. Bei diesem Zurückgehn nun von der Wirkung auf die Ursache, verfolgt er die Richtung, welche die Empfindung der Lichtstrahlen mit sich bringt; wodurch wieder alles an seine richtige Stelle kommt, indem jetzt am Objekt sich als oben darstellt, was in der Empfindung unten war. — Das zweite zur Erlernung der Anschauung Wesentliche ist, daß das Kind, obwohl es mit zwei Augen sieht, deren jedes ein sogenanntes Bild des Gegenstandes erhält, und zwar so, daß die Richtung vom selbigen Punkt des Gegenstandes zu jedem Auge eine andre ist, dennoch nur *einen* Gegenstand sehn lernt. Dies geschieht eben dadurch, daß vermöge der ursprünglichen Erkenntnis des Gesetzes der Kausalität, die Einwirkung eines Lichtpunkts, obwohl jedes Auge in einer andern Richtung treffend, doch als von *einem* Punkt und Gegenstand ursächlich herrührend anerkannt wird. Die zwei Linien von jenem Punkt durch die Pupillen auf jede Retina heißen die Augenachsen, ihr Winkel an jenem Punkt der optische Winkel. Hat, indem ein Gegenstand betrachtet wird, jeder Bulbus zu seiner Orbita respektiv dieselbe Lage als der andere, wie es im normalen Zustande der Fall ist; so wird in jedem der beiden Augen die Augenachse auf *einander entsprechenden, gleichnamigen* Stellen der Retina ruhen. Nun entspricht aber nicht etwan die äußere Seite der einen Retina der äußern Seite der andern; sondern die rechte Seite der linken Retina der rechten Seite der rechten Retina u. s. w. Bei dieser gleichmäßigen Lage der Augen in ihren Orbiten, welche bei allen natürlichen Bewegungen der Augen immer beibehalten wird, lernen wir nun empirisch die auf beiden Retinen einander genau entsprechenden Stellen kennen, und von nun an beziehn wir die auf diesen analogen Stellen entstehenden Affektionen immer nur auf einen und denselben Gegenstand als ihre Ursache. Daher nun, obwohl mit zwei Augen sehend und doppelte Eindrücke erhaltend, erkennen wir alles nur einfach: das *doppelt Empfundene* wird nur ein *einfaches* An-

geschautes: eben weil die Anschauung intellektual ist, und nicht bloß sensual. — Daß aber die Konformität der affizierten Stellen jeder Retina es sei, nach welcher wir uns bei jenem Verstandesschluß richten, ist daraus erweislich, daß während die Augenachsen auf einen entfernteren Gegenstand gerichtet sind und dieser den optischen Winkel schließt, alsdann ein näher vor uns stehender Gegenstand doppelt erscheint, eben weil nunmehr das von ihm aus durch die Pupillen auf die Retinen gehende Licht, zwei nicht analoge Stellen dieser trifft: umgekehrt sehn wir, aus demselben Grund, den entfernteren Gegenstand doppelt, wenn wir die Augen auf den näheren gerichtet haben und auf diesem den optischen Winkel schließen. Auf der meiner Abhandlung „Ueber die vierfache Wurzel" in der zweiten Auflage beigegebenen Tafel findet man die anschauliche Darstellung der Sache, welche zum vollkommenen Verständnis derselben sehr dienlich ist. Eine ausführliche und durch viele Figuren sehr einleuchtend gemachte Darstellung der verschiedenen Lagen der Augenachsen und der durch sie herbeigeführten Phänomene findet man in Robert Smiths Optics, Cambr. 1738.

Mit diesem Verhältnis zwischen den Augenachsen und dem Objekt ist es im Grunde nicht anders, als damit, daß der Eindruck den ein betasteter Körper auf jeden der zehn Finger macht, und der nach der Lage jedes Fingers gegen ihn verschieden ist, doch als von einem Körper herrührend erkannt wird: nie geht aus dem bloßen Eindruck, immer nur aus der Anwendung des Kausalitätsgesetzes, und mithin des Verstandes, auf ihn, die Erkenntnis eines Objekts hervor. — Daher, beiläufig gesagt, ist es so sehr absurd, die Kenntnis des Kausalitätsgesetzes, als welches die alleinige Form des Verstandes und die Bedingung der Möglichkeit irgend einer objektiven Wahrnehmung ist, erst aus der Erfahrung entspringen zu lassen, z. B. aus dem Widerstand, welchen die Körper unserm Druck entgegensetzen. Denn das Kausalitätsgesetz ist die vorhergängige Bedingung unserer Wahrnehmung dieser Körper, welche wieder erst das Motiv unsers Wirkens auf sie sein muß. Und wie sollte doch, wenn der Verstand nicht das Gesetz der Kausalität schon besäße und fertig zur Empfindung hinzubrächte, dasselbe hervorgehn aus dem bloßen Gefühl eines Drucks in den Händen, welches ja gar keine Aehnlichkeit damit hat! (Vergl. Welt als Wille und Vorst., 3. Aufl., Bd. 2, S. 41—44 [Bd. 4,

S. 183 ff. dieser Gesamtausg.] und: Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, 2. Aufl., S. 74 [Bd. 1, S. 113 dieser Gesamtausg.].) Wenn Engländer und Franzosen sich noch mit dergleichen Possen schleppen, kann man es ihrer Einfalt zu gute halten, weil die Kantische Philosophie bei ihnen noch gar nicht eingedrungen ist und sie sich daher noch mit dem dürftigen Empirismus Lockes und Condillacs herumschlagen. Wenn aber heutzutage deutsche Philosophaster sich unterfangen, Zeit, Raum und Kausalität für Erfahrungserkenntnisse auszugeben, also dergleichen seit siebzig Jahren völlig beseitigte und explodierte Absurditäten, über die schon ihre Großväter die Achsel zuckten, jetzt wieder zu Markte bringen (wohinter inzwischen gewisse Absichten lauern, die ich in der Vorrede zur zweiten Auflage des „Willens in der Natur" bloßgelegt habe); so verdienen sie, daß man ihnen mit dem Goethe-Schillerschen Xenion begegene:

„Armer empirischer Teufel! du kennst nicht einmal das Dumme
In dir selber! es ist, ach! a priori so dumm."

Insbesondere rate ich jedem, der das Unglück hat, ein Exemplar der dritten Auflage des „Systems der Metaphysik" von Ernst Reinhold, 1854, zu besitzen, diesen Vers auf das Titelblatt zu schreiben. — Eben weil die Apriorität des Kausalitätsgesetzes so sehr evident ist, sagt sogar Goethe, der mit Untersuchungen dieser Art sich sonst nicht beschäftigt, bloß seinem Gefühle folgend: „der eingeborenste Begriff, der notwendigste, von Ursach und Wirkung". („Ueber Naturwissenschaft im allgemeinen"; in den nachgelassenen Werken, Bd. 10, S. 123.) Doch ich kehre zu unserer Theorie der empirischen Anschauung zurück.

Nachdem die Anschauung längst erlernt ist, kann ein sehr merkwürdiger Fall eintreten, der zu allem Gesagten gleichsam die Rechnungsprobe gibt. Nämlich nachdem wir viele Jahre hindurch, jeden Augenblick die in der Kindheit erlernte Verarbeitung und Anordnung der Data der Sinnlichkeit nach den Gesetzen des Verstandes geübt haben, können diese Data uns verrückt werden, durch eine Veränderung der Lage der Sinneswerkzeuge. Allbekannt sind zwei Fälle, in denen dies geschieht: das Verschieben der Augen aus ihrer natürlichen, gleichmäßigen Lage, also das Schielen, und zweitens das Uebereinanderlegen des Mittel- und Zeige-

fingers. Wir sehn und tasten jetzt einen Gegenstand doppelt. Der Verstand verfährt wie immer richtig: allein er erhält lauter falsche Data: denn die vom selbigen Punkte gegen beide Augen gehenden Strahlen treffen nicht mehr auf beiden Netzhäuten die einander entsprechenden Stellen, und die äußern Seiten beider Finger berühren die entgegengesetzten Flächen derselben Kugel, was bei der natürlichen Lage der Finger nie sein konnte. Hieraus entsteht das Doppeltsehn und das Doppelttasten, als ein falscher Schein, der gar nicht wegzubringen ist; weil der Verstand die so mühsam erlernte Anwendung nicht sogleich wieder fahren läßt, sondern immer noch die bisherige Lage der Sinnesorgane voraussetzt. — Aber eine noch auffallendere, weil viel seltenere Rechnungsprobe zu unserer Theorie gibt der umgekehrte Fall, nämlich daß man zwei Gegenstände als einen erblickt; welches dadurch geschieht, daß jeder von beiden mit einem andern Auge gesehn wird, aber in jedem Auge die gleichnamigen, d. h. denen im andern entsprechenden Stellen der Retina afficiert. Man füge zwei gleiche Pappröhren parallel aneinander, so daß der Raum zwischen ihnen gleich sei dem Raum zwischen den Augen. Im Objektivende jeder Röhre sei etwan ein Achtgroschenstück in senkrechter Stellung befestigt. Indem man nun mit beiden Augen durch die Röhren sieht, wird sich nur eine Röhre und ein Achtgroschenstück darstellen; weil die Augenachsen den optischen Winkel, der dieser Entfernung angemessen wäre, nicht schließen können, sondern ganz parallel bleiben, indem jedes seiner Röhre folgt, wodurch nun in jedem Auge die entsprechenden Stellen der Retina von einem andern Achtgroschenstück getroffen werden, welchen doppelten Eindruck jetzt der Verstand einem und demselben Gegenstande zuschreibt und daher nur ein Objekt apprehendiert, wo doch zwei sind. — Hierauf beruht auch das neuerlich erfundene Stereoskop. Zu diesem nämlich werden zwei Daguerrotype desselben Objekts aufgenommen, jedoch mit dem geringen Unterschiede der Lage desselben, welcher der Parallaxe vom einen zum andern Auge entspricht: diese werden nun, in dem eben dieser Parallaxe angemessenen sehr stumpfen Winkel, aneinander gefügt und dann durch den Binokulartubus betrachtet. Der Erfolg ist 1. daß die einander symmetrisch entsprechenden Stellen beider Retinen von den gleichen Punkten der beiden Bilder getroffen werden; und 2. daß

jedes der beiden Augen auf dem ihm vorliegenden Bilde auch noch den Teil des abgebildeten Körpers sieht, der dem andern Auge, wegen der Parallaxe seines Standpunkts, bedeckt bleibt; — wodurch erlangt wird, daß die zwei Bilder nicht nur in der intuitiven Apprehension des Verstandes zu einem zusammenschmelzen, sondern auch, infolge des zweiten Umstandes, vollkommen als ein solider Körper sich darstellen; — eine Täuschung, welche ein bloßes Gemälde, auch bei der größten Kunst und Vollendung, nie hervorbringt; weil es uns seine Gegenstände stets nur so zeigt, wie ein Einäugiger sie sehen würde. Ich wüßte nicht, wie ein Beweis der Intellektualität der Anschauung schlagender sein könnte. Auch wird man nie, ohne die Erkenntnis dieser, das Stereoskop verstehn; sondern vergeblich mit rein physiologischen Erklärungen versuchen.

Wir sehn nun also alle jene Illusionen dadurch entstehn, daß die Data, auf welche der Verstand seine Gesetze anzuwenden in der frühesten Kindheit gelernt und ein ganzes Leben hindurch sich gewöhnt hat, ihm verschoben werden, indem man sie anders stellt, als sie im natürlichen Verlauf der Dinge zu stehn kommen. Zugleich nun aber bietet diese Betrachtung uns eine so deutliche Ansicht des Unterschiedes zwischen Verstand und Vernunft dar, daß ich nicht umhin kann, darauf aufmerksam zu machen. Nämlich, eine solche Illusion läßt sich zwar für die Vernunft beseitigen, nicht aber für den Verstand zerstören, der, eben weil er reiner Verstand ist, unvernünftig ist. Ich meine dies: bei einer solchen absichtlich veranstalteten Illusion, wissen wir sehr wohl, in abstracto, also für die Vernunft, daß z. B. nur ein Objekt da ist, obwohl wir mit schielenden Augen und verschränkten Fingern zwei sehn und tasten, oder daß zwei dasind, obwohl wir nur eines sehn: aber trotz dieser abstrakten Erkenntnis bleibt die Illusion selbst noch immer unverrückt stehn. Denn der Verstand und die Sinnlichkeit sind für die Sätze der Vernunft unzugänglich, d. h. eben unvernünftig. Auch ergibt sich hier, was eigentlich Schein und was Irrtum sei: jener der Trug des Verstandes, dieser der Trug der Vernunft: jener der Realität, dieser der Wahrheit entgegengesetzt. Schein entsteht allemal entweder dadurch, daß der stets gesetzmäßigen und unveränderlichen Apprehension des Verstandes ein ungewöhnlicher (d. h. von dem, auf welchen er seine Funktionen anzuwenden

gelernt hat, verschiedener) Zustand der Sinnesorgane untergelegt wird; oder dadurch, daß eine Wirkung, welche die Sinne sonst täglich und stündlich durch eine und dieselbe Ursache erhalten, einmal durch eine ganz andre Ursache hervorgebracht wird: so z. B. wenn man eine Malerei für ein Rilievo ansieht, oder ein ins Wasser getauchter Stab gebrochen erscheint, oder der Konkavspiegel einen Gegenstand als vor ihm schwebend, der Konvexspiegel als hinter ihm befindlich zeigt, oder der Mond am Horizont viel größer, als am Zenith sich darstellt, welches nicht auf Strahlenbrechung, sondern allein auf der vom Verstande vollzogenen, unmittelbaren Abschätzung seiner Größe nach seiner Entfernung und dieser, wie bei irdischen Gegenständen, nach der Luftperspektive, d. h. nach der Trübung durch Dünste, beruht. — **Irrtum** hingegen ist ein **Urteil der Vernunft**, welches **nicht** zu etwas außer ihm in derjenigen Beziehung steht, die der Satz vom Grund, in derjenigen Gestalt, in welcher er für die Vernunft als solche gilt, erfordert, also ein wirkliches, aber falsches Urteil, eine grundlose Annahme in abstracto. Schein kann Irrtum veranlassen: dergleichen wäre z. B. beim angeführten Fall das Urteil: „hier sind zwei Kugeln", welches zu nichts in der eben besagten Beziehung steht, also keinen Grund hat. Hingegen wäre das Urteil: „ich fühle eine Einwirkung gleich der von zwei Kugeln", wahr: denn es steht zur empfundenen Affektion in der angegebenen Beziehung. Der Irrtum läßt sich tilgen, eben durch ein Urteil, welches wahr ist und den Schein zum Grunde hat, d. h. durch eine Aussage des Scheins als solchen. Der Schein aber läßt sich nicht tilgen: z. B. durch die abstrakte Vernunfterkenntnis, daß die Abschätzung nach der Luftperspektive und die in horizontaler Linie stärkere Trübung durch Dünste den Mond vergrößert, wird er nicht kleiner. Jedoch kann der Schein allmählich verschwinden, wenn seine Ursache bleibend ist und dadurch das Ungewohnte gewohnt wird. Wenn man z. B. die Augen immer in der schielenden Lage läßt; so sucht der Verstand seine Apprehension zu berichtigen und, durch richtige Auffassung der äußern Ursache, Uebereinstimmung zwischen den Wahrnehmungen auf verschiedenen Wegen, z. B. zwischen Sehn und Tasten, hervorzubringen. Er thut dann von neuem was er im Kinde that: er lernt die Stellen auf jeder Retina kennen, welche der von **einem** Punkt ausgehende Strahl jetzt, bei

der neuen Lage der Augen, trifft. Darum sieht der habituell Schielende doch alles nur einfach. Wenn aber jemand durch einen Zufall, z. B. eine Lähmung der Augenmuskeln, plötzlich zu einem konstanten Schielen gezwungen wird, so sieht er in der ersten Zeit fortdauernd alles doppelt. Dies bezeugt der Fall, den Cheſſelden (Anatomy, p. 324, 3[d] ed.) erzählt, daß durch einen Schlag auf den Kopf, den ein Mann erhielt, seine Augen eine bleibende verdrehte Stellung annahmen: er sah nunmehr alles doppelt, nach einiger Zeit aber wieder einfach, obgleich die unparallele Lage der Augen blieb. Eine ähnliche Krankengeschichte steht in der ophthalmologischen Bibliothek, Bd. 3, 3. St., S. 164. Wäre der dort geschilderte Kranke nicht bald geheilt worden, so würde er zwar fortdauernd geschielt, aber endlich nicht mehr doppelt gesehn haben. Noch ein Fall dieser Art wird erzählt von Home in seiner Vorlesung in den philos. transact. for 1797. — Ebenso würde, wer immer die Finger übereinandergeschlagen behielte, zuletzt auch nicht mehr doppelt tasten. Solange aber einer jeden Tag in einem andern optischen Winkel schielt, wird er alles doppelt sehn. — Uebrigens mag es immer sein, was Buffon behauptet (Hist. de l'acad. des Sciences 1743), daß die sehr stark und nach innen Schielenden mit dem verdrehten Auge gar nicht sehn: nur wird dieses nicht von allen Fällen des Schielens gelten.

Da nun also keine Anschauung ohne Verstand ist, so haben unstreitig alle Tiere Verstand: ja, er unterscheidet Tiere von Pflanzen, wie die Vernunft Menschen von Tieren. Denn der eigentlich auszeichnende Charakter der Tierheit ist das Erkennen, und dieses erfordert durchaus Verstand. Man hat auf vielerlei Weise versucht, ein Unterscheidungszeichen zwischen Tieren und Pflanzen festzusetzen, und nie etwas ganz Genügendes gefunden. Das Treffendeste blieb noch immer motus spontaneus in victu sumendo. Aber dies ist nur ein durch das Erkennen begründetes Phänomen, also diesem unterzuordnen. Denn eine wahrhaft willkürliche, nicht aus mechanischen, chemischen oder physiologischen Ursachen erfolgende Bewegung geschieht durchaus nach einem erkannten Objekt, welches das Motiv jener Bewegung wird. Sogar das Tier, welches der Pflanze am nächsten steht, der Polyp, wenn er mit seinen Armen seinen Raub ergreift und ihn zum Munde führt, hat ihn (wiewohl noch ohne gesonderte Augen) gesehn, wahr-

genommen, und selbst zu dieser Anschauung wäre es nimmermehr ohne Verstand gekommen: das angeschaute Objekt ist das Motiv der Bewegung des Polypen. — Ich würde den Unterschied zwischen unorganischem Körper, Pflanze und Tier also festsetzen: Unorganischer Körper ist dasjenige, dessen sämtliche Bewegungen aus einer äußern Ursache geschehen, die, dem Grade nach, der Wirkung gleich ist, so daß aus der Ursache die Wirkung sich messen und berechnen läßt, und auch die Wirkung eine völlig gleiche Gegenwirkung in der Ursache hervorbringt. Pflanze ist, was Bewegungen hat, deren Ursachen durchaus nicht, dem Grade nach, den Wirkungen gleich sind und folglich nicht den Maßstab für letztere geben, auch nicht eine gleiche Gegenwirkung erleiden: solche Ursachen heißen Reize. Nicht bloß die Bewegungen der sensitiven Pflanzen und des hedysarum gyrans, sondern alle Assimilation, Wachstum, Neigung zum Licht u. s. w. der Pflanzen, ist Bewegung auf Reize. Tier endlich ist das, dessen Bewegungen nicht direkt und einfach nach dem Gesetz der Kausalität, sondern nach dem der Motivation erfolgen, welche die durch das Erkennen hindurchgegangene und durch dasselbe vermittelte Kausalität ist: nur das ist folglich Tier, was erkennt, und das Erkennen ist der eigentliche Charakter der Tierheit. Man wende nicht ein, das Erkennen könne kein charakteristisches Merkmal abgeben, weil wir, als außer dem zu beurteilenden Wesen befindlich, nicht wissen können, ob es erkenne oder nicht. Denn dies können wir allerdings, indem wir nämlich beurteilen, ob dasjenige, worauf seine Bewegungen erfolgen, auf dasselbe als Reiz oder als Motiv gewirkt habe; worüber nie ein Zweifel übrig bleiben kann. Denn obgleich Reize sich auf die angegebene Weise von Ursachen unterscheiden, so haben sie doch noch dies mit ihnen gemein, daß sie, um zu wirken, allemal des Kontakts, oft sogar der Intussusception, stets aber einer gewissen Dauer und Intensität der Einwirkung bedürfen; da hingegen das als Motiv wirkende Objekt nur wahrgenommen zu sein braucht, gleichviel wie lange, wie entfernt, wie deutlich, sobald es nur wirklich wahrgenommen ist. Daß in manchem Betracht das Tier zugleich Pflanze, ja auch unorganischer Körper ist, versteht sich von selbst. — Diese hier nur aphoristisch und kurz dargelegte, sehr wichtige Unterscheidung der drei Kausalitätsstufen findet man gründlicher und spezieller ausgeführt in

den „Beiden Grundproblemen der Ethik", Kap. 3 der ersten Preisschrift, S. 30 ff. [Bd. 7, S. 63 ff. dieser Gesamtausg.], sodann auch in der 2. Auflage der Abhandlung „Ueber die vierfache Wurzel" § 20, S. 45 [Bd. 1, S. 81 ff. dieser Gesamtausg.].

Ich komme jetzt endlich zu dem, was die Beziehung des bisher Gesagten auf unsern eigentlichen Gegenstand, die Farben, enthält, und gehe damit zu einem gar speziellen und untergeordneten Teil der Anschauung der Körperwelt über: denn wie der bis hieher in Betrachtung genommene intellektuale Anteil derselben eigentlich die Funktion der so beträchtlichen 3 bis 5 Pfund wiegenden Nervenmasse des Gehirns ist; so habe ich im folgenden Kapitel bloß die Funktion eines feinen Nervenhäutchens, auf dem Hintergrunde des Augapfels, der Retina, zu betrachten, als deren besonders modifizierte Thätigkeit ich die Farbe, welche als eine allenfalls entbehrliche Zugabe die angeschauten Körper bekleidet, nachweisen werde. Nämlich die Anschauung, d. h. die Apprehension einer objektiven, den Raum in seinen drei Dimensionen ausfüllenden Körperwelt, entsteht, wie oben im allgemeinen gezeigt, im bereits angezogenen § 21 der Abhandlung „Ueber die vierfache Wurzel" aber näher ausgeführt worden ist, durch den Verstand, für den Verstand, im Verstande, welcher, wie auch die ihm zum Grunde liegenden Formen Raum und Zeit, die Funktion des Gehirns ist. Die Sinne sind bloß die Ausgangspunkte dieser Anschauung der Welt. Ihre Modifikationen sind daher vor aller Anschauung gegeben, als bloße Empfindungen, sind die Data, aus denen erst im Verstande die erkennende Anschauung wird. Zu diesen gehört ganz vorzüglich der Eindruck des Lichts auf das Auge und demnächst die Farbe, als eine Modifikation dieses Eindrucks. Diese sind also die Affektion des Auges, sind die Wirkung selbst, welche da ist, auch ohne daß sie auf eine Ursache bezogen werde. Das neugeborne Kind empfindet Licht und Farbe, ehe es den leuchtenden, oder gefärbten Gegenstand als solchen erkennt und anschaut. Auch ändert kein Schielen die Farbe. Verwandelt der Verstand die Empfindung in Anschauung, dann wird freilich auch diese Wirkung auf ihre Ursache bezogen und übertragen, und dem einwirkenden Körper Licht, oder Farbe, als Qualitäten, d. h. Wirkungsarten, beigelegt. Dennoch wird er nur als das diese Wirkung Hervorbringende anerkannt.

„Der Körper ist rot" bedeutet, daß er im Auge die rote Farbe bewirkt. Sein ist überhaupt mit Wirken gleichbedeutend: daher auch im Deutschen, überaus treffend und mit unbewußtem Tiefsinn, alles was ist, wirklich, d. i. wirkend, genannt wird. — Dadurch daß wir die Farbe als einem Körper inhärierend auffassen, wird ihre diesem vorhergegangene unmittelbare Wahrnehmung durchaus nicht geändert: sie ist und bleibt Affektion des Auges: bloß als deren Ursache wird der Gegenstand angeschaut: die Farbe selbst aber ist allein die Wirkung, ist der im Auge hervorgebrachte Zustand, und als solcher unabhängig vom Gegenstande, der nur für den Verstand da ist: denn alle Anschauung ist eine intellektuale.

Zweites Kapitel.

Von den Farben.

§ 2.

Volle Thätigkeit der Retina.

Aus unsrer bisherigen Betrachtung ergibt sich, daß Helle, Finsternis und Farbe, im engsten Sinne genommen, Zustände, Modifikationen des Auges sind, welche unmittelbar bloß empfunden werden. Eine gründliche Betrachtung der Farbe muß von diesem Begriff derselben ausgehn und demnach damit anfangen, sie als physiologische Erscheinung zu untersuchen. Denn um regelrecht und überlegt zu Werke zu gehn, muß man, ehe man zu einer gegebenen Wirkung die Ursache zu entdecken unternimmt, vorher diese Wirkung selbst vollständig kennen lernen; weil man allein aus ihr Data zur Auffindung der Ursache schöpfen kann und nur sie die Richtung und den Leitfaden zu dieser gibt. Newtons Fundamentalversehn war eben, daß er, ohne die Wirkung irgend genau und ihren innern Beziehungen nach kennen zu lernen, voreilig zur Aufsuchung der Ursache schritt. Jedoch ist dasselbe Versehn allen Farbentheorien, von den ältesten bis auf die letzte von Goethe, gemeinsam: sie alle reden bloß

davon, welche Modifikation der Oberfläche ein Körper, oder welche Modifikation das Licht, sei es durch Zerlegung in seine Bestandteile, sei es durch Trübung, oder sonstige Verbindung mit dem Schatten, erleiden muß, um Farbe zu zeigen, d. h. um jene spezifische Empfindung im Auge zu erregen, die sich nicht beschreiben, sondern nur sinnlich nachweisen läßt. Statt dessen ist offenbar der rechte Weg, sich zunächst an diese Empfindung selbst zu wenden, um zu erforschen, ob nicht aus ihrer Beschaffenheit und Gesetzmäßigkeit sich herausbringen ließe, worin sie an und für sich, also physiologisch, bestehe. Offenbar wird eine solche genaue Kenntnis der Wirkung, von welcher eigentlich, wenn man von Farben spricht, die Rede ist, auch Data liefern zur Auffindung der Ursache, d. h. des äußern Reizes, der solche Empfindung erregt. Zunächst nämlich muß überall zu jeder möglichen Modifikation einer Wirkung eine ihr genau entsprechende Modifikabilität der Ursache nachweisbar sein; ferner, wo die Modifikationen der Wirkung keine scharfe Grenzen gegeneinander zeigen, da dürfen auch in der Ursache dergleichen nicht abgesteckt sein, sondern muß auch hier dieselbe Allmählichkeit der Uebergänge sich vorfinden; endlich, wo die Wirkung Gegensätze zeigt, d. h. eine gänzliche Umkehrung ihres Charakters gestattet, da müssen auch hiezu die Bedingungen in der Natur der Ursache liegen, gemäß der Regel des Aristoteles: των γαρ εναντιων τα εναντια αιτια (nam contrariorum contrariae sunt causae), De generat. et corrupt. II, 10. Diesem allem gemäß, wird man finden, daß meine Theorie, welche die Farbe nur an sich selbst, d. h. als gegebene spezifische Empfindung im Auge betrachtet, schon Data a priori an die Hand gibt zur Beurteilung der Newtonischen und Goetheschen Lehre vom Objektiven der Farbe, d. h. von den äußern Ursachen, die im Auge solche Empfindung erregen: und da wird sich ergeben, daß alles für die Goethesche und gegen die Newtonische Lehre spricht. — Also erst nach der Betrachtung der Farbe als solcher, d. h. als spezifischer Empfindung im Auge, ist, als eine von ihr völlig verschiedene, die der äußeren Ursachen jener besondern Modifikationen der Lichtempfindung anzustellen, d. h. die Betrachtung derjenigen Farben, welche Goethe sehr richtig in physische und chemische eingeteilt hat.

Es ist unbezweifelte Lehre der Physiologie, daß alle Sensibilität nie reine Passivität sei, sondern Reaktion auf

empfangenen Reiz. Sogar in spezieller Hinsicht auf das Auge, und namentlich sofern es Farben sieht, hat sie schon Aristoteles ausgesprochen: ου μονον πασχει, αλλα και αντιποιει το των χρωματων αισθητηριον (non modo patitur sensorium, quo natura colorum percipitur, sed etiam vicissim agit), De insomniis, 2. — Eine sehr überzeugende Auseinandersetzung der Sache findet man, unter andern, in Darwins Zoonomia p. 19 seqq. — Ich werde die dem Auge überhaupt eigentümliche Reaktion auf äußern Reiz seine Thätigkeit nennen und zwar, näher, die Thätigkeit der Retina; da diese der unbezweifelte Sitz dessen ist, was beim Sehn in der bloßen Empfindung besteht. Dasjenige, was durch sich selbst, unmittelbar und ursprünglich, diese Thätigkeit anreizt, ist das Licht. Das die volle Einwirkung des Lichts empfangende Auge äußert also die volle Thätigkeit der Retina. Mit Abwesenheit des Lichtes, oder Finsternis, tritt Unthätigkeit der Retina ein.

Körper, welche unter Einwirkung des Lichtes auf sie, ganz wie das Licht selbst auf das Auge zurückwirken, sind glänzend, oder Spiegel.

Weiß aber sind die Körper, welche, der Einwirkung des Lichtes ausgesetzt, nicht ganz wie das Licht selbst auf das Auge zurückwirken, sondern mit einer geringen Verschiedenheit, nämlich mit einer gewissen Milderung und gleichmäßigen Verbreitung, die man, wenn man nicht von der Erscheinung im Auge auf ihre Ursache abgehn will, nicht näher bestimmen kann, als daß sie die Abwesenheit des Glanzes und der strahlenden Beschaffenheit des Lichtes sei. Man könnte, wie man strahlende Wärme von der diffundierten unterscheidet, die Weiße diffundiertes Licht nennen. Will man aber die Wirkung durch die Ursache ausdrücken, dann ist Goethes Erklärung des auf physischem Wege erscheinenden Weißen, daß es die vollendete Trübe sei, überaus treffend und richtig. Körper, welche, unter Einwirkung des Lichtes auf sie, gar nicht auf das Auge zurückwirken, sind schwarz.

Vom Glanze wird in dieser ganzen Betrachtung, als etwas ihren Gegenstand nicht Angehendem, abgesehn. Das Weiße wird als das zurückwirkende Licht, und daher die Wirkung beider (des Lichtes und des Weißen) auf das Auge als im wesentlichen dieselbe angesehn. Wir sagen demnach: unter Einwirkung des Lichtes, oder des Weißen, ist die

Retina in voller Thätigkeit: mit Abwesenheit jener beiden aber, d. h. bei Finsternis, oder Schwarz, tritt Unthätigkeit der Retina ein.

§ 3.

Intensiv geteilte Thätigkeit der Retina.

Die Einwirkung des Lichtes und des Weißen auf die Retina und die aus ihr erfolgende Thätigkeit derselben hat Grade, in denen, mit stetigem Uebergang, das Licht der Finsternis und das Weiße dem Schatten sich annähert. Im ersten Fall heißen sie Halbschatten und im andern Grau. Wir erhalten also folgende zwei Reihen der Bestimmungen der Thätigkeit der Retina, die im wesentlichen nur eine Reihe ausmachen und bloß durch den Nebenumstand der unmittelbaren, oder der vermittelten Einwirkung des Reizes auseinandertreten:

Licht;	Halbschatten;	Finsternis.
Weiß;	Grau;	Schwarz.

Die Grade der verminderten Thätigkeit der Retina (Halbschatten und Grau) bezeichnen eine nur teilweise Intensität derselben: ich nenne deshalb die Möglichkeit solcher Grade überhaupt die intensive Teilbarkeit der Thätigkeit der Retina.

§ 4.

Extensiv geteilte Thätigkeit der Retina.

Wie wir die Thätigkeit der Retina intensive teilbar fanden, so kann dieselbe auch, da sie einem ausgedehnten Organ inhäriert, eben mit diesem, extensive geteilt werden: wodurch eine extensive Teilbarkeit der Retina gegeben ist.

Das Dasein dieser ergibt sich schon daraus, daß das Auge mannigfaltige Eindrücke zugleich, also nebeneinander, erhalten kann. Besonders hervorgehoben aber wird es durch die von Goethe (Farbenlehre Bd. 1, S. 9 und 13) dargestellte Erfahrung, daß ein schwarzes Kreuz auf weißem Grunde, eine Weile angesehen und dann diesen Eindruck gegen den gleichgültigen einer grauen oder dämmernden Fläche vertauscht, die umgekehrte Erscheinung im Auge veranlaßt, nämlich ein weißes Kreuz auf schwarzem Grunde. Der Versuch läßt sich jeden Augenblick am Fensterkreuze machen.

Diese Erscheinung erklärt sich daraus, daß auf denjenigen Stellen der Retina, welche vom weißen Grunde getroffen wurden, die Thätigkeit derselben durch diesen Reiz so erschöpft ist, daß sie gleich darauf nicht mehr merklich erregt werden kann durch den viel geringern Reiz der grauen Fläche, welche hingegen auf die übrigen, vorhin vom schwarzen Kreuz getroffenen und während dieser Unthätigkeit ausgeruhten Stellen, mit ihrer ganzen Kraft wirkt und daselbst einen dieser angemessenen intensiven Grad der vollen Thätigkeit der Retina hervorruft. Demnach ist die Umkehrung der Erscheinung hier eigentlich nur scheinbar, wenigstens nicht, wie man übrigens zu glauben geneigt sein möchte, spontan, nämlich eine wirkliche Aktion, in die der vorhin ausgeruhte Teil von selbst geriete: denn, wenn man, nach erhaltenem Eindruck, das Auge schließt (wobei man aber die Augen mit der Hand bedecken muß), oder ins völlig Finstere sieht, so kehrt die Erscheinung sich nicht um; sondern bloß der empfangene Eindruck dauert eine Weile fort; wie dies auch Goethe angibt (Farbenl. Bd. 1, Teil 1, § 20): diese Thatsache würde mit jener Annahme nicht zu vereinigen sein. Wenn man jedoch hiebei die Augen mit der Hand zu bedecken vernachlässigt; so wird das durch die Augenlider eindringende Licht die oben angeführte Wirkung einer grauen Fläche thun und demnach die Erscheinung allerdings sich umkehren: daß aber dies die Folge des besagtermaßen eindringenden Lichtes ist, geht daraus hervor, daß, sobald man alsdann die Augen mit der Hand bedeckt, die Umkehrung sogleich wegfällt. Diese Erfahrung hat schon Franklin gemacht, dessen eigenen Bericht darüber Goethe wiedergibt, im historischen Teil seiner Farbenlehre. — Es ist erfordert, daß man hierüber im klaren sei, damit man die wesentliche Verschiedenheit dieser Erscheinung von der sogleich zu erörternden wohl erkenne.

§ 5.

Qualitativ geteilte Thätigkeit der Retina.

Die bis hieher dargestellte und keinem Zweifel unterworfene intensive und extensive Teilbarkeit der Thätigkeit der Retina läßt sich zusammenfassen unter den gemeinsamen Begriff einer quantitativen Teilbarkeit der Thätigkeit der Retina. Nunmehr aber ist mein Vorhaben zu

zeigen, daß noch eine dritte, von jenen beiden toto genere verschiedene Teilung jener Thätigkeit vorgehn kann, nämlich eine qualitative, und daß diese wirklich vollzogen wird, sobald dem Auge irgend eine Farbe, auf welchem Wege es auch sei, gegenwärtig ist. Zu dieser Betrachtung bietet uns die am Ende des vorigen Paragraphs erwähnte Erscheinung einen bequemen Uebergang dar. Ich werde sie sogleich nochmals vor die Augen bringen.

Zuvor aber muß ich hier dem Leser die Eröffnung machen, daß zum Verständnis des jetzt folgenden eigentlichen Kerns meiner Theorie der Farbe die Autopsie unerläßlich ist, er also die hier sogleich anzugebenden Versuche selbst nachzumachen hat. Glücklicherweise ist dies äußerst leicht. Es bedarf dazu weiter nichts, als einiger, in den anzugebenden Farben, lebhaft gefärbter Stückchen Papiers, oder Seidenbandes, welche man in die hier angenommene Scheibenform, oder auch in jede beliebige andere, wenige Quadratzolle groß, schneidet, solche auf eine graue, oder weiße Stubenthüre leicht befestigt und alsdann, nach etwan 30 Sekunden unverwandten Anschauens derselben, sie schnell wegreißt, jedoch die Stelle, welche sie einnahmen, im Auge behält, woselbst jetzt, statt der dagewesenen, eine völlig andere Farbe, in derselben Figur, sich zeigt. Diese kann nicht ausbleiben: sollte man sie nicht sogleich wahrnehmen; so liegt dies bloß am Mangel gehöriger Aufmerksamkeit und der Gewohnheit darauf zu achten. Die größte Energie erlangt das Experiment, wenn man Stückchen lebhaft gefärbter Seide an die Fensterscheibe klebt, wo man sie vom Lichte durchdrungen sieht. — Ohne diese Autopsie aber wird man nicht eigentlich wissen, wovon im weiteren Verfolg durchweg die Rede ist, sondern sich mit bloßen Worten herumschleppen.

Man betrachte also zuvörderst, 20 bis 30 Sekunden hindurch, eine weiße Scheibe auf schwarzem Grunde, und sehe sodann auf eine dämmernde oder hellgraue Fläche: da wird dem Auge sich eine schwarze Scheibe auf hellem Grunde darstellen. Dies ist noch völlig die Erscheinung der extensiven Teilbarkeit der Thätigkeit der Retina. Auf der Stelle derselben nämlich, welche von der weißen Scheibe affiziert war, ist hiedurch die Sehkraft auf eine Weile erschöpft, wodurch völlige Unthätigkeit derselben, unter schwächerem Reize, eintritt. Man kann dies damit vergleichen, daß ein Tropfen Schwefeläther, der auf der Hand verdunstet,

die Wärme dieser Stelle wegnimmt, bis sie allmählich sich wieder herstellt. — Nunmehr aber setze man an die Stelle der weißen Scheibe eine gelbe. Jetzt wird, wenn man auf die graue Fläche blickt, statt der schwarzen Scheibe, welche die völlige Unthätigkeit dieser Stelle der Retina aussprach, sich eine violette darstellen. Dies ist was Goethe treffend das physiologische Farbenspektrum nennt; wie er denn auch sämtliche hiehergehörige Thatsachen, mit großer Richtigkeit und erschöpfender Vollständigkeit, dargestellt hat, jedoch darüber nicht hinausgegangen ist. Uns nun aber beschäftigt gegenwärtig das Rationale der Sache, also der hier vor sich gehende physiologische Prozeß, und wird es um so ernstlicher, als, meiner Meinung nach, allein aus der richtigen Erklärung desselben ein wahres Verständnis des eigentlichen Wesens der Farbe überhaupt möglich ist, aber aus ihr klar hervorgeht, sobald man nur Augen und Kopf zugleich anwenden will. Nämlich aus der Anschauung des besagten Phänomens und aus der aufmerksamen Vergleichung dessen, was auf eine weiße, mit dem, was auf eine gelbe Scheibe im Auge folgt, ergibt sich mir nachstehende Erklärung dieses Vorgangs, welche zunächst keiner andern Begründung fähig ist, noch bedarf, als eben der unmittelbaren Beurteilung des Phänomens selbst, indem sie bloß der richtige Ausdruck desselben ist. Denn hier sind wir zu dem Punkte gelangt, wo der sinnliche Eindruck das Seinige gethan hat, weiter nichts zu geben vermag, und nunmehr die Reihe an die Urteilskraft kommt, das empirisch Gegebene zu verstehn und auszusprechen. Jedoch wird die Richtigkeit dieser Erklärung aus unsrer ferneren Betrachtung, die jenes Phänomen unter seinen verschiedenen Phasen verfolgt, mehr und mehr hervortreten, endlich aber ihre volle Bestätigung erhalten durch die § 10 darzulegende Rechnungsprobe der Sache.

Bei der Darstellung der gelben Scheibe im Auge ist nicht, wie vorhin von der weißen, die volle Thätigkeit der Retina erregt und dadurch mehr oder weniger erschöpft worden; sondern die gelbe Scheibe vermochte nur einen Teil derselben hervorzurufen, den andern zurücklassend: so daß jene Thätigkeit der Retina sich nunmehr qualitativ geteilt hat und in zwei Hälften auseinandergetreten ist, davon die eine sich als gelbe Scheibe darstellte, die andre dagegen zurückblieb und nun von selbst, ohne neuen äußern Reiz, als violettes Spektrum nachfolgt. Beide, die gelbe Scheibe

und das violette Spektrum, als die bei dieser Erscheinung getrennten qualitativen Hälften der vollen Thätigkeit der Retina, sind zusammengenommen dieser gleich: ich nenne daher, und in diesem Sinn, jede das Komplement der andern. Da nun aber ferner der Eindruck des Gelben dem des vollen Lichtes, oder des Weißen, viel näher kommt, als der Eindruck des Violetten; so müssen wir zur ersten Annahme sogleich die zweite fügen, nämlich daß die qualitativen Hälften, in welche hier die Thätigkeit der Retina sich teilte, einander nicht gleich sind, sodern die gelbe Farbe ein viel größerer qualitativer Teil jener Thätigkeit ist, als ihr Komplement, die violette. Man bemerke aber wohl, daß das unwesentliche Hell und Dunkel, welches die Vermischung der Farbe mit Weiß oder Schwarz ist und unten noch besonders erörtert werden soll, hier nicht gemeint ist und nichts zur Sache thut. Jede Farbe nämlich hat einen Punkt der größten Reinheit und Freiheit von allem Weiß und Schwarz, welcher Punkt, auf Runges sehr sinnreich erdachter Farbenkugel, durch den Aequator, der vom weißen und schwarzen Pol gleich fern liegt, dargestellt ist. Auf diesen Aequator nämlich sind sämtliche Farben aufgetragen, mit ganz unmerklichen Uebergängen der einen in die andere; so daß z. B. das Rot, nach der einen Seite hin, ganz allmählich ins Orange, dieses ins Gelbe, dieses ins Grüne, dieses ins Blaue, dieses ins Violette übergeht, welches letztere wieder zum Rot zurückkehrt. Diese sämtlichen Farben aber zeigen nur auf dem Aequator sich in voller Energie, und verlieren diese, nach dem schwarzen Pole hin, durch Verdunkelung, nach dem weißen hin, durch Verblassung, mehr und mehr. Auf diesem Punkt ihrer größten Energie nun also, wie solche der Aequator darstellt, hat jede Farbe eine innere und wesentliche Annäherung zum Weißen, oder Aehnlichkeit mit dem Eindruck des vollen Lichtes, und andrerseits wieder eine dieser im umgekehrten Verhältnis entsprechende Dunkelheit, also Annäherung zur Finsternis. Durch diesen jeder Farbe wesentlichen und eigentümlichen Grad von Helle, oder Dunkelheit, sind sie demnach, auch abgesehn von ihrer sonstigen Differenz, schon voneinander verschieden, indem die eine dem Weißen, die andere dem Schwarzen näher steht; und diese Verschiedenheit ist augenfällig. Jene der Farbe wesentliche innere Helle ist von aller ihr durch zufällige Beimischung gegebenen sehr unter-

schieden, indem die Farbe sie im Zustand ihrer größten Energie beibehält, das zufällige, eingemischte Weiß aber diese schwächt. So ist z. B. Violett unter allen Farben die wesentlich dunkelste, unwirksamste; Gelb dagegen die wesentlich hellste und heiterste: nun kann zwar das Violette, durch Beimischung von Weiß, sehr hell werden; aber es erhält dadurch keine größere Energie, vielmehr verliert es nur noch mehr von der ihm eigentümlichen, und wird in ein blasses, mattes, dem Hellgrau ähnliches Lila verwandelt, das keineswegs sich mit der Energie des Gelben vergleichen kann, ja nicht einmal die des Blauen je erreicht. Umgekehrt kann man allen und auch den wesentlich hellsten Farben, durch Beimischung von Schwarz, jeden beliebigen Grad von Dunkelheit erteilen; welches ihnen aufgedrungene Dunkel aber ebenfalls sogleich ihre Energie schwächt: so wenn aus Gelb Braun wird. An der Wirksamkeit der Farben als solcher also, an ihrer Energie, läßt sich erkennen, ob sie rein sind und frei von allem ihrem Wesen fremden Schwarz oder Weiß. Durch seine innere, wesentliche Helligkeit nun, gibt das Gelbe sich als einen ungleich größeren qualitativen Teil der Thätigkeit des Auges zu erkennen, als sein Komplement, das Violette, welches vielmehr von allen Farben die dunkelste ist.

Man lasse nunmehr die zum Beispiel gebrauchte vorhin gelbe Scheibe rotgelb werden; so wird das Violett des darauf erscheinenden Spektrums sich vom Roten genau so viel entfernen, als die Scheibe sich demselben genähert hat: ist diese gerade in der Mitte zwischen Gelb und Rot, also Orange; so ist das Spektrum rein Blau. Das Orange ist vom Weißen, als der vollen Thätigkeit der Retina, schon ferner, als das Gelbe, und dagegen das Blau, sein Komplement, um ebensoviel dem Weißen näher, als das Violette. Hier sind also die qualitativen Hälften der geteilten Thätigkeit sich schon viel weniger ungleich. Ganz gleich werden sie endlich, wenn die Scheibe rot und das Spektrum vollkommen grün wird. Unter Rot ist hier jedoch Goethes Purpur, d. h. das wahre, reine, weder ins Gelbe, noch ins Violette irgend ziehende Rot (so ziemlich die Farbe des auf einer weißen Porzellantasse aufgetrockneten Karmins), zu verstehn, nicht aber Newtons Rot, das prismatische, als welches ganz und gar gelbrot ist. Jenes wahre, reine Rot nun also ist vom Weißen und vom Schwarzen gerade so weit

entfernt, wie sein Komplement, das vollkommene Grün. Demnach stellen diese beiden Farben die in zwei gleiche Hälften qualitativ geteilte Thätigkeit der Retina dar. Hieraus erklärt sich ihre auffallende, jede andere übertreffende Harmonie, die Stärke, mit der sie sich fordern und hervorrufen, und die ausgezeichnete Schönheit, die wir jeder derselben für sich und noch mehr beiden nebeneinander zuerkennen; daher keine andere Farbe den Vergleich mit ihnen aushält und ich diese beiden völlig gleichen Hälften der qualitativ geteilten Thätigkeit der Retina, Rot und Grün, χρωματα κατ᾽ ἐξοχην, couleurs par excellence nennen möchte; weil sie das Phänomen der Bipartition der Thätigkeit der Retina in höchster Vollkommenheit darstellen. Denn in jedem andern Farbenpaar steht die eine Farbe dem Weißen näher, als dem Schwarzen, und die andere umgekehrt: nur in diesem ist es nicht so; die Teilung der Thätigkeit der Retina ist hier in eminentem Grade qualitativ, das Quantitative macht sich nicht, wie dort, direkt fühlbar. — Geht nun endlich unsere zuletzt rot gewesene Scheibe ins Blaurote (Violette) über; so wird nunmehr das Spektrum gelb, und wir durchwandern denselben Kreis in entgegengesetzter Richtung.

Folgende Verhältnisse lassen sich freilich vorderhand nicht beweisen und müssen insofern sich gefallen lassen hypothetisch zu heißen*): allein aus der Anschauung erhalten sie eine so entschiedene, unmittelbare Bewährung und Ueberzeugungskraft, daß schwerlich jemand sie im Ernst und aufrichtig ableugnen wird; daher eben auch der Prof. A. Rosas, der im ersten Bande seines Handbuchs der Augenheilkunde sich per fas et nefas das Meinige aneignet, diese Verhältnisse geradezu als selbstevident einführt (das Nähere hierüber findet man im „Willen in der Natur“, 2. Aufl. S. 15 [Bd. 6, S. 248 dieser Gesamtausg.]). Wie nämlich Rot und Grün die beiden völlig gleichen qualitativen Hälften der Thätigkeit der Retina sind, so ist Orange zwei Drittel dieser Thätigkeit, und sein Komplement Blau nur ein Drittel; Gelb ist drei Viertel der vollen Thätigkeit, und sein Komplement Violett nur ein Viertel. Es darf uns hiebei nicht irre machen, daß Violett, da es zwischen Rot, das

*) Die Angabe zweier, allenfalls zum Beweise für sie dienender Experimente findet man am Ende des § 13.

ein Halb ist, und Blau, das ein Drittel ist, in der Mitte liegt, doch nur ein Viertel sein soll: es ist hier wie in der Chemie: aus den Bestandteilen läßt sich die Qualität der Zusammensetzung nicht vorhersagen. Violett ist die dunkelste aller Farben, obgleich es aus zwei hellern, als es selbst ist, entsteht; daher es auch, sobald es nach einer oder der andern Seite sich neigt, heller wird. Dies gilt von keiner andern Farbe: Orange wird heller, wenn es zum Gelben, dunkler, wenn es zum Roten sich neigt; Grün, heller nach der gelben, dunkler nach der blauen Seite; Gelb, als die hellste aller Farben, thut umgekehrt dasselbe, was sein Komplement, das Violett: es wird nämlich dunkler, es mag sich zur orangen oder zur grünen Seite neigen. — Aus der Annahme eines solchen, in ganzen und den ersten Zahlen ausdrückbaren Verhältnisses, und zwar allein daraus, erklärt es sich vollkommen, warum Gelb, Orange, Rot, Grün, Blau, Violett feste und ausgezeichnete Punkte im sonst völlig stetigen und unendlich nuancierten Farbenkreise, wie ihn der Aequator der Rungeschen Farbenkugel darstellt, sind, und man sie durch Beilegung besonderer Namen überall und von jeher dafür erkannt hat. Liegen ja doch zwischen ihnen unzählige Farbennuancen, deren jede ebensogut einen eigenen Namen haben könnte: worauf also beruht das Vorrecht jener sechs? Auf dem soeben angeführten Grunde, daß in ihnen die Bipartition der Thätigkeit der Retina sich in den einfachsten Brüchen darstellt. Gerade so, wie auf der Tonleiter, welche ja ebenfalls in einen von der untern zur obern Oktave, durch unmerkliche Uebergänge, heulend aufsteigenden Ton sich auflösen läßt, die sieben Stufen abgesteckt sind (wodurch eben sie zur Leiter, scala, wird) und eigene Namen erhalten haben, abstrakt als Prime, Sekunde, Terz u. s. w., konkret als ut, re, mi u. s. w., bloß aus dem Grunde, daß die Schwingungen gerade dieser Töne in rationalem Zahlenverhältnis zu einander stehn. — Bemerkenswert ist es, daß schon Aristoteles gemutmaßt hat, daß dem Unterschiede der Farben, wie dem der Töne, ein Zahlenverhältnis zum Grunde liegen müsse und daß, je nachdem dasselbe rational oder irrational wäre, die Farben rein und unrein ausfielen. Nur weiß er nicht, worauf eigentlich dasselbe beruhen soll. Die Stelle steht im Buche De sensu et sensibili, c. 3, in der Mitte: εστι μεν ουν ούτως ὑπολαβειν κ. τ. λ.; wobei ich bemerke, daß man vor τρια γαρ einzuschalten hat τα μεν.

Anmerkung. Man hat nicht Anstoß daran zu nehmen, daß, indem die qualitative Teilung der Thätigkeit des Auges zum Unterschied und im Gegensatz der bloß quantitativen aufgestellt worden, dennoch bei jener von gleichen und ungleichen Hälften, also einem quantitativen Verhältnis, die Rede ist. Jede qualitative Teilung nämlich ist zugleich, in einer untergeordneten Hinsicht, eine quantitative. So ist jede chemische Scheidung eine qualitative Teilung der Materie, im Gegensatz der bloß quantitativen, mechanischen Teilung: notwendig ist aber auch jene zugleich immer noch eine quantitative, ein Teilen der Masse als Masse, eben wie die mechanische. —

Die gegebene Erklärung der Farbe ist also im wesentlichen folgende. Die Farbe ist die qualitativ geteilte Thätigkeit der Retina. Die Verschiedenheit der Farben ist das Resultat der Verschiedenheit der qualitativen Hälften, in welche diese Thätigkeit auseinandergehen kann, und ihres Verhältnisses zu einander. Gleich können diese Hälften nur einmal sein, und dann stellen sie das wahre Rot und das vollkommene Grün dar. Ungleich können sie in unzähligen Verhältnissen sein, und daher ist die Zahl der möglichen Farben unendlich. Jeder Farbe wird, nach ihrer Erscheinung, ihr im Auge zurückgebliebenes Komplement zur vollen Thätigkeit der Retina, als physiologisches Spektrum nachfolgen. Dies geschieht, weil die Nervennatur der Retina es mit sich bringt, daß, wenn sie, durch die Beschaffenheit eines äußern Reizes, zur Teilung ihrer Thätigkeit in zwei qualitativ verschiedene Hälften genötigt worden ist, dann der vom Reiz hervorgerufenen Hälfte, nach Wegnahme desselben, die andere von selbst nachfolgt: indem nämlich die Retina den natürlichen Trieb hat, ihre Thätigkeit ganz zu äußern, sucht sie, nachdem solche auseinandergerissen war, sie wieder zu ergänzen. Ein je größerer Teil der vollen Thätigkeit der Retina eine Farbe ist, ein desto kleinerer muß ihr Komplement zu dieser Thätigkeit sein: d. h. je mehr eine Farbe, und zwar wesentlich, nicht zufällig, hell, dem Weißen nahe ist, desto dunkler, der Finsternis näher, wird das nach ihr sich zeigende Spektrum sein; und umgekehrt. Da der Farbenkreis eine zusammenhängende stetige Größe, ohne innre Grenzen, ist, und alle seine Farben durch unmerkliche Nuancen ineinander übergehn; so erscheint es, wenn man auf diesem Standpunkt stehn bleibt, als beliebig, wie viele Farben man annehmen will. Nun aber finden sich bei allen Völkern,

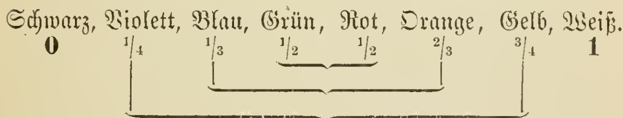
zu allen Zeiten, für Rot, Grün, Orange, Blau, Gelb, Violett, besondere Namen, welche überall verstanden werden, als die nämlichen, ganz bestimmten Farben bezeichnend; obschon diese in der Natur höchst selten rein und vollkommen vorkommen: sie müssen daher gewissermaßen a priori erkannt sein, auf analoge Weise, wie die regelmäßigen geometrischen Figuren, als welche in der Wirklichkeit gar nicht vollkommen darzustellen sind und doch von uns, mit allen ihren Eigenschaften, vollkommen erkannt und verstanden werden. Wenn nun gleich jene Namen den wirklichen Farben meistens nur a potiori beigelegt werden, d. h. jede vorkommende Farbe nach derjenigen aus jenen sechs benannt wird, der sie am nächsten kommt; so weiß doch jeder sie von der Farbe, der jener Name im engsten Sinne angehört, noch immer zu unterscheiden und anzugeben, ob und wie sie von dieser abweicht, z. B. ob ein empirisch gegebenes Gelb rein sei, oder ob es ins Grüne oder Orange ziehe: er muß also eine Norm, ein Ideal, eine epikurische Anticipation*) der gelben und jeder Farbe, unabhängig von der Erfahrung, in sich tragen, mit welcher er jede wirkliche Farbe vergleicht. Den Schlüssel hiezu gibt uns einzig und allein die Erkenntnis, daß das sich als in gewissen ganzen und den ersten Zahlen ausdrückbar darstellende Verhältnis der beiden Hälften, in welche, bei den angeführten Farben, die Thätigkeit der Retina sich teilt, diesen drei Farbenpaaren einen Vorzug gibt, der sie vor allen andern auszeichnet. Demgemäß bezieht unsre Prüfung der Reinheit einer gegebenen Farbe, z. B. ob dieses Gelb genau ein solches sei, oder aber ins Grüne, oder auch ins Orange falle, sich auf die genaue Richtigkeit des durch sie ausgedrückten Bruchs. Daß wir aber dies arithmetische Verhältnis durch das bloße Gefühl beurteilen können, erhält einen Beleg von der Musik, deren Harmonie auf den viel größeren und komplizierteren Zahlenverhältnissen der gleichzeitigen Schwingungen beruht, deren Töne wir jedoch, nach dem bloßen Gehöre, höchst genau und dennoch arithmetisch beurteilen; so daß jeder regelrecht beschaffene Mensch im stande ist, anzugeben, ob ein angeschlagener Ton die richtige Terz, Quint, oder Oktav eines andern sei. Wie die sieben Töne der Skala sich von den

*) anticipationem, quam appellat *προληψιν* Epicurus, i. e. anteceptam animo rei quandam informationem, sine qua nec intelligi quidquam, nec quaeri, nec disputari potest. (Cic., De nat. Deor. I, 16.)

unzähligen andern, der Möglichkeit nach, zwischen ihnen liegenden nur durch die Rationalität ihrer Vibrationszahlen auszeichnen; so auch die sechs mit eigenen Namen belegten Farben von den unzähligen zwischen ihnen liegenden nur durch die Rationalität und Simplicität des in ihnen sich darstellenden Bruches der Thätigkeit der Retina. Wie ich, ein Instrument stimmend, die Richtigkeit eines Tones dadurch prüfe, daß ich seine Quint oder Oktav anschlage; so prüfe ich die Reinheit einer vorliegenden Farbe dadurch, daß ich ihr physiologisches Spektrum hervorrufe, dessen Farbe oft leichter zu beurteilen ist, als sie selbst: so habe ich z. B., daß das Grün des Grases stark ins Gelbe fällt, erst daraus ersehn, daß das Rot seines Spektrums stark ins Violette zieht. Wenn wir nicht eine subjektive Anticipation der sechs Hauptfarben hätten, die uns eine Norm a priori für sie gibt; so würden wir, da dann die Bezeichnung derselben durch eigene Namen bloß konventionell wäre, wie die der Modefarben es wirklich ist, über die Reinheit einer gegebenen Farbe kein Urteil haben und demnach manches gar nicht verstehn können, z. B. was Goethe vom wahren Rot sagt, daß es nicht das gewöhnliche Scharlachrot sei, als welches gelbrot ist, sondern mehr das des Karmins; während jetzt dies sehr wohl verständlich und dann auch einleuchtend ist.

Aus meiner Darstellung ergibt sich folgendes Schema:

Schwarz, Violett, Blau, Grün, Rot, Orange, Gelb, Weiß.



Schwarz und Weiß, da sie keine Brüche, also keine qualitative Teilung darstellen, sind nicht, im eigentlichen Sinne, Farben; wie man dies auch allezeit erkannt hat. Sie stehn hier bloß als Grenzpfosten, zur Erläuterung der Sache. Die wahre Farbentheorie hat es demnach stets mit Farbenpaaren zu thun, und die Reinheit einer gegebenen Farbe beruht auf der Richtigkeit des in ihr sich darstellenden Bruchs. Hingegen eine bestimmte Anzahl, z. B. sieben, unabhängig von der Thätigkeit der Retina und den Verhältnissen ihrer Teilbarkeit, realistisch da draußen vorhandener Urfarben, die zusammen die Summe aller Farben ausmachten, anzunehmen, ist absurd. Die Zahl der Farben ist unendlich: dennoch

enthalten jede zwei entgegengesetzte Farben die Elemente, die volle Möglichkeit aller andern. Hierin liegt die Ursache davon, daß wenn man von den chemischen drei Grundfarben, Rot, Gelb, Blau, ausgeht, jede von ihnen die beiden andern im Verein zum Komplement hat. Denn die Farbe erscheint immer als Dualität; da sie die qualitative Bipartition der Thätigkeit der Retina ist. Chromatologisch darf man daher gar nicht von einzelnen Farben reden, sondern nur von Farbenpaaren, deren jedes die ganze, in zwei Hälften zerfallne Thätigkeit der Retina enthält. Die Teilungspunkte sind unzählig, und, als durch äußere Ursachen bestimmt, insofern für das Auge zufällig. Sobald aber die eine Hälfte gegeben ist, folgt die andre, als ihr Komplement, notwendig. Dies ist dem zu vergleichen, daß in der Musik der Grundton willkürlich, mit ihm aber alles andre bestimmt ist. Es war, dem Gesagten zufolge, eine doppelte Absurdität, die Summe aller Farben aus einer ungeraden Zahl bestehn zu lassen: hierin blieben aber die Newtonianer sich immer treu, wenn sie auch von der Zahl, welche ihr Meister festgesetzt, abgingen und bald fünf bald drei Urfarben annahmen.

§ 6.

Polarität der Retina und Polarität überhaupt.

Diese nunmehr dargestellte, sich qualitativ teilende Thätigkeit der Retina glaube ich mit dem vollsten Recht eine Polarität nennen zu können, ohne zu den häufigen Mißbräuchen, welche dieser Begriff in der Periode der Schellingschen Naturphilosophie erlitten hat, einen neuen zu fügen. Jene eigentümliche Funktion der Retina wird dadurch unter einen Gesichtspunkt gebracht mit andern Erscheinungen, mit welchen sie dieses gemein hat, daß zwei, in specie entgegengesetzte, in genere aber identische Erscheinungen wesentlich einander bedingen, dergestalt, daß keine ohne die andere weder gesetzt noch aufgehoben werden kann, dennoch aber so, daß sie nur in der Trennung und im Gegensatze bestehn und ihre Vereinigung, nach der sie beständig streben, eben das Ende und Verschwinden beider ist. Die Polarität der Retina hat indessen das Unterscheidende, daß bei ihr in der Zeit, also successiv ist, was bei den andern polarischen Erscheinungen

im Raum, also simultan. Ferner hat sie das Besondere, daß der Indifferenzpunkt, wiewohl innerhalb gewisser Grenzen, verrückbar ist. Der hier aufgestellte und mit dem anschaulichsten Beispiele verbundene Begriff einer *qualitativ geteilten* Thätigkeit möchte sogar der Grundbegriff *aller Polarität* sein und unter ihn sich Magnetismus, Elektrizität und Galvanismus bringen lassen, von welchen jedes nur die Erscheinung einer in zwei sich bedingende, sich suchende und zur Wiedervereinigung strebende Hälften zerfallenen Thätigkeit ist. In diesem Sinne können wir sodann einen auf sie alle passenden Ausdruck in Platos Worten aufstellen: επειδη ουν ἡ φυσις διχα ετμηθη, ποθουν ἑκαστον το ἡμισυ το αὐτου, ξυνηει. Auch fallen sie unter den großen chinesischen Gegensatz des *Yin* und *Yang*. Die Polarität des Auges könnte sogar, als die zunächstliegende, uns über das innere Wesen aller Polarität in mancher Hinsicht Aufschlüsse geben. Indem man die bei den andern übliche Bezeichnung auch auf sie anwendet, wird man nicht anstehn, das + dem Rot, Orange und Gelb, hingegen das — dem Grün, Blau und Violett beizulegen; weil die hellste Farbe und der größte Zahlenbruch der negativen Seite, das Grün, an Quantität der Thätigkeit, erst der dunkelsten Farbe und dem kleinsten Bruch der positiven Seite, dem Rot, gleichkommt. Dieser polare Gegensatz muß sich bei der vollkommensten Teilung der Thätigkeit der Retina, welches die in zwei *gleiche* Hälften ist, am schärfsten aussprechen; daher denn Rot das Auge so merklich angreift und Grün dagegen es ausruht. — Ob nun vielleicht, bei solcher qualitativen Teilung der Thätigkeit der Retina, die Chorioidea, oder auch das pigmentum nigrum, auf irgend eine Weise, mitwirke, könnte am ersten aus der Obduktion der Augen solcher Personen abzunehmen sein, denen die Fähigkeit Farben zu sehn abging, und auf welche ich weiter unten zurückkommen werde.

§ 7.

Die schattige Natur der Farbe.

Zu der aufgestellten Theorie der Farbe gehört nun aber wesentlich noch folgende, für dieselbe, wie auch für Goethes Farbenlehre, sehr wichtige Betrachtung, welche, das bis hieher Vorgetragene als feststehend genommen, eine Ableitung a priori

des von Goethe so nachdrücklich behaupteten und wiederholt urgierten, wesentlichen σκιερον der Farbe ist. Bekanntlich bezeichnet er mit diesem Ausdruck ihre dem Schatten, oder dem Grau, verwandte Natur, vermöge welcher sie stets heller, als Schwarz, und dunkler, als Weiß ist.

Wir haben bei der qualitativ geteilten Thätigkeit der Retina das Hervortreten der einen Hälfte wesentlich bedingt gefunden durch die Unthätigkeit der andern, wenigstens auf derselbigen Stelle. Unthätigkeit der Retina aber ist, wie oben gesagt, Finsternis. Demnach muß das als Farbe erscheinende Hervortreten der qualitativen Hälfte der Thätigkeit der Retina durchaus von einem gewissen Grade von Finsternis, also von einiger Dunkelheit, begleitet sein. Dies hat sie nun gemein mit der intensiv geteilten Thätigkeit der Retina, die wir oben im Grau, oder Halbschatten, erkannt haben: und diese Gemeinschaft eben, dieses, daß dort qualitativ ist, was hier intensiv, hat Goethe richtig aufgefaßt und durch den Ausdruck σκιερον bezeichnet. Jedoch waltet hierbei folgender sehr bedeutender Unterschied ob. Daß die Thätigkeit der Retina, der Intensität nach, nur teilweise ist, führt keine spezifische und wesentliche Veränderung derselben herbei und bedingt keinen eigentümlichen Effekt; sondern es ist eben nur eine zufällige, gradweise Verminderung der vollen Thätigkeit. Bei der qualitativ teilweisen Thätigkeit der Retina hingegen, hat die hervortretende Thätigkeit der einen Hälfte die Unthätigkeit der andern zur wesentlichen und notwendigen Bedingung: denn sie besteht nur durch diesen Gegensatz. Aus dieser Scheidung aber und ihren mannigfaltigen Verhältnissen entspringt der eigentümliche Reiz, der heitere und ergötzliche Eindruck der Farbe, im Gegensatz des ihr an Helligkeit gleichen, aber traurigen Grau; wie auch ihr, bei aller Verschiedenheit der Farben, sich gleich bleibendes, ganz spezifisches Wesen. Dieses beruht nämlich gerade darauf, daß, vermöge eines polaren Auseinandertretens, die lebhafte Thätigkeit der einen Hälfte die gänzliche Ruhe der andern zur Stütze hat. Hieraus erklärt sich auch, warum das Weiße, wenn zwischen Farben befindlich, so auffallend nüchtern aussieht, während das Grau trübselig und das Schwarz finster ist. Imgleichen wird begreiflich, warum Abwesenheit des Reizes der Farbe, also Schwarz und Weiß, jenes bei uns, dieses bei den Chinesen, Trauer symbolisieren. — Infolge des Unterschiedes zwischen bloß intensiver und

qualitativer Teilung der Thätigkeit der Retina können wir ganz füglich den Halbschatten und das Grau gleichnisweise eine bloß mechanische, wenngleich unendlich feine Mengung des Lichts mit der Finsternis nennen; hingegen die, in der qualitativ partiellen Thätigkeit der Retina bestehende, Farbe, als eine chemische Vereinigung und innige Durchdringung des Lichts und der Finsternis ansehn: denn beide neutralisieren hier gleichsam einander, und indem jedes seine eigene Natur aufgibt, entsteht ein neues Produkt, das mit jenen beiden nur noch entfernte Aehnlichkeit, dagegen hervorstechenden eigenen Charakter hat. Diese aus der qualitativ teilweisen Thätigkeit der Retina notwendig hervorgehende Vermählung des Lichts mit der Finsternis, deren Phänomen die Farbe ist, bewährt und erläutert also was Goethe vollkommen richtig und treffend bemerkt hat, daß die Farbe wesentlich ein Schattenartiges, ein σκιερον sei. Ueber diesen Goetheschen Satz aber hinaus, lehrt sie uns noch, daß eben dasjenige, was in jeder dem Auge gegenwärtigen Farbe, als Ursache ihrer dunkleren Natur, die Rolle des σκιερον spielt, es wieder ist, was nachher als nachfolgendes Spektrum hervortretend, dem Auge erscheint: in diesem Spektrum selbst aber übernimmt die vorher dagewesene Farbe nunmehr die Rolle des σκιερον, indem ihr Inhalt das jetzige Defizit ausmacht.

§. 8.

Verhältnis der aufgestellten Theorie zur Newtonischen.

In der dargelegten schattigen Natur der Farbe könnte man gewissermaßen die Quelle der Newtonischen Irrlehre suchen, „daß die Farben Teile des bei der Brechung zersplitterten Lichtstrahls wären“. Er sah nämlich, daß die Farbe dunkler ist als das Licht, oder das Weiße, nahm nun als extensiv was intensiv ist, als mechanisch was dynamisch ist, als quantitativ was qualitativ ist, als objektiv was subjektiv ist, indem er im Lichte suchte was im Auge zu suchen war, und ließ demnach den Lichtstrahl aus sieben farbigen, noch dazu (Spartam quam nactus es orna!) in ihrem Verhältnis den sieben Intervallen der Tonleiter gleichen Strahlen zusammengesetzt sein, denen die Farbe, nach vom Auge unabhängigen Gesetzen, als eine qualitas occulta

einwohne. Daß er dabei die Siebenzahl einzig und allein der Tonleiter zuliebe gewählt hat, ist nicht dem mindesten Zweifel unterworfen: er durfte ja nur die Augen aufmachen, um zu sehn, daß im prismatischen Spektrum durchaus nicht sieben Farben sind, sondern bloß vier, von denen, bei größerer Entfernung des Prismas, die zwei mittleren, Blau und Gelb, übereinander greifen und dadurch Grün bilden. Daß noch jetzt die Optiker sieben Farben im Spektrum aufzählen, ist der Gipfel der Lächerlichkeit. Wollte man es aber ernsthaft nehmen, so wäre man, 44 Jahre nach dem Auftreten der Goetheschen Farbenlehre, berechtigt, es eine unverschämte Lüge zu nennen: denn man hat nachgerade Geduld genug gehabt.

Daß bei allen dem auch im Newtonschen Irrtum ein entferntes Analogon, eine Ahndung der Wahrheit gelegen hat, ist nicht abzuleugnen und ergibt sich eben von dem Gesichtspunkt unsrer Betrachtung aus. Dieser gemäß nämlich haben wir, statt *des geteilten Lichtstrahls, eine geteilte Thätigkeit der Retina*: jedoch statt der sieben Teile haben wir nur zwei, aber auch wieder unzählige, je nachdem man es nimmt. Denn die Thätigkeit der Retina wird bei jeder möglichen Farbe halbiert; aber der Durchschnittspunkte gleichsam sind unzählige und daraus entspringen die Nuancen der Farben, die, auch abgesehn vom Blaß oder Dunkel derselben, wovon bald die Rede sein wird, unzählig sind. Demnach wären wir auf diese Weise von einer *Teilung des Sonnenstrahls* zu einer *Teilung der Thätigkeit der Retina* zurückgeführt. Dieser Weg der Betrachtung überhaupt aber, der vom beobachteten Gegenstand auf den Beobachter selbst, vom Objektiven zum Subjektiven, zurückgeht, ließe sich durch ein paar der glänzendesten Beispiele in der Geschichte der Wissenschaften empfehlen und als der richtige beurkunden: denn

Non aliter, si parva licet componere magnis,

hat Kopernikus an die Stelle der Bewegung des ganzen Firmaments, die der Erde, und der große Kant an die Stelle der objektiv erkannten und in der Ontologie aufgestellten, absoluten Beschaffenheit aller Dinge, die Erkenntnisformen des Subjekts gesetzt. Γνῶθι σαυτόν stand auf dem Tempel zu Delphi!

Anmerkung. Da wir hier einmal darauf aufmerksam geworden, daß wir in unsrer Erklärung der Farbe vom Lichte zum Auge zurückgegangen sind, so daß für uns die Farben nichts weiter, als in polaren Gegensätzen erscheinende Aktionen des Auges selbst sind; so mag auch die Bemerkung Platz finden, daß eine Ahndung hievon immer dagewesen ist, sofern die Philosophen stets gemutmaßt haben, daß die Farbe vielmehr dem Auge, als den Dingen angehöre; wie denn auch besonders Locke unter seinen sekundären Qualitäten der Dinge allemal die Farbe obenan stellt und überhaupt kein Philosoph jemals die Farbe für einen wirklichen wesentlichen Bestandteil der Körper hat wollen gelten lassen, während mancher nicht etwan nur Ausdehnung und Gewicht, sondern auch jede Beschaffenheit der Oberfläche, das Weiche und Harte, Glatte und Rauhe, ja zur Not lieber den Geruch und Geschmack des Dings für wirkliche konstituierende Bestandteile desselben gelten ließ, als die Farbe. Andrerseits mußte man doch die Farbe als etwas dem Dinge Anhängendes, zu seinen Eigenschaften Gehörendes anerkennen, aber dennoch wiederum als etwas, das bei den allerverschiedensten Dingen sich völlig gleich, und bei übrigens gleichen verschieden findet, daher unwesentlich sein muß. Dies alles machte die Farbe zu einem schwierigen, perplexen und darum verdrießlichen Thema. Dieserhalb sagt denn auch ein alter Skribent, wie Goethe anführt: „Hält man dem Stier ein rotes Tuch vor, so wird er wütend; aber der Philosoph, wenn man nur überhaupt von Farbe spricht, fängt an zu rasen.“

Ein wesentlicher Unterschied meiner Theorie von der Newtonischen besteht noch darin, daß diese (wie schon erwähnt) jede Farbe bloß als eine qualitas occulta (colorifica) eines der sieben homogenen Lichter anführt, ihr einen Namen gibt und sie dann laufen läßt; wobei die spezifische Verschiedenheit der Farben und die eigentümliche Wirkung einer jeden ganz und gar unerklärt bleibt. Meine Theorie hingegen gibt über diese Eigentümlichkeiten Aufschluß und macht uns begreiflich, worin der Grund des spezifischen Eindrucks und der besondern Wirkung jeder einzelnen Farbe liege; indem sie uns dieselbe erkennen lehrt, als einen ganz bestimmten, durch einen Bruch ausgedrückten Teil der Thätigkeit der Retina, ferner als entweder zur += oder zur —=Seite des Auseinandertretens jener Thätigkeit gehörig. Wir erhalten also erst hier die bisher stets vermißte Annäherung unsers Gedankens von der Farbe zur Empfindung derselben. Denn selbst Goethe begnügt sich damit, die Farben in warme und kalte einzuteilen und stellt das übrige seinen ästhetischen Betrachtungen anheim.

Die nunmehr im Umriß aufgestellte Theorie der Farbe, welcher zufolge diese eine qualitativ partielle Thätigkeit der Retina ist, führt von selbst, und noch mehr wenn man ihre oben berührte Analogie mit der Newtonischen Irrlehre betrachtet, auf die Frage, ob denn nicht, durch Wiedervereinigung der beiden qualitativen Hälften der Thätigkeit der Retina, welche sich uns in jeder Farbe und ihrem physiologischen Komplement darstellen, die volle Thätigkeit der Retina, d. i. die Wirkung des reinen Lichtes, oder des Weißen sich herstellen lasse, — eben wie, nach Newtons Behauptung, aus den sieben Farben der ganze Lichtstrahl, oder das Weiße, sich wieder zusammensetzen lassen soll. Inwiefern nun diese Frage, in Hinsicht auf Theorie und Praxis, zu bejahen sei, wird besser gezeigt werden können, nachdem die aufgestellte Theorie der Farbe noch durch folgende ihr angehörige Erörterung ergänzt sein wird.

§ 9.

Ungeteilter Rest der Thätigkeit der Retina.

Außer dem Verhältnis der Farben zu einander, im in sich geschlossenen durch völlig stetige Uebergänge verschmolzenen Farbenkreise, bemerken wir, wie schon oben (§ 5) berührt, noch, daß jede Farbe an und für sich ein Maximum von Energie hat, welches auf der Rungeschen Farbenkugel der Aequator darstellt und von welchem abgehend, sie einerseits durch Verblassen ins Weiße, andrerseits durch Verdunkeln ins Schwarze sich verliert. Unsrer Darstellung gemäß ist dies nur folgendermaßen zu erklären. Indem, durch äußern Reiz veranlaßt, die volle Thätigkeit der Retina sich qualitativ teilt und so irgend eine Farbe entsteht, kann jedoch ein Teil dieser vollen Thätigkeit unzersetzt bleiben. Ich rede nicht von einem Teil der Retina, der in ungeteilter Thätigkeit bleiben kann, während die Thätigkeit eines andern sich qualitativ teilt: dies wird noch unten zur Sprache kommen; sondern ich sage: die Thätigkeit der Retina, gleichviel ob auf ihrer ganzen Fläche, oder einem Teil derselben, kann, indem sie, zur Hervorbringung der Farbe, sich qualitativ teilt, noch *einen ungeteilten Rest zugleich beibehalten*, und dieser wiederum kann entweder ganz aktiv, oder ganz ruhend, oder zwischen beiden, d. h. intensiv teilweise thätig sein. Nach Maßgabe hievon nun wird als-

dann die Farbe, statt in ihrer vollen Energie, sich blaß, oder auch schwärzlich, in vielen Abstufungen, zeigen. Man sieht leicht ein, daß in diesem Falle eine Vereinigung der intensiven Teilung der Thätigkeit der Retina mit der qualitativen statthat. Am anschaulichsten wird dieses dadurch, daß, wenn man eine durch ein ihr unwesentliches Schwarz verdunkelte und geschwächte Farbe betrachtet, ihr darauf als Spektrum sich zeigendes Komplement um ebensoviel durch Blässe geschwächt erscheint. Wenn man eine Farbe lebhaft, energisch, brennend nennt, so bedeutet dies, dem Gesagten zufolge, eigentlich, daß bei ihrer Gegenwart die ganze Thätigkeit des Auges sich rein teile, ohne daß ein ungeteilter Rest übrig bleibe.

§ 10.

Herstellung des Weißen aus Farben.

Ich kehre jetzt zurück zu der oben aufgeworfenen Frage, nach der Wiederherstellung der vollen Thätigkeit der Retina, oder des Weißen, durch Vereinigung zweier entgegengesetzter Farben. Es ergibt sich von selbst, daß wenn diese Farben schwärzlich waren, d. h. ein Teil der Thätigkeit der Retina unzersetzt und zugleich auch inaktiv blieb, diese Finsternis durch jene Vereinigung nicht aufgehoben wird, also Grau übrig bleibt. Waren aber die Farben in voller Energie, d. h. die Thätigkeit der Retina ohne Ueberrest geteilt, oder auch waren sie blaß, d. h. war der unzersetzte Ueberrest derselben aktiv; so muß, zufolge unsrer Theorie, welche zwei entgegengesetzte Farben als gegenseitige Ergänzungen zur vollen Thätigkeit der Retina, durch deren Teilung sie entstanden sind, betrachtet, ohne allen Zweifel, die Vereinigung solcher Farben die volle Thätigkeit der Retina herstellen, also den Eindruck des reinen Lichts, also des Weißen, hervorbringen. Auf ein Beispiel angewandt ließe sich dieses in Formeln so ausdrücken:

Rot = voller Thätigkeit der Retina — Grün
Grün = voller Thätigkeit der Retina — Rot

Rot + Grün = voller Thätigkeit der Retina = der Wirkung des Lichts, oder des Weißen.

Auch die praktische Darstellung hievon hat keine Schwierigkeit, sobald wir bei den Farben im engsten Sinne stehn

bleiben, d. h. bei den Affektionen des Auges. Alsdann aber haben wir es allein mit physiologischen Farben zu thun, zudem wäre das Resultat des Experiments bloß ihr Ausbleiben, und dieser experimentale Beweis möchte manchem zu immateriell und ätherisch vorkommen. Er ist übrigens dieser. Wenn man z. B. ein lebhaftes Rot ansieht, so wird ein grünes Spektrum folgen; sieht man ein Grün an, so folgt ein rotes Spektrum. Blickt man nun aber, nach angeschautem Rot, sogleich und mit derselben Stelle der Retina ebensolange auf ein wirkliches Grünes, so bleiben beide Spektra aus.

Eigentliche Ueberzeugung kann nur das Experiment der Herstellung des Weißen aus physischen, oder gar aus chemischen Farben bewirken. Hier ist es aber immer einer besondern Schwierigkeit unterworfen. Wenn wir nämlich uns an diese Farben halten wollen; so sind wir eigentlich von der Farbe abgegangen zu der Ursache, die als Reiz auf das Auge wirkend, es zur Hervorbringung der Farbe, d. h. zur qualitativen Teilung seiner Thätigkeit, veranlaßt. Weiter unten wird von den Ursachen der Farbe in diesem Sinn und ihrem Verhältnis zur Farbe im engsten Sinn die Rede sein. Hieher gehört nur folgendes. Die Herstellung des Weißen aus zwei Farben beruht, unserer Theorie zufolge, einzig und allein auf physiologischem Grunde, nämlich darauf, daß es zwei Farben seien, in welche die Thätigkeit der Retina auseinander getreten ist, also ein physiologisches Farbenpaar, in welchem Sinn allein und ausschließlich sie Ergänzungsfarben zu nennen sind. Solche zwei Farben müssen, zur Herstellung des Weißen aus ihnen, ganz eigentlich wieder vereinigt werden, und zwar auf der Retina selbst, also dadurch, daß die beiden gesonderten Hälften der Thätigkeit dieser zugleich angeregt werden, woraus dann ihre volle Thätigkeit, das Weiße, sich herstellt. Dies aber kann nur dadurch geschehn, daß die zwei äußern Ursachen, jede von welchen im Auge die Ergänzungsfarbe der andern erregt, einmal zugleich und doch gesondert auf eine und dieselbe Stelle der Retina wirken. Dies nun wieder ist nur unter besondern Umständen und Bedingungen möglich. Zunächst kann es nicht dadurch geschehn, daß man zwei chemische Farben zusammenmischt: denn diese wirken alsdann zwar im Verein aber nicht gesondert. Dazu kommt, daß in der äußern materiellen Ursache der Farbe (d. h. in der chemischen

oder physischen Farbe) nicht nur für die Aktivität der einen Hälfte der Thätigkeit der Retina, sondern auch für die Ruhe der andern, welche als das der Farbe wesentliche σκιερον erscheint, eine ihr entsprechende konkrete Ursache, ein materieller Repräsentant, sich vorfinden muß, welcher, auch nach der Vereinigung entgegengesetzter Farben, als Materie beharrt, seine Wirkung zu thun fortfährt und immer Grau verursachen wird. Er gibt zwar, sobald, durch die Vereinigung der Gegensätze, die Farben als Farben verschwunden sind, die Rolle auf, die er bei Hervorbringung derselben spielte: allein er bleibt jetzt als caput mortuum, oder als ihre abgeworfene Hülle zurück, und wie er vorhin zur qualitativen Teilung der Thätigkeit der Retina beitrug, so wirkt er jetzt eine intensiv theilweise Thätigkeit derselben, d. h. Grau. Dieserwegen nun wird an chemischen Farben, ihrer durchaus materialen Natur wegen, die Herstellung des Weißen aus einem Farbenpaar wohl nie dargestellt werden können, wenn nicht etwan besondre Modifikationen hinzutreten: ein Beispiel jener Herstellung unter solchen werde ich etwas weiter unten beibringen. Hingegen bei physischen Farben, ja, in einzelnen Fällen, beim Verein physischer und chemischer, läßt jene Darstellung sich schon ausführen. Ist indessen bei der physischen Farbe die vermittelnde Trübe grob materialer Natur und vielleicht auch noch dazu nicht ganz gleichartig und stellenweis undurchsichtig, wie ein angerauchtes Glas, ein kohlenführender Rauch, ein Pergament u. dgl.; so gelingt auch hier, aus den angeführten Gründen, das Experiment nicht vollkommen. Dies ist hingegen der Fall bei den prismatischen Farben: denn hier ist das Trübe, als ein bloßes Nebelbild, von so zarter Natur, daß, wenn es, bei der Vereinigung entgegengesetzter Farben, auch nicht wirklich aufgehoben wird, es entweder, sobald es nicht mehr durch seine Stellung, vermöge welcher es die Farben hervorbrachte, bedeutsam ist, auch nicht mehr sichtbar bleibt, oder auch, wie jede gehäufte Trübe, eben Weiß gibt. — Man erzeuge, im objektiven prismatischen Versuch, durch die Vereinigung des Violett eines Prismas mit dem Gelbrot eines andern, das wahre Rot (Goethes Purpur), führe auf dieses das Grün aus der Mitte eines dritten Prismas, und die Stelle erscheint weiß. Goethe selbst führt (Bd. 1, S. 600, § 556) diesen Versuch an, will ihn jedoch, wegen seiner, übrigens gerechten, Polemik gegen Newton, nicht als Bei-

spiel und Beweis der Herstellung des Weißen aus Farben gelten lassen. Allein der Grund, den er dagegen vorbringt, daß nämlich hier ein dreifaches Sonnenlicht das eigentlich doch vorhandene Grau unsichtbar mache, ist in der That nicht triftig. Denn jeder dieser drei prismatischen Farben enthält hier schon das σκιερον so gut, als das Sonnenlicht, in sich. Wie nun jedes dieser drei σκιερων für sich, des mit ihm verbundenen Lichtes ungeachtet, doch in jeder einzelnen der drei Farben sichtbar ist, so kann dadurch, daß drei solche σκιερα mitsamt ihren drei Lichtern vereinigt werden, das Ganze nicht an Helle gewinnen. Wenn Divisor und Dividendus mit der gleichen Zahl multipliziert werden, ändert der Quotient sich nicht. Nicht die vermehrte Erleuchtung also, die durch das vermehrte Dunkel aufgewogen wird, sondern der Gegensatz der Farben ist es, der hier den Eindruck des reinen Lichts oder des Weißen herstellt. Zugleich leichter und deutlicher, dabei noch augenscheinlicher dem Goetheschen Einwurf nicht unterworfen, kann man dies Experiment auf folgende Weise machen. Man führe zwei prismatische Farbenspektra dergestalt übereinander, daß das Violett des ersten das Gelb des zweiten, und das Blau des ersten das Orange (Newtons Rot) des zweiten deckt; dann wird ebenfalls aus der Vereinigung eines jeden dieser zwei Farbenpaare Weiß entstehn, und zwar wird, weil beide Farbenpaare nebeneinander liegen, die weiße Stelle noch einmal so breit sein, als im vorigen Versuch. Dies ist Newtons dreizehntes Experiment des zweiten Teils des ersten Buchs. Dennoch stimmt es durchaus nicht zu seiner Theorie: denn er mag nun (wie er nach Gelegenheit abwechselnd thut) sieben oder unzählige homogene Lichter annehmen; so decken sich hier überall immer nur zwei, nicht aber sieben oder unzählige. Man kann dies Experiment auch mit *einem* Prisma ausführen. Auf schwarzem Grunde habe man zwei weiße Quadrate, ein größeres und ein kleineres; letzteres drei bis vier Linien unter dem andern. Diese betrachte man durch das Prisma, und gehe nun so lange rückwärts, bis das Violett des kleineren das Gelb des größeren und das Blau des kleineren das Orange (Newtons Rot) des größeren bedeckt; wo dann diese ganze Stelle weiß erscheinen wird. So läßt sich also mit prismatischen Farben die Herstellung des Weißen an allen drei Hauptfarbenpaaren zeigen. Ferner läßt der Versuch sich subjektiv sogar mit Hinzuziehung einer

chemischen Farbe machen: nur muß man alsdann ein solches Farbenpaar wählen, das aus den ungleichsten qualitativen Hälften der Thätigkeit der Retina besteht, also Gelb und Violett, und zwar muß die größte, also wesentlich hellste Hälfte die chemische Farbe, die kleinere, also dunklere, die physische Farbe sein; weil nur dann das beharrende materielle σκιερον der chemischen Farbe nicht Masse genug hat, um merklich zu wirken. Man sehe ein energisch gelbes, völlig ebenes und fleckenloses Papier auf weißem Grund durch das Prisma an: die Stelle, wo der violette Saum das Gelbe deckt, wird völlig weiß erscheinen. Dasselbe geschieht, wenn man das objektive Spektrum auf ein gelbes Papier fallen läßt; doch ist wegen der undeutlicheren Ränder des objektiven Spektrums der Erfolg hier nicht ganz so frappant. Mit den andern Farbenpaaren gelingt dieser Versuch unvollkommener, doch um so besser, je heller wesentlich die chemische Farbe ist. Einen ähnlichen und oft sich sogar von selbst einstellenden Versuch liefert der, im Mai die Gärten und meistens auch, in Vasen, die Zimmer zierende Spanische Flieder (Syringa vulgaris, in Niedersachsen Sirene, in Süddeutschland Nägelchen, franz. lila) und zwar die violettblauen Exemplare desselben, indem er beim Kerzenlichte weiß erscheint: denn sein bläuliches Violett wird vollkommen ergänzt durch das ins Orange ziehende Gelb der Kerzenbeleuchtung. Endlich sogar aus zwei chemischen Farben läßt sich das Weiße herstellen, unter der besondern Bestimmung, daß solche, eben wie die physischen, vom Lichte durchdrungen seien und daher ihr σκιερον, sobald es, indem durch Aufhebung des Gegensatzes die Farben verschwinden, seine Bedeutsamkeit verliert, für sich nicht merklich mehr wirken kann, z. B. durch Vereinigung einer transparenten mit einer reflektierten Farbe, wenn man auf einen Spiegel aus blauem Glase das Licht durch ein rotgelbes Glas fallen läßt. Sogar mit einer nicht transparenten Farbe gelingt es noch: man werfe in eine Schale aus blauem Glase eine Gold- und eine Silbermünze: jene wird weiß, diese blau erscheinen. Desgleichen, ein auf beiden Seiten blau gefärbtes Papier abgespiegelt von poliertem Kupfer. Ferner eine Rose, bloß von dem durch eine grünseidene Gardine fallenden Lichte beleuchtet. Und endlich auch aus zwei nicht transparenten chemischen Farben, in einem von Helmholtz (in seiner Habilitationsschrift „Ueber die Theorie der zusammengesetzten

Farben", 1852, S. 19) angegebenen Experiment. Helmholtz gibt folgende Art der Herstellung des Weißen aus Komplementärfarben an: eine senkrecht aufgestellte Spiegelscheibe; auf deren einen Seite ein Rotes, etwan ein Stück Papier, eine Oblate; auf der andern ein Grünes, so gesehn, daß das Spiegelbild des Grünen das Rote decke; — gibt Weiß. Bei allen diesen Versuchen müssen jedoch die beiden Farben von gleicher Energie und gleicher Reinheit sein. Endlich scheint sogar ausnahmsweise ein aus der wirklichen Verbindung zweier chemischer, jedoch im transparenten Zustande befindlicher Farben hergestelltes Weiß alles weiße Glas zu sein, wie ich dies schon in der ersten Auflage, also 1816, angegeben habe. Nämlich in den Glashütten gerät bekanntlich meist alles Glas ursprünglich grün, wovon die Ursache sein Eisengehalt ist. Dieses ins Gelbliche ziehende Grün läßt man aber nur dem schlechtern Glase: um es aufzuheben und weißes Glas zu liefern, braucht man, als empirisch gefundenes Gegenmittel, einen Zusatz von Braunstein; welches Manganoxyd aber an sich das Glas violettlich rot färbt, wie an den roten Glasflüssen zu sehn und auch daran, daß wenn, bei der Verfertigung des weißen Glases, zu viel Braunstein der grünen Masse zugesetzt ist, das Glas rötlich spielt, wie manche Biergläser und vorzüglich die englischen Fensterscheiben.

Die angeführten Beispiele mögen hinreichen zur Bestätigung dessen, was aus meiner Theorie notwendig folgt, daß aus zwei entgegengesetzten Farben das Weiße allerdings herzustellen ist; sobald man nur es so anzustellen weiß, daß die beiden äußern, erregenden Ursachen zweier Ergänzungsfarben, ohne sich selbst direkt zu vermischen, zugleich auf dieselbe Stelle der Retina wirken. Diese Herstellung nun aber ist ein schlagender Beweis der Wahrheit meiner Theorie. Das Faktum selbst wird nirgends geleugnet; aber die wahre Ursache wird nicht begriffen; sondern man legt demselben, und zugleich der Thatsache des physiologischen Farbenspektrums, in Gemäßheit der Newtonischen Pseudotheorie, eine ganz falsche Auslegung unter. Ersteres nämlich soll, wie bekannt, auf dem Wiederzusammenkommen der sieben homogenen Lichter beruhen; davon weiterhin: für das physiologische Spektrum aber gilt noch immer die Erklärung, welche, bald nach der Entdeckung desselben durch Buffon, der Pater Scherffer gegeben hat, in seiner „Abhandlung

von den zufälligen Farben", Wien 1765, und früher „De coloribus accidentalibus", 1761. Sie geht dahin, daß das Auge, durch das längere Anschauen einer Farbe ermüdet, für diese Sorte homogener Lichtstrahlen die Empfänglichkeit verlöre; daher es dann ein gleich darauf angeschautes Weiß nur mit Ausschluß eben jener homogenen Farbestrahlen empfände, weshalb es dasselbe nicht mehr weiß sähe, sondern statt dessen ein Produkt der übrigen homogenen Strahlen, die mit jener ersten Farbe zusammen das Weiße ausmachen, empfände: dieses Produkt nun also soll die als physiologisches Spektrum erscheinende Farbe sein. Diese Auslegung der Sache läßt sich aber ex suppositis als absurd erkennen. Denn nach angeschautem Violett erblickt das Auge auf einer weißen (noch besser aber auf einer grauen) Fläche ein gelbes Spektrum. Dieses Gelb müßte nun das Produkt der, nach Ausscheidung des Violetten übrig bleibenden sechs homogenen Lichter, also aus Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau und Indigoblau zusammengesetzt sein: daraus Gelb zu brauen probiere man! Vor allen probiere es Herr Pouillet, welcher, als echter und geschworener Stock-Newtonianer, sich nicht entblödet, in seinen allbekannten Eléments de physique, Vol. 2, p. 223, die knollige Absurdität hinzuschreiben: l'orangé et le vert (mithin die drei chemischen Grundfarben) donne du jaune. Man sollte meinen, daß diese Chromatiker blind wären; doch sind sie bloß blindgläubig. Eigentlich aber sind für sie die Farben bloße Worte, bloße Namen, oder gar Zahlen: sie kennen sie nicht wirklich, sie sehn sie nicht an. Dem Melloni kann ich es noch immer nicht vergessen, daß ich, vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren, in einem von ihm aufgesetzten Verzeichnis aller Farben mit ihren Nuancen, ein grünliches Rot angeführt gefunden habe*)! — Aus der obigen Mischung der sechs übrigen Farben also wird sich nie etwas anderes, als Straßenkotfarbe ergeben, statt Gelb. Zudem ist ja das Gelb selbst ein

*) Humboldt im 3. Bande des Kosmos spricht von der Farbe als rechtgläubiger, imperturbierter Newtonianer in folgenden Stellen: S. 86, 93, 108, 129, 169, 170, 300, besonders S. 496 und dazu Nota 539: „Die am meisten brechbaren Farben im Spektro, vom Blau bis zum Violett, ergänzen sich, Weiß zu bilden, mit den weniger brechbaren von Roth bis Grün! Das gelbe Mondlicht erscheint bei Tage weiß, weil die blauen Luftschichten, durch welche wir es sehn, die Komplementärfarben zum Gelb darbieten!" und beweist seine Qualifikation zum Urteilen über Farben S. 295, wo er von rötlich grün spricht! Er thut sehr gut sich bei Lebzeiten ein Monument setzen zu lassen: denn nach seinem Tode wird es keinem einfallen.

homogenes Licht, wie sollte es denn erst das Resultat jener Mischung sein? Aber schon die einfache Thatsache, daß ein homogenes Licht, für sich allein, vollkommen die komplementäre, als physiologisches Spektrum ihm nachfolgende Farbe des andern ist, wie Gelb des Violetten, Blau des Orangen, Rot des Grünen, und vice versa, stößt die Scherffersche Erklärung über den Haufen; indem es zeigt, daß was nach anhaltendem Anschauen einer Farbe das Auge auf der weißen Fläche erblickt, nichts weniger als eine Vereinigung der sechs übrigen homogenen Lichter, sondern stets nur eines derselben ist: z. B. nach angeschautem Violett, Gelb. Auch darf nicht angenommen werden, daß, nach Wegnahme eines der sieben homogenen Lichtstrahlen, die übrigen sechs im Verein jetzt nichts weiter, als die Farbe eines einzigen andern aus ihrer Zahl darstellen sollten: denn da würde man eine Ursache ohne Wirkung annehmen, indem die fünf andern die Farbe jenes einzigen nicht veränderten. Das Unstatthafte der Scherfferschen Erklärung geht auch schon daraus hervor, daß das physiologische Farbenspektrum nicht allein auf einem weißen Grunde gesehn wird, sondern auch vollkommen gut und deutlich auf einem völlig schwarzen und dazu beschatteten Grunde, ja sogar mit geschlossenen und noch dazu mit der Hand bedeckten Augen. Dies hatte bereits Buffon angegeben, und Scherffer selbst gesteht es, § 17 seiner Schrift, ein. Hier haben wir nun wieder einen Fall, wo einer falschen Theorie, sobald sie zu einem bestimmten Punkte gelangt ist, die Natur geradezu in den Weg tritt und ihr die Lüge ins Gesicht wirft. Auch wird hiebei Scherffer sehr betreten und gesteht, hier liege die größte Schwierigkeit. Jedoch, statt an seiner Theorie, die nimmermehr damit bestehn kann, irre zu werden, greift er nach allerlei elenden und absurden Hypothesen, windet sich erbärmlich und läßt zuletzt die Sache auf sich beruhen. Endlich auch auf jeder gefärbten Fläche stellt das physiologische Spektrum sich dar; wo freilich ein Konflikt ihrer Farbe mit der physiologischen entsteht: demgemäß erscheint, wenn man, ein durch angestarrtes Violett erregtes gelbes Spektrum im Auge habend, ein blaues Papier ansieht, Grün, entstehend aus der Verbindung des Blauen und Gelben: Dies beweist unwiderleglich, daß das physiologische Spektrum dem Grunde, auf den es fällt, etwas hinzufügt, nicht aber von ihm etwas abzieht: denn aus Blau wird nicht durch irgend

eine Wegnahme Grün, sondern durch eine Hinzufügung, nämlich des Gelben. — Uebrigens ist begreiflicherweise eine weiße und noch vielmehr eine graue, oder beschattete Fläche dem Hervortreten des physiologischen Farbenspektrums besonders günstig: weil, was die Thätigkeit des Auges überhaupt erregt, auch das spontane Hervortreten ihrer qualitativen Hälfte entgegenkommend erleichtern muß: eine graue Fläche, die schon an sich nur einen Teil, nämlich einen intensiven, der Thätigkeit des Auges hervorruft, muß das bereits determinierte Hervortreten eines qualitativen Teils vorzüglich begünstigen. Auch hängt dieses mit dem zusammen, was Goethe (Bd. 1, S. 216) bemerkt, daß die chemische Farbe eines weißen Grundes bedürfe, um zu erscheinen. — Daß der Schatten, bei farbiger Beleuchtung, nur dann das Komplement dieser Farbe zeigt, wann ihn eine zweite farblose Beleuchtung erhellt, kommt daher, daß jeder Schatten nur Halbschatten ist, und jener daher auch, wenngleich nur schwach, von der farbigen Beleuchtung tingiert ist, welche Färbung erst, indem eine farblose Beleuchtung auf ihn fällt, in dem Grade verdünnt und geschwächt wird, daß, wo er das Auge trifft, dieses das Komplement der farbigen Beleuchtung hervorbringen kann. — Gegen die Scherffersche Auslegung des physiologischen Spektrums spricht ebenfalls die bekannte Erfahrung, daß wir dasselbe am deutlichsten und leichtesten früh morgens, gleich nach dem Erwachen, ansichtig werden: gerade dann aber ist, infolge der langen Ruhe, die Retina in vollster Kraft, also am wenigsten geeignet, durch das, einige Sekunden lang fortgesetzte, anhaltende Schauen einer Farbe ermüdet und bis zur Unempfindlichkeit gegen dieselbe abgestumpft zu werden. — Alles dies Angeführte beweist unwiderleglich, daß das physiologische Spektrum aus der selbsteigenen Kraft der Retina erzeugt wird, zur Aktion derselben gehört, nicht aber ein durch die Ermüdung derselben mangelhaft und verkümmert ausfallender Eindruck einer weißen Fläche ist. Ich mußte aber diese Scherffersche Auslegung gründlich widerlegen; weil sie, bei den Newtonianern, noch in Geltung steht. Mit Bedauern erwähne ich, daß sogar Cuvier sie vorgebracht hat in seiner Anatomie comparée, lec. 12, art. 1; worauf dieselbe als seine eigene neue Erfindung verkündet und belobt worden ist in Jamesons Edinburgh' new philosophical Journal,. 1828, April—Sept., p. 190. Daß die gemeinen

Kompendienschreiber sie noch immer wiederkauen, ist nicht der Erwähnung wert und daß Professor Dove, noch im Jahr 1853, in seiner „Darstellung der Farbenlehre", sie S. 157 uns zum besten gibt, darf uns in einem Buche dieser Art nicht wundern.

Auf jener Scherfferschen Theorie beruht nun aber die ganze Lehre von den komplementären Farben aller heutigen Physiker und all ihr Gerede darüber. Als wahre Inkurable verstehn sie die Sache noch immer objektiv, im Newtonschen Sinn: demgemäß bezieht ihr häufig erwähntes Komplement sich immer nur auf das Newtonsche Spektrum von sieben Farben und bedeutet einen Teil dieser, getrennt von den übrigen, die dadurch ergänzt werden zum weißen Lichte als der Summe aller homogenen Lichter; wie dies auch Pouillet, in seinen Eléments de physique, vol. 2, § 393, ausführlich darlegt. Diese Auffassung der Sache aber ist grundfalsch und absurd: und daß sie vierundvierzig Jahre nach Goethes Farbenlehre und vierzig Jahre nach dieser meiner Theorie noch in vollem Ansehn steht und der Jugend aufgebunden wird, ist unverzeihlich.

Andrerseits jedoch ist nicht zu leugnen, daß Goethe, indem er die Herstellung des Weißen aus Farben unbedingt verneinte, zu weit ging und von der Wahrheit abirrte. Er that es indessen nur, weil er beständig die Newtonische Irrlehre im Auge hatte und gegen diese mit Recht behauptete, daß die Anhäufung der Farben nicht zum Lichte führe, da jede Farbe sowohl der Finsternis als dem Licht angehöre: er wollte also das σκιερον der Farbe durch jene Verneinung besonders geltend machen, und obwohl er wußte, daß die sich physiologisch fordernden Farben, wenn vermischt, sich als Farben zerstören, so erklärte er dies doch hauptsächlich aus der dabei statthabenden Mischung der drei Grundfarben im chemischen Sinn und wollte Grau als das unbedingte und wesentliche Resultat behaupten. Weil er nämlich nicht bis zum letzten Grund aller Farbenerscheinung überhaupt, welcher rein physiologisch ist, vorgedrungen war, sondern sein Ziel im obersten Grundgesetz aller physischen Farben erreicht hatte; so war auch der wahre letzte Grund davon, daß entgegengesetzte Farben vereinigt sich aufheben, weil sie nämlich qualitative Hälften der geteilten Thätigkeit der Retina sind, welche also jetzt wieder zusammengesetzt wird, ihm noch verborgen geblieben und eben dadurch auch der eigentliche Grund

und das innere Wesen des von ihm so sehr urgierten, von der Farbe unzertrennlichen σκιερον, daß dies nämlich nichts anderes, als die Erscheinung der Ruhe der inaktiven Hälfte der Thätigkeit der Retina ist und dasselbe folglich durch die Wiedervereinigung beider Hälften ebenfalls ganz und gar verschwinden muß: daß also endlich das Grau, welches die chemischen Farben, bei ihrem Verschwinden durch Vereinigung der Gegensätze, übrig lassen, nicht den Farben selbst, sondern nur der materialen Bedingung in dieser ihrer grob materialen Ursache angehört und in Bezug auf die Farben als solche ein zufälliges genannt werden kann. Es wäre übrigens die größte Unbilligkeit und Undankbarkeit, wenn man Goethen einen Vorwurf daraus machen wollte, daß in einem weitläuftigen Werk, welches so viele Irrtümer aufdeckt und so viele neue Wahrheiten lehrt, diese Irrung sich vorfindet. Der wahre Grund der Herstellung des Weißen aus zwei Farben konnte erst infolge meiner Theorie an den Tag kommen. Multi pertransibunt et augebitur scientia.

Jedoch andrerseits nun wieder kann man keineswegs behaupten, daß Newton in diesem Punkte die Wahrheit getroffen habe. Denn wenn auch zugegeben werden muß, daß er im allgemeinen lehrt, aus Farben lasse sich das Weiße herstellen; so bleibt doch der Sinn, in welchem er es sagt, nämlich die Lehre, daß die sieben Farben die Grundbestandteile des Lichts seien, welches aus ihrer Vereinigung rekomponiert werde, von Grund aus falsch. Der physiologische Gegensatz der Farben, auf dem ihr ganzes Wesen beruht und in Bezug auf welchen allein die Herstellung des Weißen, oder des vollen Lichteindrucks, aus Farben, und zwar aus zwei, aus jedem beliebigen Farbenpaar, nicht aus sieben bestimmten Farben, statthat, ist ihm immer unbekannt, ja, ungeahndet geblieben, und mit diesem auch die wahre Natur der Farbe. Zudem beweist die Herstellung des Weißen aus zwei Farben die Unmöglichkeit derselben aus sieben. Man kann also zu Gunsten Newtons weiter nichts sagen, als daß er zufällig einen der Wahrheit nahe kommenden Ausspruch gethan hat. Weil er aber diesen in einem falschen Sinn und zum Behuf einer falschen Theorie vorbrachte; so sind auch die Experimente, durch die er ihn belegen will, größtenteils ungenügend und falsch. Eben hiedurch verleitete er nun Goethen, im Widerspruch gegen jene falsche Theorie, zu viel zu leugnen. Und so ist denn der seltsame Fall ein-

getreten, daß das wahre und wirkliche Faktum der Herstellung des vollen Lichteindrucks oder des Weißen, durch Vereinigung von Farben (man muß hier unbestimmt lassen ob zwei oder sieben), von Newton aus einem unrichtigen Grund und zum Behuf einer falschen Theorie behauptet, von Goethen aber im Zusammenhange eines sonst richtigen Systems von Thatsachen geleugnet ist. Wäre dasselbe im Newtonischen Sinne wahr, oder überhaupt Newtons Theorie richtig; so müßte zunächst jede Vereinigung zweier der von ihm angenommenen Grundfarben sofort eine hellere Farbe, als jede von ihnen allein ist, geben; weil die Vereinigung zweier homogener Teile des in solche zerfallenen weißen Lichtes sofort ein Rückschritt zur Herstellung dießes weißen Lichtes wäre. Allein jenes ist nicht ein einziges Mal der Fall. Bringen wir nämlich die drei im chemischen Sinne fundamentalen Farben, aus denen alle übrigen zusammengesetzt sind, paarweise zusammen; so gibt Blau mit Rot Violett, welches dunkler ist, als jede von beiden; Blau mit Gelb gibt Grün, welches, obwohl etwas heller als jenes, doch viel dunkler als dieses ist; Gelb mit Rot gibt Orange, welches heller als dieses, aber dunkler als jenes ist. Schon hierin liegt eigentlich eine hinreichende Widerlegung der Newtonschen Theorie.

Aber die rechte, faktische, bündige und unabweisbare Widerlegung derselben ist der achromatische Refraktor; daher eben auch Newton, sehr konsequent, einen solchen für unmöglich hielt. Besteht nämlich das weiße Licht aus sieben Lichtarten, deren jede eine andere Farbe und zugleich eine andere Brechbarkeit hat; so ist Brechung unzertrennlich von Isolation der Lichter und sind notwendig der Grad der Brechung und die Farbe jedes Lichts unzertrennliche Gefährten: alsdann muß, wo Licht gebrochen ist, es sich auch gefärbt zeigen: wie sehr auch dabei die Brechung vermannigfaltigt und kompliziert, hin und her, hinauf und herab gezogen werden mag; solange nur nicht alle sieben Strahlen vollzählig wieder auf einen Klumpen zusammengebracht sind und dadurch, nach Newtonscher Theorie, das Weiße rekomponiert, zugleich aber auch aller Wirkung der Brechung ein Ende gemacht, nämlich alles wieder an Ort und Stelle gebracht ist. Als nun aber die Erfindung der Achromasie das Gegenteil dieses Resultats an den Tag legte, da griffen die Newtonianer, in ihrer Verlegenheit, zu einer

Erklärung, welche man mit Goethen für sinnlosen Wortkram zu halten, sich sehr versucht fühlt: denn beim besten Willen, ist es sehr schwer, ihr auch nur einen verständlichen Sinn, d. h. ein anschaulich einigermaßen Vorstellbares, unterzulegen. Da soll nämlich neben der Farbenbrechung noch eine von ihr verschiedene Farbenzerstreuung stattfinden und hierunter zu verstehn sein das Sichentfernen der einzelnen farbigen Lichter voneinander, das Auseinandertreten derselben, welches die nächste Ursache der Verlängerung des Spektri wäre. Dasselbe ist aber, ex hypothesi, die Wirkung der verschiedenen Brechbarkeit jener farbigen Strahlen. Beruht nun also diese sogenannte Zerstreuung, d. h. die Verlängerung des Spektri, also des Sonnenbildes nach der Brechung, darauf, daß das Licht aus verschiedenen farbigen Lichtern besteht, deren jedes, seiner Natur nach, eine verschiedene Brechbarkeit hat, d. h. in einem andern Winkel bricht; so muß doch diese bestimmte Brechbarkeit jedes Lichtes, als seine wesentliche, von ihm unzertrennliche Eigenschaft, stets und überall ihm anhängen, also das einzelne homogene Licht stets auf dieselbe Weise gebrochen werden, eben wie es stets auf dieselbe Weise gefärbt ist. Denn der Newtonsche homogene Lichtstrahl und seine Farbe sind durchaus eines und dasselbe; er ist eben ein farbiger Strahl und sonst nichts: mithin wo der Strahl ist, da ist seine Farbe, und wo diese ist, da ist der Strahl. Liegt es, ex hypothesi, in der Natur eines jeden solchen, anders gefärbten Strahls, auch in einem andern Winkel zu brechen; so wird ihn in diesen und jeden Winkel auch seine Farbe begleiten; folglich müssen dann bei jeder Brechung die verschiedenen Farben zum Vorschein kommen. Um also der von den Newtonianern beliebten Erklärung „zwei verschiedenartige brechende Mittel können das Licht gleich stark brechen, aber die Farben in verschiedenem Grade zerstreuen" einen Sinn unterzulegen, müssen wir annehmen, daß während Crown- und Flintglas das Licht im ganzen, also das weiße Licht gleich stark brechen, dennoch die Teile, aus welchen eben dieses Ganze durch und durch besteht, vom Flint- anders als vom Crownglas gebrochen werden, also ihre Brechbarkeit ändern. Eine harte Nuß! — Ferner müssen sie ihre Brechbarkeit in der Weise ändern, daß, bei Anwendung von Flintglas, die brechbarsten Strahlen noch stärkere Brechbarkeit erhalten, die am wenigsten brechbaren hingegen eine noch geringere Brechbarkeit an-

nehmen; daß also dieses Flintglas die Brechbarkeit gewisser Strahlen vermehre und zugleich die gewisser andern vermindere, und dabei dennoch das Ganze, welches allein aus diesen Strahlen besteht, seine vorherige Brechbarkeit behalte. Nichtsdestoweniger steht dieses so schwer faßliche Dogma noch immer in allgemeinem Kredit und Respekt, und kann man, bis auf den heutigen Tag, aus den optischen Schriften aller Nationen ersehn, wie ernsthaft von der Differenz zwischen Refraktion und Dispersion geredet wird. Doch jetzt zur Wahrheit!

Die nächste und wesentlichste Ursache der mittelst der Kombination eines Konvexglases aus Crown- und eines Konkavglases aus Flintglas zuwege gebrachten Achromasie muß, wie alle Herstellung des Weißen aus Farben, eine *physiologische* sein, nämlich die Herstellung der *vollen* Thätigkeit der Retina, auf den von den physischen Farben getroffenen Stellen, indem daselbst, zwar nicht sieben, aber doch zwei Farben, nämlich zwei sich zu jener Thätigkeit ergänzende Farben, aufeinander gebracht werden, also ein Farbenpaar wieder vereinigt wird. Objektiv, oder physikalisch, wird dies, in gegenwärtigem Fall, folgendermaßen herbeigeführt. Durch die zweimalige Refraktion, in entgegengesetzter Richtung (mittelst Konkav- und Konvexglas), entsteht auch die entgegengesetzte Farbenerscheinung, nämlich einerseits ein gelbroter Rand mit gelbem Saum, und andererseits ein blauer Rand mit violettem Saum. Diese zweimalige Refraktion, in entgegengesetzter Richtung, führt aber auch zugleich jene beiden farbigen Randerscheinungen dergestalt übereinander, daß der blaue Rand den gelbroten Rand und der violette Saum den gelben Saum deckt, wodurch diese zwei physiologischen Farbenpaare, nämlich das von ein Drittel und zwei Drittel, und das von ein Viertel und drei Viertel der vollen Thätigkeit der Netzhaut, wieder vereinigt werden, mithin auch die Farblosigkeit wieder hergestellt wird. Dies also ist die *nächste* Ursache der Achromasie.

Was nun aber ist die *entferntere*? Da nämlich das verlangte dioptrische Resultat, — ein Ueberfluß *farblos* bleibender Refraktion, — dadurch herbeigeführt wird, daß das in entgegengesetzter Richtung wirkende Flintglas, schon bei bedeutend geringerer Refraktion, die Farbenerscheinung des Crownglases, durch eine gleich breite ihr entgegengesetzte zu neutralisieren vermag, weil seine eigenen Farbenränder

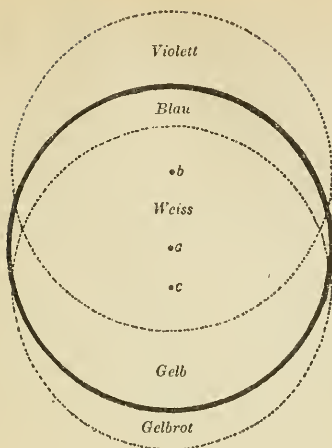
und Säume schon ursprünglich bedeutend breiter, als die des Crownglases sind; so entsteht die Frage: wie geht es zu, daß zwei verschiedenartige brechende Mittel, bei gleicher Brechung, eine so sehr verschiedene Breite der Farbenerscheinung geben? — Hievon läßt sich sehr genügende Rechenschaft, gemäß der Goetheschen Theorie, geben, wenn man nämlich diese etwas weiter und dadurch deutlicher ausführt, als er selbst es gethan hat. Seine Ableitung der prismatischen Farbenerscheinung aus seinem obersten Grundsatz, den er Urphänomen nennt, ist vollkommen richtig: nur hat er sie nicht genug ins Einzelne herabgeführt; während doch ohne eine gewisse Akribologie solchen Dingen kein Genüge geschieht. Er erklärt ganz richtig jene farbige, die Refraktion begleitende Randerscheinung aus einem, das durch Brechung verrückte Hauptbild begleitenden Nebenbilde. Aber er hat nicht die Lage und Wirkungsweise dieses Nebenbildes ganz speziell bestimmt und durch eine Zeichnung veranschaulicht; ja, er spricht durchweg nur von einem Nebenbilde; wodurch denn die Sache so zu stehn kommt, daß wir annehmen müssen, nicht bloß das Licht, oder leuchtende Bild, sondern auch die es umgebende Finsternis erleide eine Brechung. Ich muß daher hier seine Sache ergänzen, um zu zeigen, wie eigentlich jene, bei gleicher Brechung, aber verschiedenen brechenden Substanzen, verschiedene Breite der farbigen Randerscheinung entsteht, welche die Newtonianer durch den sinnlosen Ausdruck einer Verschiedenheit der Refraktion und Dispersion bezeichnen.

Zuvor ein Wort über den Ursprung dieser, bei der Refraktion das Hauptbild begleitenden Nebenbilder. Natura non facit saltus: so lautet das Gesetz der Kontinuität aller Veränderungen, vermöge dessen, in der Natur, kein Uebergang, sei er im Raum, oder in der Zeit, oder im Grade irgend einer Eigenschaft, ganz abrupt eintritt. Nun wird das Licht, bei seinem Eintritt in das Prisma, und abermals bei seinem Austritt, also zweimal, von seinem geraden Wege plötzlich abgelenkt. Sollen wir nun voraussetzen, dies geschehe so abrupt und mit solcher Schärfe, daß dabei das Licht auch nicht die geringste Vermischung mit der es umgebenden Finsternis erlitte, sondern, mitten durch diese, in so bedeutenden Winkeln sich schwenkend, doch seine Grenzen auf das schärfste bewahrte, — so daß es in ganz unvermischter Lauterkeit durchkäme und ganz vollständig zusammen-

bliebe? Ist nicht vielmehr die Annahme naturgemäßer, daß, sowohl bei der ersten, als bei der zweiten Brechung, ein sehr kleiner Teil dieser Lichtmasse nicht schnell genug in die neue Richtung komme, sich dadurch etwas absondere und nun, gleichsam eine Erinnerung des eben verlassenen Weges nachtragend, als Nebenbild das Hauptbild begleite, nach der einen Brechung etwas über, nach der andern etwas unter ihm schwebend? Deshalb hat man auch bemerkt, daß mit jeder Brechung des Lichts eine Lichtschwächung notwendig verbunden ist. (Birnbaum, Reich der Wolken, S. 61.) Ja, man könnte hiebei an die Polarisation des Lichts, mittelst eines Spiegels, denken, der einen Teil desselben zurückwirft, einen andern durchläßt. Das Wesentliche des Vorgangs aber ist, daß, bei der Brechung, das Licht mit der es begrenzenden Finsternis eine so innige Verschmelzung eingeht, daß diese nicht mehr, wie z. B. Halbschatten thun, bloß die intensive, sondern die qualitative Teilung der Thätigkeit der Retina hervorruft.

Beifolgende Figur zeigt nun spezieller, wie aus der Wirkung jener beiden, bei der prismatischen Refraktion abfallenden Nebenbilder, gemäß dem Goetheschen Grundgesetze, die vier prismatischen Farben entstehn, als welche allein, nicht aber sieben, wirklich vorhanden sind.

Diese Figur stellt eine, auf schwarzes glanzloses Papier geklebte, weiße Papierscheibe, von etwan vier Zoll Durchmesser vor, wie sie, durch das Prisma, aus einer Entfernung von etwan drei Schritten angeschaut, in der Natur und nicht nach Newtonischen Fiktionen, sich darstellt. Hievon nun aber hat jeder, der wissen will wovon die Rede sei, sich durch Autopsie zu überzeugen. Er wird alsdann, das Prisma vor die Augen haltend und bald näher, bald ferner tretend, die beiden Nebenbilder beinahe geradezu und unmittelbar wahrnehmen, und wird sehn, wie sie, seiner Bewegung folgend, sich vom Hauptbilde bald mehr, bald weniger entfernen und übereinanderschieben. Tritt er beträchtlich weiter zurück, so greifen Blau und Gelb übereinander, und er genießt das höchst erbauliche Schauspiel, aus ihnen das Newtonische h o m o g e n e Licht Grün, das reine Urgrün sich zusammensetzen zu sehn. — Prismatische Versuche überhaupt lassen sich auf zweierlei Weise machen: entweder so, daß die Refraktion der Reflexion, oder so, daß diese jener vorhergeht: ersteres geschieht, wenn das Sonnenbild durch das Prisma auf die Wand fällt;



letzteres, wenn man durch das Prisma ein weißes Bild betrachtet. Diese letztere Art ist nicht nur weniger umständlich auszuführen, sondern zeigt auch das eigentliche Phänomen viel deutlicher; welches teils daher kommt, daß hier die Wirkung der Refraktion unmittelbar zum Auge gelangt, wodurch man den Vorteil hat, die Wirkung aus erster Hand zu erhalten; während man sie, bei jener andern Art, erst aus zweiter Hand, nämlich nach geschehener Reflexion von der Wand, erhält; teils daher, daß hier das Licht unmittelbar von einem nahen, scharf begrenzten und nicht blendenden Gegenstande ausgeht; während, bei der ersten Art, es direkt das Bild eines 20 Millionen Meilen entfernten, dem entsprechend großen und eigenes Licht ausstrahlenden Körpers ist, welches durch das Prisma fährt. Daher zeigt dann die hier abgebildete weiße Scheibe (deren Stelle, bei der ersten Art, die Sonne vortritt) ganz deutlich die sie begleitenden, auf Anlaß einer zweimaligen, sie nach oben verrückenden Refraktion entstandenen zwei Nebenbilder. Das von der ersten Refraktion, die beim Eintritt des Lichts in das Prisma stattfindet, herrührende Nebenbild schleppt hinten nach und bleibt daher mit seinem äußersten Rande noch in der Finsternis stecken und von ihr überzogen; das andere hingegen, welches bei der zweiten Refraktion, also beim Austritt des Lichts aus

dem Prisma, entsteht, eilt vor und zieht sich deshalb über die Finsternis her. Die Wirkungsart beider erstreckt sich aber auch, wiewohl schwächer, auf den Teil des Hauptbildes, der durch ihren Verlust geschwächt ist; daher nur der Teil desselben, welcher von beiden Nebenbildern bedeckt bleibt und also sein volles Licht behält, weiß erscheint: da hingegen, wo ein Nebenbild allein mit der Finsternis kämpft, oder das durch den Abgang dieses Nebenbildes etwas geschwächte Hauptbild schon von der Finsternis beeinträchtigt wird, entstehn Farben, und zwar dem Goetheschen Gesetze gemäß. Demnach sehn wir am obern Teile, wo ein Nebenbild allein voreilend sich über die schwarze Fläche zieht, Violett entstehn: darunter aber, wo schon das Hauptbild, jedoch durch Verlust geschwächt, wirkt, Blau: am untern Teile des Bildes hingegen zeigt sich da, wo das einzelne Nebenbild in der Finsternis stecken bleibt, Gelbrot, darüber aber, wo schon das geschwächte Hauptbild durchscheint, Gelb; eben wie die aufgehende Sonne, zuerst vom niedern dickern Dunstkreise bedeckt gelbrot, in den dünnern angelangt, nur noch gelb erscheint. Eben weil, dieser Auslegung zufolge, nicht die weiße Scheibe allein das Hervorbringende der Farben ist, sondern die Finsternis als zweiter Faktor mitwirkt, fällt die Farbenerscheinung viel besser aus, wenn die weiße Scheibe auf einem schwarzen Grunde haftet, als wenn auf einem hellgrauen.

Nach dieser Erklärung der prismatischen Erscheinung wird es uns nicht schwer werden, wenigstens im allgemeinen zu begreifen, warum, bei gleicher Brechung des Lichts, einige brechende Mittel, wie eben das Flintglas, eine breitere, andere, wie das Krownglas, eine schmälere, farbige Randerscheinung geben; oder, in der Sprache der Newtonianer, worauf die Ungleichmäßigkeit der Lichtbrechung und Farbenzerstreuung, ihrer Möglichkeit nach, beruhe. Die Brechung nämlich ist die Entfernung des Hauptbildes von seiner Einfallslinie; die Zerstreuung hingegen ist die dabei eintretende Entfernung der beiden Nebenbilder vom Hauptbilde: dieses Accidens nun aber finden wir bei verschiedenartigen lichtbrechenden Substanzen in verschiedenem Grade vorhanden. Demnach können zwei durchsichtige Körper gleiche Brechungskraft haben, d. h. das durch sie gehende Lichtbild gleich weit von seiner Einfallslinie ablenken; dabei jedoch können die Nebenbilder, welche allein die Farbenerscheinung ver-

ursachen, bei der Brechung durch den einen Körper mehr, als bei der durch den andern, sich vom Hauptbilde entfernen.

Um nun diese Rechenschaft von der Sache mit der so oft wiederholten, oben analysierten, Newtonianischen Erklärung des Phänomens zu vergleichen, wähle ich den Ausdruck dieser letztern, welcher, am 27. Oktober 1836 in den „Münchner Gelehrten Anzeigen", nach den Philosophical Transactions, mit folgenden Worten gegeben wird: „Verschiedene durchsichtige Substanzen brechen die verschiedenen homogenen Lichter in sehr ungleichem Verhältnis*); so daß das Spektrum, durch verschiedene brechende Mittel erzeugt, bei übrigens gleichen Umständen, eine sehr verschiedene Ausdehnung erlangt." — Wenn die Verlängerung des Spektrums überhaupt von der ungleichen Brechbarkeit der homogenen Lichter selbst herrührte; so müßte sie überall dem Grade der Brechung gemäß ausfallen, und demnach könnte nur infolge größerer Brechungskraft eines Mittels größere Verlängerung des Bildes entstehn. Ist nun aber dies nicht der Fall, sondern gibt von zwei, gleich stark brechenden Mitteln das eine ein längeres, das andere ein kürzeres Spektrum; so beweist dies, daß die Verlängerung des Spektri nicht direkte Wirkung der Brechung, sondern bloß Wirkung eines die Brechung begleitenden Accidens sei. Ein solches nun sind die dabei entstehenden Nebenbilder: diese können sehr wohl, bei gleicher Brechung, nach Beschaffenheit der brechenden Substanz, sich mehr oder weniger vom Hauptbilde entfernen.

§ 11.

Die drei Arten der Teilung der Thätigkeit der Retina im Verein.

Ich bemerke noch der Vollständigkeit wegen, daß, wie die Abweichung einer Farbe von ihrer höchsten Energie, entweder ins Blasse oder ins Dunkle, eine Vereinigung der qualitativen Teilung der Thätigkeit der Retina mit der intensiven ist, gleichermaßen auch die extensive Teilung mit der qualitativen sich verbindet, indem ein Teil der Retina die eine, ein andrer eine andre Farbe auf äußern Reiz hervorbringt, wo dann bekanntlich, nach Aufhören des Reizes,

*) Jedoch die Summe derselben, das weiße Licht, in gleichem! setze ich ergänzend hinzu.

die beiden geforderten Farben an jeder Stelle sich als Spektra einfinden. Beim gewöhnlichen Gebrauch des Auges werden meistens alle drei Arten der Teilung der Thätigkeit desselben zugleich und im Verein vollzogen.

Wollte man etwan darin eine Schwierigkeit finden, daß, meiner Theorie zufolge, beim Anblick einer sehr bunten Fläche, die Thätigkeit der Retina, an hundert Stellen zugleich, in sehr verschiedenen Proportionen, geteilt würde; so erwäge man, daß beim Anhören der Harmonie eines zahlreichen Orchesters, oder der schnellen Läufe eines Virtuosen, das Trommelfell und der Gehörnerv, bald simultan, bald in der raschesten Succession, in Schwingungen nach verschiedenen Zahlenverhältnissen versetzt wird, welche die Intelligenz alle auffaßt, arithmetisch abschätzt, die ästhetische Wirkung davon empfängt und jede Abweichung von der mathematischen Richtigkeit eines Tones sogleich bemerkt: dann wird man finden, daß ich dem viel vollkommeneren Gesichtssinn nicht zu viel zugetraut habe.

Hier verdient nun noch ein besonderes, gewissermaßen abnormes Phänomen erwähnt zu werden, welches mit der Scherfferschen Auslegung schlechterdings unvereinbar ist, mithin zu ihrer Widerlegung beiträgt, nach der meinigen aber noch einer besondern Erklärung bedarf. Wenn nämlich auf einer großen gefärbten Fläche einige kleinere farblose Stellen sind; so werden diese, wann nachher das durch die gefärbte Fläche hervorgerufene physiologische Spektrum eintritt, nicht mehr farblos bleiben, sondern sich in der zuerst dagewesenen Farbe der ganzen Fläche selbst darstellen, obgleich sie keineswegs vom Komplement derselben affiziert gewesen sind. Z. B. auf das Anschauen einer grünen Hausmauer mit kleinen grauen Fenstern, folgt als Spektrum eine rote Mauer, nicht mit grauen, sondern mit grünen Fenstern. Gemäß meiner Theorie haben wir dies daraus zu erklären, daß, nachdem auf der ganzen Retina eine bestimmte qualitative Hälfte ihrer Thätigkeit, durch die gefärbte Fläche, hervorgerufen war, jedoch einige kleine Stellen von dieser Erregung ausgeschlossen blieben, und nun nachher, beim Aufhören des äußern Reizes, die Ergänzung der durch ihn erregten Thätigkeitshälfte sich als Spektrum einstellt, alsdann die davon ausgeschlossen gebliebenen Stellen, auf konsensuelle Weise, in jene zuerst dagewesene qualitative Hälfte der Thätigkeit geraten, indem sie jetzt gleichsam nachahmen was vorhin der ganze übrige Teil

der Retina gethan hat, während sie allein, durch Ausbleiben des Reizes, davon ausgeschlossen waren; mithin daß sie, sozusagen, nacherexerzieren.

§ 12.

Von einigen Verletzungen und einem abnormen Zustande des Auges.

Auch mag hier die Bemerkung Platz finden, daß diejenigen Spektra, welche durch mechanische Erschütterung des Auges, und die, welche durch Blendung hervorgebracht werden, der Art nach als einerlei anzusehn und nur dem Grade nach verschieden sind. Man kann sie füglich pathologische Spektra nennen: denn wie die erstern durch offenbare Verletzung entstehn, so sind die letztern Erscheinungen einer durch Ueberreizung hervorgebrachten transitorischen Zerrüttung der Thätigkeit der Retina, welche alsdann, gleichsam aus ihrem Gleichgewicht gebracht, sich krampfhaft bald so, bald anders teilt und so die Erscheinungen zeigt, welche Goethe (Bd. 1, S. 15) beschreibt. Ein geblendetes Auge hat, wenn es ins Helle sieht, ein rotes, wenn ins Dunkle, ein grünes Spektrum, eben weil seine Thätigkeit durch die Gewalt des Uebereizes geteilt ist und nun, nach Maßgabe des äußern Verhältnisses, bald die eine bald die andre Hälfte hervortritt.

Die der Blendung entgegengesetzte Verletzung des Auges ist die Anstrengung desselben in der Dämmerung. Bei der Blendung ist der Reiz von außen zu stark, bei der Anstrengung in der Dämmerung ist er zu schwach. Durch den mangelnden äußern Reiz des Lichtes ist nämlich die Thätigkeit der Retina intensiv geteilt und nur ein kleiner Teil derselben ist wirklich aufgeregt. Dieser wird nun aber durch willkürliche Anstrengung, z. B. beim Lesen, vermehrt, also ein intensiver Teil der Thätigkeit wird ohne Reiz, ganz durch innere Anstrengung, aufgeregt. Um die Schädlichkeit hievon recht anschaulich zu machen, bietet sich mir kein anderer, als ein obscöner Vergleich dar. Jenes schadet nämlich auf dieselbe Art, wie Onanie und überhaupt jede, ohne Einwirkung des naturgemäßen Reizes von außen, durch bloße Phantasie entstehende Aufreizung der Genitalien viel schwächender ist, als die wirkliche natürliche Befriedigung des Geschlechtstriebes.

Warum die künstliche Beleuchtung der Lichtflamme das Auge mehr angreift, als das Tageslicht, wird durch meine

Theorie erst eigentlich verständlich. Die Lichtflamme beleuchtet alles rötlichgelb (daher auch die blauen Schatten). Folglich sind, solange wir bei Licht sehn, immer nur etwas über zwei Drittel der Thätigkeit der Retina erregt und tragen die ganze Anstrengung des Sehns, während beinahe ein Drittel feiert. Dies muß auf ähnliche Art schwächen, wie der Gebrauch eines geschliffenen Glases vor einem Auge; ja, um so mehr, als hier die Teilung der Thätigkeit der Retina keine bloß intensive, sondern eine qualitative ist, und die Retina, unausgesetzt, lange Zeit in derselben gehalten wird: daher auch ihr Drang das Komplement hervorzubringen, welchen sie bei Gelegenheit jedes anderweitig schwach beleuchteten Schattens sogleich durch Färbung desselben befriedigt. Es war daher ein guter Vorschlag, die Nachtbeleuchtung durch blaue, ganz wenig ins Violette spielende Gläser, dem Tageslicht ähnlich zu machen; wobei ich, aus eigener Erfahrung, empfehle, daß man die Gläser ja nicht zu dunkel, oder zu dick, nehme; da sonst nur der Anschein der Dämmerung entsteht. Man sehe übrigens Parrot, Traité de la manière de changer la lumière artificielle en une lumière semblable à celle du jour, Strasb. 1791.

Einen hinzukommenden Beweis von der subjektiven Natur der Farbe, daß sie nämlich eine Funktion des Auges selbst ist, folglich diesem unmittelbar angehört und erst sekundär und mittelbar den Gegenständen, gibt uns zunächst der Daguerrotyp, der, auf seinem rein objektiven Wege, alles Sichtbare der Körper widergibt, nur nicht die Farbe. Einen anderen, noch schlagenderen Beweis liefern uns die zwar selten, aber doch hin und wieder vorkommenden Menschen, welche gar keine Farben sehn, deren Retina also die Fähigkeit zur qualitativen Teilung ihrer Thätigkeit mangelt. Sie sehn demnach nur die Gradationen des Hellen und Dunkeln, folglich stellt ihnen die Welt sich dar, wie ein getuschtes Bild, oder ein Kupferstich, oder ein Daguerrotyp; sie ist des eigentümlichen Reizes beraubt, welchen die Zugabe der Farbe ihr für uns verleiht. Ein Beispiel davon findet sich schon im 67. Bande der Philosophical Transactions vom Jahr 1777, woselbst (S. 260) ausführlicher Bericht erteilt wird über drei Brüder Harris, die sämtlich keine Farben sahen; und im folgenden Bande steht ein Aufsatz von J. Scott, der keine Farben sah, welchen Fehler mehrere Glieder seiner Familie ebenfalls hatten. An demselben Mangel litt der zu

seiner Zeit berühmte, in Hamburg lebende Arzt Unzer: dieser war jedoch bemüht, ihn möglichst zu verbergen, weil er daran ein offenbares Hindernis bei der Diagnose und Semiotik hatte. Seine Frau hatte einmal, um der Sache auf den Grund zu kommen, sich blau geschminkt; worauf er bloß bemerkte, daß sie heute zu viel Rot aufgelegt habe. Ich verdanke diese Nachricht einem Maler Demiani, welcher vor 40 Jahren Galerieinspektor in Dresden war, und dem die Sache einst dadurch bekannt geworden war, daß er jene Frau porträtiert hatte, worauf Unzer ihm gestand, daß und warum er über das Kolorit nicht urteilen könne. Noch ein Beispiel dieser Art liefert ein Herr v. Zimmermann, welcher im Anfang dieses Jahrhunderts in Riga lebte. Die folgenden Nachrichten über ihn verbürgt mir der Verleger dieser Schrift*), der ihn selbst gekannt hat und sich auch auf den Herrn Oberschuldirektor Albanus beruft, welcher Erzieher jenes Herrn gewesen ist. Für diesen Herrn v. Zimmermann also war durchaus keine Farbe vorhanden: er sah alles nur weiß, schwarz und in Nuanceen von Grau. Er spielte sehr gut Billard, und da dieses in Riga mit gelbgefärbten und roten Bällen geschieht, konnte er solche doch sehr wohl unterscheiden, weil ihm die roten viel dunkler aussahen. (Nach meiner Theorie mußte ihm, bei reinen Farben, rot um die Hälfte dunkler als gelb sein.) Man hat mit ihm einen Versuch angestellt, der in Hinsicht auf meine Theorie nicht glücklicher hätte erdacht werden können. Er trug eine rote Uniform: man legte ihm statt ihrer eine grüne hin; er bemerkte gar nichts, zog diese an und war im Begriff damit auf die Parade zu gehn. Denn freilich mußte für ihn reines Rot und reines Grün sich so gleich sein, wie $\frac{1}{2} = \frac{1}{2}$ ist. Seiner Retina fehlte also gänzlich die Fähigkeit, ihre Thätigkeit qualitativ zu teilen. — Viel weniger selten sind Leute, welche die Farben nur sehr unvollkommen sehn, indem sie einige derselben erkennen, jedoch die meisten nicht. Mir sind, in eigener Erfahrung, drei solche vorgekommen: sie konnten am wenigsten Rot und Grün unterscheiden, aus der soeben angegebenen Ursache. Daß eine solche Achromatoblepsie auch temporär eintreten kann ist zu ersehn aus einer Abhandlung von Th. Clemens' „Farbenblindheit während der Schwangerschaft, nebst einigen Er-

*) J. F. Hartknoch, im J. 1815.

örterungen über Farbenblindheit im allgemeinen", befindlich im Archiv für physiologische Heilkunde vom Jahre 1858. (Ueber Farbenblindheit vergl. auch G. Wilson, On Colour-Blindness, Edinburgh 1855.)

§ 13.

Von den äußern Reizen, welche die qualitative Teilung der Thätigkeit der Retina erregen.

Wir haben bisher die Farben in der engsten Bedeutung betrachtet, nämlich als Zustände, Affektionen des Auges. Diese Betrachtung ist der erste und wesentlichste Teil der Farbenlehre, die Farbenlehre im engsten Sinne, welche, als solche, allen ferneren Untersuchungen über die Farben zum Grunde liegen muß und mit der sie stets in Uebereinstimmung bleiben müssen. An diesen ersten Teil hat sich als der zweite zu schließen die Betrachtung der Ursachen, welche, von außen als Reize auf das Auge wirkend, nicht, wie das reine Licht und das Weiße, die ungeteilte Thätigkeit der Retina, in stärkern oder schwächern Graden, sondern immer nur eine qualitative Hälfte derselben hervorrufen. Diese äußeren Ursachen hat Goethe sehr richtig und treffend in zwei Klassen gesondert, nämlich in die chemischen und physischen Farben, d. h. in die den Körpern inhärierenden, bleibenden Farben, und die bloß temporären, durch irgend eine besondere Kombination des Lichtes mit den durchsichtigen Medien entstehenden. Sollte nun ihr Unterschied durch einen einzigen völlig allgemeinen Ausdruck bezeichnet werden, so würde ich sagen: physische Farben sind diejenigen Ursachen der Erregung einer qualitativen Hälfte der Thätigkeit der Retina, die uns als solche zugänglich sind; daher wir einsehn, daß, wenn wir auch über die Art ihres Wirkens noch uneinig sind, dasselbe doch gewissen Gesetzen unterworfen sein muß, die auch unter den verschiedensten Umständen und bei den verschiedensten Materien obwalten, so daß das Phänomen stets auf sie zurückgeführt werden kann: die chemischen Farben hingegen sind die, bei denen dies nicht der Fall ist; sondern deren Ursache wir erkennen, ohne die Art ihres speziellen Wirkens auf das Auge irgend zu begreifen. Denn, wenn wir gleich wissen, daß z. B. dieser oder jener chemische Niederschlag diese bestimmte Farbe gibt und insofern ihre

Ursache ist; so wissen wir hier doch nicht die Ursache der Farbe als solcher, nicht das Gesetz, demzufolge sie hier eintritt, sondern ihr Eintreten wird nur a posteriori erkannt und bleibt für uns insofern zufällig. Von den physischen Farben hingegen wissen wir als solchen die Ursache, das Gesetz ihrer Erscheinung; daher auch unsere Erkenntnis derselben nicht an bestimmte Materien gebunden ist, sondern von jeder gilt: so z. B. entsteht Gelb, sobald Licht durch ein trübes Mittel bricht, dies mag nun ein Pergament, eine Flüssigkeit, ein Dunst, oder das prismatische Nebenbild sein. — Auch Schwarz und Weiß sind physisch wie chemisch vorhanden: das physische Schwarz ist die Finsternis, das physische Weiß ist die vollendete Trübe. Dem Gesagten zufolge kann man die physischen Farben auch die verständlichen, die chemischen aber die unverständlichen nennen. Durch Zurückführung der chemischen Farben auf physische, in irgend einem Sinne, würde der zweite Teil der Farbenlehre zur Vollendung gebracht sein. Newton hat hievon gerade das Gegenteil gethan und die physischen Farben auf chemische zurückgeführt, indem er lehrt, bei der Brechung zersplittre sich der weiße Strahl in sieben ungleich brechbare Teile, und diese hätten eben per accidens eine violette, indigoblaue u. s. w. Farbe.

Ueber die chemische Farbe werde ich weiterhin einiges beibringen: hier zunächst von der physischen. Da der äußere Reiz der Thätigkeit der Retina zuletzt immer das Licht ist; so muß für die Modifikation jener Thätigkeit, in deren Empfindung die Farbe besteht, auch eine ihr genau entsprechende Modifikation des Lichts nachgewiesen werden können. Welche dieses sei, ist das punctum controversiae zwischen Newton und Goethe, welches, in letzter Instanz, durch vorgelegte Thatsachen und Versuche, unter richtiger Beurteilung derselben, zu entscheiden ist. Wenn wir nun aber in Erwägung nehmen, was oben § 2 über den notwendigen Parallelismus zwischen Ursache und Wirkung beigebracht worden ist; so werden wir nicht zweifeln, daß schon die, durch das Bisherige gewonnene, genauere Erkenntnis der zu erklärenden Wirkung, also der Farbe als physiologischer Thatsache, uns in den Stand setzt, auch über die nachgeforschten äußern Ursachen derselben, unabhängig von aller experimentalen Untersuchung und also insofern a priori, einiges festzustellen. Dies wäre hauptsächlich folgendes.

1. Die Farben selbst, ihre Verhältnisse zu einander und die Gesetzmäßigkeit ihrer Erscheinung, dies alles liegt im Auge selbst, und ist nur eine besondere Modifikation der Thätigkeit der Retina. Die äußere Ursache kann nur als Reiz, als Anlaß zur Aeußerung jener Thätigkeit, also nur sehr untergeordnet wirken: sie kann bei der Hervorbringung der Farbe im Auge, d. i. bei der Erregung der Polarität seiner Retina, immer nur eine solche Rolle spielen, wie bei Hervorrufung der im Körper schlummernden Elektrizität, d. i. Trennung des + E und — E, die Reibung. Keineswegs aber können die Farben in bestimmter Zahl irgendwo außer dem Auge, rein objektiv, vorhanden sein, dort bestimmte Gesetze und Verhältnisse zu einander haben und nun ganz fertig dem Auge überliefert werden. Wollte man, trotz allen diesem, eine Vereinigung meiner Theorie mit der Newtonschen bewerkstelligen; so ließe dieser unglückliche Gedanke sich nur ausführen mittelst der Annahme der wunderlichsten harmonia praestabilita, zu welcher jemals ein Menschenkopf in seiner spekulativen Bedrängnis griff. Zufolge nämlich derselben müßten gewisse Farben, obwohl sie im Auge, nach den Gesetzen seiner Funktionen, eben wie alle übrigen unzähligen Farben, entstehn, dennoch schon im Lichte selbst, und zwar in dessen Bestandteilen, eigens dazu bereitliegende, gleichsam bestellte Ursachen haben.

2. Jede Farbe ist die qualitative Hälfte der vollen Thätigkeit der Retina, zu der sie durch eine andere Farbe, ihr Komplement, ergänzt wird. Folglich gibt es durchaus nur Farbenpaare und keine einzelne Farben: also kann man nicht sieben, eine ungerade Zahl, einzig wirklich existierende Farben annehmen.

3. Die Farben bilden einen stetigen Kreis, innerhalb dessen es keine Grenzen, keine feste Punkte gibt, den Aequator der oben § 5 beschriebenen Rungeschen Farbenkugel. Durch Teilung dieses Kreises in zwei Hälften entsteht jede Farbe, und ihr ergänzender Gegensatz ist sofort gegeben: beide zusammen enthalten immer potentialiter den ganzen Kreis. Die Farben sind also der Zahl nach unendlich: daher kann man durchaus weder sieben, noch irgend eine andre bestimmte Zahl feststehender Farben annehmen. Bloß durch das rationale, leicht aufzufassende und in den ersten Zahlen ausdrückbare Verhältnis, in welchem, bei gewissen Farben, die Thätigkeit der Retina sich teilt, zeichnen sich drei Farben-

paare besonders aus und sind deshalb immer und überall durch eigene Namen bezeichnet worden; wozu außer diesem kein anderer Grund ist, da sie übrigens vor den andern nichts voraus haben.

4. Der unendlichen Anzahl möglicher Farben, welche aus der, auf unendliche Weisen modifikabeln Teilbarkeit der Thätigkeit der Retina entspringt, muß auch in der als Reiz wirkenden äußern Ursache eine ebenso unendliche und der zartesten Uebergänge fähige Modifikabilität entsprechen. Dies leistet aber keineswegs die Annahme von sieben oder irgend einer bestimmten Anzahl homogener Lichter, als Teile des weißen Lichtes, die jedes für sich steif und starr dastehn, miteinander aber vereinigt, nie etwas anderes geben könnten, als einen Schritt zur Rückkehr in die Farblosigkeit. Ich weiß wohl, daß Newton bisweilen, wenn der Zusammenhang seines Gewebes es fordert, versichert, es sei mit den sieben homogenen Lichtern im Grunde doch nur Spaß, sie seien gar nicht homogen, sondern höchst zusammengesetzt, nämlich aus unendlich vielen wirklich und eigentlich homogenen Lichtern. Dies könnte nun, auch hier vorgebracht, allenfalls gegen die Anforderung dieser Nummer die homogenen Lichter retten: dasselbe Argument verdirbt sie aber um so sicherer in der nächsten: denn, nicht zu gedenken, daß sie jetzt nur so existieren wie Demokrits Atome, so folgt, daß jedes homogene Licht, d. h. jede wirkliche Urfarbe, sich zum Weißen verhält, wie ein unendlich kleiner Bruch zu eins, wodurch sie durchaus in Dunkelheit verschwindet und unsichtbar wird. — Auf das vollkommenste dagegen genügt der hier gemachten Forderung Goethes Lehre. Denn ein Trübes, das sich bald diesseit, bald jenseit des Lichtes befinden, dabei in unzähligen Graden bald dichter, bald durchsichtiger sein, das endlich auch von beiden Seiten ungleich in den verschiedensten Verhältnissen beleuchtet werden kann: dies gibt uns in der Ursache dieselbe unendliche Modifikabilität wieder, die wir in der Wirkung gefunden haben.

5. Das der Farbe wesentliche σκιερον, oder ihre schattige Natur, haben wir im Auge darin begründet gefunden, daß die nur halbe Thätigkeit der Retina die Ruhe der andern Hälfte voraussetzt, deren Ausdruck eben jenes σκιερον ist, dessen, durch diese Notwendigkeit, in der Farbe sich darstellende innige Verbindung mit dem Licht wir einer chemi-

schen Mischung des Lichtes und der Finsternis verglichen haben. Dieses σκιερον muß sich auch außer dem Auge, in der äußern Ursache, auf irgend eine Art repräsentiert wiederfinden. In diesem Punkt würde nun zwar Newtons Lehre, daß die Farbe immer ein Siebtel des ganzen Lichtes sei, höchst notdürftig genügen, indem sie nämlich die Farbe für ein minder Helles, als das Weiße, anerkennt, jedoch in dem übertriebenen Maße, daß, der Helle nach, alle Farben (mit unbedeutenden Unterschieden) sich einzeln zum Weißen verhalten, etwan wie 1 zu 7, oder allenfalls zu 6; wir aber wissen, daß sogar die schwächste und dunkelste aller Farben, das Violett, sich zum Weißen verhält, wie 1 zu 4; blau, wie 1 zu 3; grün und rot, wie 1 zu 2; und gelb, gar wie 3 zu 4. In der vorhergehenden Nummer ist schon gesagt worden, wie gar schlimm es hier um die Newtonische Theorie steht, wenn man, wie ihre eigentlich esoterische Lehre ist, statt sieben homogener Lichter, unendliche annimmt. — Hingegen entspricht auch der Forderung über das σκιερον auf das vollkommenste und befriedigendste das von Goethe aufgestellte Urphänomen. Aus Licht und Finsternis, im innigsten Verein, läßt er die Farbe entstehn. Ein verdunkeltes Licht erregt im Auge Gelb; eine erleuchtete Finsternis Blau; beides jedoch darf nicht unmittelbar geschehn, wodurch bloß Dämmerung, Grau, intesive Teilung der Thätigkeit der Retina entstände; sondern mittelst des Dazwischentretens eines dritten, des Trüben, welches gleichsam das Menstruum der chemischen Durchdringung des Lichtes und der Finsternis wird, welche nunmehr die Polarität des Auges, d. i. die qualitative Teilung seiner Thätigkeit, hervorruft. — Goethe stellt, nachdem er den physiologischen Gegensatz der Farben, in allen seinen Phänomenen, trefflich geschildert hat, als physischen Gegensatz Gelb und Blau auf, als welche aus entgegengesetzten Ursachen entstehn: Gelb, dadurch daß ein Trübes dem Auge das Licht hemmt: Blau, indem das Auge durch ein beleuchtetes Trübes in das Finstre sieht. Es hat nun mit diesem physischen Gegensatz auch seine volle Richtigkeit, solange man ihn als allgemeinen Ausdruck für zwei Hauptverhältnisse aller physischen Farben versteht, und Blau und Gelb hier gleichsam als Repräsentanten zweier Klassen, der kalten und warmen Farben, ansieht. Wollte man aber es im engsten Sinne verstehn und gerade zwischen Gelb und Blau einen bestehenden physischen Gegensatz annehmen;

so müßte man befremdet werden durch die Inkongruenz des Gegensatzes der physiologischen Farben mit dem der physischen, indem ja der eigentliche Gegensatz von Blau, Orange und von Gelb, Violett ist, und vorauszusetzen war, daß das Verhältnis, welches zwischen den Farben, im eigentlichen Sinn, besteht, auch zwischen ihren außer dem Auge liegenden Ursachen sich wieder finden müßte; in Gemäßheit des oben erwähnten Aristotelischen Satzes των εναντιων τα εναντια αιτια (contrarium contrariae sunt causae), De generat. et corrupt. c. 10. Allerdings ist es auch so, und jene Inkongruenz ist bloß scheinbar. Denn genauer betrachtet gibt derselbe und nämliche Grad von Trübe, welcher, vor die Finsternis gezogen und beleuchtet, reines Blau erregt, wenn er umgekehrt das Licht hemmt, nicht Gelb, sondern Orange; und ebenso wird allemal ein und derselbe Grad von Trübe, unter in Bezug auf Licht und Finsternis entgegengesetzten Umständen, zwei entgegengesetzte, einander ergänzende Farben geben. Daß dies sein muß, geht schon a priori aus folgender Betrachtung hervor. Die geforderte und nachher als Spektrum hervortretende Farbe ist das Komplement der gegebenen; daher muß ihr so viel von der vollen Thätigkeit des Auges abgehn, als jene davon hat; d. h. sie muß gerade so viel Finsternis (σκιερον) enthalten, als jene Licht enthält. Nun ist bei allen physischen Farben der positiven Seite (d. h. allen die zwischen Gelb und Rot liegen) das Trübe Ursache ihrer Finsternis, da es das Licht hemmt; umgekehrt ist bei allen Farben der negativen Seite das Trübe Ursache ihrer Helle, indem es das auffallende Licht, welches sich sonst in die Finsternis verlöre, zurückwirft. Also muß, unter entgegengesetzten Umständen, die nämliche Trübe in einem Fall gerade so viel Erhellung verursachen, als im umgekehrten Verfinsterung: und da gezeigt ist, daß jede Farbe so viel Helle enthalten muß, als ihr Komplement Dunkelheit enthält; so wird notwendig die nämliche Trübe, bei entgegengesetzter Beleuchtung, die zwei Farben geben, welche sich fordern und ergänzen. Hieran nun aber haben wir einen vollkommenen Beweis a priori von der Wahrheit des Goetheschen Urphänomens und der Richtigkeit seiner ganzen Theorie der physischen Farben; welchen ich wohl zu beachten bitte. Nämlich bloß von der Kenntnis der Farbe im engsten Sinn, also als Phänomen im Auge, ausgehend, haben wir gefunden, daß

ihre äußere Ursache ein vermindertes Licht sein muß, jedoch ein auf eine bestimmte Art vermindertes, die das Eigentümliche haben muß, daß sie der Farbe gerade so viel Licht erteilt, als ihrem Komplement Finsternis, σκιερόν. Dies aber kann auf einem unfehlbaren und allen Fällen angemessenen Wege nur dadurch geschehn, daß die Ursache der Helle in einer gegebenen Farbe gerade die Ursache des Schattigen, oder Dunkeln, in ihrem Komplement sei. Denn conversa causa, convertitur effectus. Dieser Forderung nun genügt allein, aber auch vollkommen, die Scheidewand eines zwischen Licht und Finsternis eingeschobenen Trüben, indem sie, unter entgegengesetzter Beleuchtung, allezeit zwei sich physiologisch ergänzende Farben verursacht, welche, je nach dem Grade der Dicke und Dichtigkeit dieses Trüben, verschieden ausfallen, zusammen aber immer zum Weißen, d. h. zur vollen Thätigkeit der Retina, einander ergänzen. Bei der größten Dünne des Trüben werden diese Farben die gelbe und violette sein; bei zunehmender Dichtigkeit desselben werden sie allmählich in Orange und Blau übergehn und endlich, bei noch größerer, Rot und Grün werden; welches letztere jedoch auf diesem einfachen Wege nicht wohl darzustellen ist; obgleich der Himmel, bei Sonnenuntergang und -aufgang, es bisweilen zu schwacher Erscheinung bringt. Wird endlich die Trübe vollendet, d. h. bis zur Undurchdringlichkeit verdichtet; so erscheint, bei auffallendem Lichte, Weiß; bei dahinter befindlichem, die Finsternis, oder Schwarz. — Infolge dieser Ableitung des Goetheschen Urphänomens aus meiner Theorie, verdient dasselbe nicht mehr so zu heißen. Denn es ist nicht, wie Goethe es nahm, ein schlechthin Gegebenes und aller Erklärung auf immer Entzogenes: vielmehr ist es nur die Ursache, wie sie, meiner Theorie zufolge, zur Hervorbringung der Wirkung, also der Halbierung der Thätigkeit der Retina, erfordert ist. Eigentliches Urphänomen ist allein die organische Fähigkeit der Retina, ihre Nerventhätigkeit in zwei qualitativ entgegengesetzte, bald gleiche, bald ungleiche Hälften auseinandergehn und successiv hervortreten zu lassen. Dabei freilich müssen wir stehn bleiben, indem, von hier an, sich nur noch Endursachen absehn lassen; wie uns dies in der Physiologie durchgängig begegnet: also etwan, daß wir, durch die Farbe, ein Mittel mehr haben, die Dinge zu unterscheiden und zu erkennen.

Aus der gegebenen Ableitung des Goetheschen Urphänomens folgt auch, daß der physische Gegensatz immer mit dem physiologischen zusammentreffen und übereinstimmen muß. Das prismatische Spektrum bestätigt an den vier Farben, die es ursprünglich und im einfachsten Zustande zeigt, das Gesagte vollkommen; wie aus der oben gegebenen Abbildung desselben leicht zu ersehn. Nämlich die doppelt dichte Trübung eines doppelten Nebenbildes erzeugt an einer Seite den blauen und an der andern den gelbroten Rand, also zwei Komplemente zur vollen Thätigkeit der Retina: und die halb so dichte Trübe gibt, an korrespondierenden Stellen, den violetten und den gelben Saum, die ebenfalls einander ergänzen. Also treffen physischer und physiologischer Gegensatz völlig zusammen. Ebenso geben gewisse trübe Auflösungen, aus Quassia, lignum nephriticum und ähnliche, bei durchfallendem Lichte dasjenige Gelb, welches die Ergänzungsfarbe des Blauen ist, das sie bei auffallendem Lichte zeigen. Sogar Tabaksdampf, gegen das Licht geblasen, erscheint schmutzig orange: gegen die Schattenseite geblasen, blau. — Diesem allen zufolge gilt der physische Gegensatz von Gelb und Blau, den Goethe aufstellt, durchaus nur im allgemeinen, nämlich sofern Gelb und Blau hier nicht zwei Farben, sondern zwei Klassen von Farben bedeuten. Es ist notwendig sich diese Restriktion zu merken. Wenn nun aber Goethe noch weiter geht, und diesen physischen Gegensatz von Gelb und Blau einen polaren nennt; so würde ich ihm nur mittelst einer höchst gezwungenen Auslegung beistimmen können, und muß von ihm abweichen. Denn polarischen Gegensatz haben, wie meine ganze Darstellung zeigt, nur die Farben in engster Bedeutung, als Affektionen der Retina, deren Polarisation, d. h. Auseinandertreten in qualitativ entgegengesetzte Thätigkeit, sie eben offenbaren. Polarität des Lichtes behaupten, heißt durchaus Teilung des Lichtes behaupten. Indem Goethe letztere verwirft, nun aber doch von einer Polarität der Farben, unabhängig vom Auge, redet, die Farbe selbst aber aus dem Konflikte des Lichtes mit dem Trüben oder Dunkeln erklärt, sie nicht weiter ableitend; so könnte jene Polarität der Farbe nichts anderes, als eine Polarität dieses Konfliktes sein. Die Unzulässigkeit hievon bedarf keiner Auseinandersetzung. Jede Polarität muß aus einer Einheit entspringen, deren Entzweiung mit sich selbst, deren Auseinandertreten in zwei qualitative

Gegensätze sie ist: keineswegs aber kann aus dem zufälligen Zusammentreffen zweier Dinge verschiedenen Ursprungs, wie Licht und trübes Mittel sind, je Polarität entstehn. —

Was nun endlich die chemische Farbe betrifft, so ist sie offenbar eine eigentümliche Modifikation der Oberfläche der Körper, die aber so fein ist, daß wir sie übrigens durchaus nicht erkennen und unterscheiden können, sondern sie einzig und allein sich kundgibt durch die Fähigkeit, diese oder jene bestimmte Hälfte der Thätigkeit des Auges hervorzurufen. Diese Fähigkeit ist für uns noch eine qualitas occulta. Leicht einzusehn aber ist es, daß eine so zarte und feine Modifikation der Oberfläche, selbst durch unbedeutende Umstände stark verändert werden und daher nicht in verhältnismäßigem Zusammenhange stehn kann mit den innern und wesentlichen Eigenschaften des Körpers. Diese leichte Veränderlichkeit der chemischen Farben geht so weit, daß bisweilen einem gänzlichen Wechsel der Farbe nur eine äußerst geringfügige, oder selbst gar nicht einmal nachweisbare Veränderung in den Eigenschaften des Körpers, dem sie inhäriert, entspricht. So z. B. ist der durch Zusammenschmelzen des Merkurs mit dem Schwefel erlangte Zinnober schwarz, — eben wie eine ähnliche Verbindung des Bleies mit dem Schwefel: erst nachdem er sublimiert worden, nimmt der Zinnober die bekannte feuerrote Farbe an; wobei jedoch eine chemische Veränderung an ihm nicht nachweisbar ist. Durch bloße Erwärmung wird rotes Quecksilberoxyd schwarzbraun, und gelber, basischer salpetersaurer Merkur rot. Eine bekannte chinesische Schminke kommt uns auf Stückchen dünner Pappe aufgetragen zu und ist dann dunkelgrün: mit benetztem Finger berührt färbt sie diesen augenblicklich hochrot. Selbst das Rotwerden der Krebse durch Kochen gehört hieher; auch das Umschlagen des Grüns mancher Blätter in Rot, beim ersten Frost, und das Rotwerden der Aepfel auf der Seite, die von der Sonne beschienen wird, welches man einer stärkern Desoxydation dieser Seite zuschreiben will; imgleichen, daß einige Pflanzen den Stengel und das ganze Gerippe des Blattes hochrot haben, das Parenchyma aber grün; überhaupt die Vielfarbigkeit mancher Blumenblätter, wie auch die der Varietäten einer einzigen Art, der Tulpen, Nelken, Malven, Georginen u. s. w. In andern Fällen können wir die chemische Differenz, welche von der

Farbe angezeigt wird, als eine sehr geringe nachweisen, z. B. wenn Lakmustinktur, oder Veilchensaft, durch die leichteste Spur von Oxydation, oder Alkalisation, ihre Farbe ändern. Dies alles bestätigt einerseits die aus meiner Theorie hervorgehende vorwaltend subjektive Natur der Farbe, welche man immer gefühlt hat, wie das alte Sprichwort des gouts et des couleurs il ne faut disputer, imgleichen das bewährte nimium non crede colori bezeugt, und wegen welcher die Farbe beinahe zum Symbol der Trüglichkeit und Unbeständigkeit geworden ist, so daß man es stets gefährlich gefunden hat, bei der Farbe stehn zu bleiben. Dieserwegen hat man sich in acht zu nehmen, daß man den Farben in der Natur nicht zu viel Bedeutsamkeit beilege. Andrerseits nun aber lehren uns die angeführten Beispiele, daß das Auge das empfindlichste Reagens, im chemischen Sinne, ist; indem es nicht nur die geringsten nachweisbaren, sondern sogar solche Veränderungen der Mischung, die kein anderes Reagens anzeigt, uns augenblicklich zu erkennen gibt. Auf dieser unvergleichlichen Empfindlichkeit des Auges beruht überhaupt die Möglichkeit der chemischen Farben, welche an sich selbst noch ganz unerklärt ist, während wir in die physischen, durch Goethe, die richtige Einsicht endlich erlangt haben; ungeachtet die vorgeschobene Newtonische falsche Theorie solche erschwerte. Die physischen Farben verhalten sich zu den chemischen ganz so, wie der durch den galvanischen Apparat hervorgebrachte und insofern aus seiner nächsten Ursache verständliche Magnetismus zu dem in Stahl und in den Eisenerzen fixierten. Jener gibt einen temporären Magneten, der nur durch eine Komplikation von Umständen besteht und, sobald sie wegfallen, es zu sein aufhört: dieser hingegen ist einem Körper einverleibt, unveränderlich und bis jetzt unerklärt. Er ist hineingebannt, wie ein verzauberter Prinz: dasselbe nun gilt von der chemischen Farbe eines Körpers. Daher liefern uns ein anderes Gleichnis die Turmaline, in ihrem Verhältnis zu den Körpern, an welchen nur durch Reibung eine vorübergehende Elektrizität sich hervorrufen läßt: denn wie die physischen Farben nur durch eine Kombination von Umständen hervortreten, die chemischen hingegen bloß der Beleuchtung bedürfen, um zu erscheinen; so bedürfen die Turmaline bloß der Erwärmung, um die ihnen jederzeit inwohnende Elektrizität zu zeigen.

Eine allgemeine Erklärung der chemischen Farben scheint mir in folgendem zu liegen. Licht und Wärme sind Metamorphosen voneinander. Die Sonnenstrahlen sind kalt, solange sie leuchten: erst wann sie, auf undurchsichtige Körper treffend, zu leuchten aufhören, verwandelt sich ihr Licht in Wärme; daher sie*), durch eine dünne Eisplatte in einen innerlich verkohlten Kasten fallend, daselbst das Thermometer zu beträchtlichem Steigen bringen, ohne die Eisplatte zu schmelzen, ja, sogar ein aus Eis geschliffenes Brennglas zündet, ohne dabei selbst zu schmelzen; — welches nicht sein könnte, wenn es ursprüngliche und unveränderliche, von den Lichtstrahlen verschiedene Wärmestrahlen gäbe, die jenen beigemischt von der Sonne ausgesandt würden, folglich schon als solche durch das Eis gingen, daher auch als solche wirken und es schmelzen müßten. (Eine über eine Pflanze gesetzte Glasglocke bringt einen hohen Grad von Wärme hervor, weil das Licht augenblicklich durchgeht und sich auf dem opaken Boden in Wärme verwandelt: dieser Wärme aber ist das Glas nicht so leicht permeabel, wie dem Lichte, daher häuft sie sich unter der Glocke an und erreicht einen hohen Grad.) Umgekehrt verwandelt die Wärme sich in Licht, beim Glühen der Steine, des Glases, der Metalle (auch in irrespirabeln Gasarten), und des Flußspates sogar bei geringer Erwärmung. Die, nach Beschaffenheit eines Körpers, speziell modifizierte Weise, wie er das auf ihn fallende Licht in Wärme verwandelt, ist, für unser Auge, seine chemische Farbe. Diese wird um so dunkler ausfallen, je leichter und vollkommener jener Umwandlungsprozeß vor sich geht; daher schwarze Körper am leichtesten warm werden: dies ist alles, was wir von ihr wissen. Doch wird hieraus begreiflich, wie die verschiedenen Farben des prismatischen Spektrums die Körper verschiedentlich erwärmen; auch läßt sich absehen, wie eine bloß physische Farbe eine chemische hervorbringen kann, indem z. B. Chlorsilber durch freies, also weißes Sonnenlicht geschwärzt wird, sogar aber auch die Farben des prismatischen Spektrums annimmt, wenn es diesem längere Zeit hindurch ausgesetzt bleibt. Denn hier ist die entstehende chemische Farbe, für unser Auge, der Ausdruck der modifizierten und dadurch geschwächten Weise, wie das Chlorsilber das Licht empfängt und in Wärme ver-

*) Dieses Saussuresche Experiment erwähnt Schelling „Weltseele" p. 38.

wandelt, während der freie, unverkümmerte Hergang dieses Prozesses, bei weißem Licht, sich durch die schwarze Färbung kundgibt. — Wie Wärme und Licht Metamorphosen voneinander sind, so ist eine andre Metamorphose der Wärme die Elektrizität, wie der Seebecksche Thermoelektrizismus beweist, wo Wismut und Antimonium, wenn aneinander gelötet, die ihnen mitgeteilte Wärme sogleich in Elektrizität verwandeln. In Licht verwandelt die Elektrizität sich beim elektrischen Funken und beim Ausströmen im luftleeren Raum, und in Wärme, wenn ihr Strom im Elektroden gehemmt wird, wo dieser glüht und, wenn von Eisen, verbrennt. —

Die Richtigkeit der von mir aufgefundenen Zahlenbrüche, nach welchen, bei den sechs Hauptfarben, die Thätigkeit der Retina sich qualitativ teilt, ist, wie schon gesagt, eine augenfällige, bleibt aber Sache des unmittelbaren Urteils und muß als selbstevident genommen werden; da sie zu beweisen schwer, vielleicht unmöglich ist. Doch will ich hier zwei Wege angeben, auf denen allenfalls ein Beweis zu finden sein möchte. Man hat öfter eine genaue Bestimmung der Verhältnisse gesucht, in welchen die drei chemischen Grundfarben paarweise zu mischen sind, um genau die zwischen ihnen gerade in der Mitte liegende Farbe hervorzubringen. Namentlich haben Lichtenberg*), Erxleben**) und Lambert***) mit der Beantwortung dieser Frage sich beschäftigt. Allein sowohl die Bestimmung der eigentlichen Bedeutung des Problems, als eine wissenschaftliche und nicht lediglich empirische Auflösung desselben, ergibt sich erst aus meiner Theorie. Ich muß jedoch die Bemerkung voranschicken, daß die zu diesen Versuchen anzuwendenden Pigmente absolut vollkommene Farben haben müssen, d. h. solche, welche 1. die ganze Thätigkeit des Auges teilen, ohne einen ungeteilten Rest zu lassen, die demnach frei von allem ihrem Wesen fremden Blaß oder Dunkel sind, also höchst brennende, energische Farben. 2. Solche Farben, die genau ein Drittel, ein Halb und drei Viertel der Thätigkeit des Auges sind, also vollkommenes Blau, Rot und Gelb, d. h. die drei chemi-

---

*) Anmerkungen zur Abhandlung de affinitate colorum, in oper. ined. Tobiae Mayeri, cura Lichtenberg.

**) Physikalische Bibliothek, Bd. 1, St. 4, S. 403 ff.

***) Beschreibung einer Farbenpyramide. Berlin 1772.

schen Grundfarben in höchster Reinheit. Wenn man nun mit solchen Farben operierend, z. B. aus Blau, welches ein Drittel der vollen Thätigkeit ist, und Gelb, welches drei Viertel ist, Grün, welches ein Halb ist, zusammensetzen will, so muß die Menge des Blauen zu der des Gelben sich umgekehrt verhalten, wie die Differenz zwischen ein Drittel und ein Halb zur Differenz zwischen drei Viertel und ein Halb: denn, um so viel als die eine gegebene Farbe der zusammenzusetzenden näher liegt als die andre, um so viel mehr von ihr, und um so viel als die andre gegebene weiter von der zusammenzusetzenden liegt, um so viel weniger von ihr, muß man nehmen. Also drei Teile Blau und zwei Teile Gelb geben vollkommenes Grün. Man mische sie als trockne Pulver, damit die Pigmente nicht chemisch aufeinander wirken, und dem Maße, nicht dem Gewichte nach. Die an diesem Beispiel aufgestellte Regel gilt für jede Mischung solcher Art. Die genaue Uebereinstimmung des Resultats nun mit den von mir aufgestellten Zahlenverhältnissen der verschiedenen Hälften, in welche die Thätigkeit der Retina in den drei Hauptfarbenpaaren auseinandertritt, würde den Beweis für die Richtigkeit dieser liefern. Freilich aber bleibt das Urteil, sowohl über die Richtigkeit des Resultats, als auch über die Vollkommenheit der zur Mischung genommenen Farben, immer der Empfindung überlassen. Diese wird aber nie beiseite gesetzt werden können, wenn man von Farben redet. — Eine andere Art, den Beweis für die in Rede stehenden Zahlenbrüche zu führen, wäre folgende. Man verschaffe sich vollkommen schwarzen und vollkommen weißen Sand, und mische diese in sechs Verhältnissen, deren jedes einer der sechs Hauptfarben an Dunkelheit genau gleichkommt. Dann muß sich ergeben, daß das Verhältnis des schwarzen zum weißen Sande bei jeder Farbe dem derselben von mir beigelegten Zahlenbruche entspricht, also z. B. zu einem dem Gelben an Dunkelheit gleichkommenden Grau drei Teile weißen und ein Teil schwarzen Sandes genommen wäre, ein dem Violetten entsprechendes Grau hingegen die Mischung des Sandes gerade in umgekehrtem Verhältnis erfordert hätte; Grün und Rot hingegen von beiden gleich viel. Jedoch entsteht hiebei die Schwierigkeit, zu bestimmen, welches Grau jeder Farbe an Dunkelheit gleichkommt. Dies ließe sich dadurch entscheiden, daß man die Farbe, hart neben dem Grau, durch das Prisma betrachtete, um zu sehn, wel-

ches von beiden sich bei der Refraktion als Helles zum Dunkeln verhält: sind sie hierin gleich, so muß die Refraktion keine Farbenerscheinung geben.

§ 14.

Einige Zugaben zu Goethes Lehre von der Entstehung der physischen Farben.

Zuvörderst will ich hier ein paar artige Thatsachen beibringen, welche zur Bestätigung des Goetheschen Grundsatzes der physischen Farben dienen, von ihm selbst aber nicht bemerkt worden sind.

Wenn man, in einem finstern Zimmer, die Elektrizität des Konduktors in eine luftleere Glasröhre ausströmen läßt; so erscheint dieses elektrische Licht sehr schön violett. Hier ist, eben wie bei den blauen Flammen, das Licht selbst zugleich das trübe Mittel: denn es ist kein wesentlicher Unterschied, ob das erleuchtete Trübe, durch welches man ins Dunkele sieht, eigenes oder reflektiertes Licht ins Auge wirft. Weil aber hier dies elektrische Licht ein überaus dünnes und schwaches ist, verursacht es, ganz nach Goethes Lehre, Violett; statt daß auch die schwächste Flamme, wie die des Schwefels, Weingeistes u. s. w., schon Blau verursacht.

Ein alltäglicher und vulgarer, aber von Goethen übersehener Beleg zu seiner Theorie ist, daß manche mit rotem Wein oder dunkelm Bier gefüllte Bouteillen, nachdem sie längere Zeit im Keller gelegen haben, oft eine beträchtliche Trübung des Glases, durch einen Ansatz im Innern erleiden, infolge welcher sie alsdann, bei auffallendem Lichte, blau erscheinen, und ebenso, wenn man, nachdem sie ausgeleert sind, etwas Schwarzes dahinter hält: bei durchscheinendem Lichte hingegen zeigen sie die Farbe der Flüssigkeit, oder, wenn leer, des Glases.

Sogar aber ist die Farbe der blauen Augen keine chemische, sondern bloß eine physische, dem Goetheschen Gesetze gemäß entstehende. Denn nach Magendies Bericht über die Anatomie des Auges (Précis élémentaire de physiologie, Vol. I, p. 60, 61, deuxième édition) ist die hintere Wand der Iris mit einer schwarzen Materie bekleidet, welche, bei braunen oder schwarzen Augen, unmittelbar durchscheint. Bei blauen Augen aber ist das Gewebe der Iris weißlich,

— also trübe, — und die durchscheinende schwarze Unterlage bringt das Blau der Augen her. (Dans les yeux bleus le tissu de l'iris est à peu près blanc: c'est la couche noire postérieure, qui paraît à peu près seule et détermine la couleur des yeux.) Dies ist bestätigt von Helmholtz „Ueber das Sehn des Menschen", S. 8. — Ebenso verhält es sich mit der blauen Farbe der Venen, als welche ebenfalls nur physisch ist: sie entsteht, indem das schwärzliche Venenblut durch die Wände des Gefäßes schimmert.

In kolossaler Größe aber ist uns ein Beleg zum Goetheschen Gesetz der neu entdeckte Planet Neptun. Nämlich die auf dem Observatorio des Collegium Romanum vom Pater Secchi angestellten und in den Comptes rendus vom 22. September 1856 mitgeteilten astronomischen Beobachtungen enthalten die bestimmt ausgesprochene Angabe, daß jener große Planet dunstförmig (nébuleux) sei und seine Farbe meerblau (couleur de mer bleuâtre). Natürlich! denn wir haben hier ein von der Sonne beleuchtetes Trübes, mit einem finstern Grunde hinter sich.

Im ersten Januarheft der Revue des deux Mondes, 1858, sagt Babinet, daß bei der Sonnenfinsternis im März, da sie, beinahe total, nur ein Zehntel der Sonne übrig lassen wird, das durch eine enge Oeffnung einfallende Licht derselben, nicht wie sonst, einen Kreis, sondern eine Lünelle, ein schmales Mondsegment, gleich dem nach dem Neumond, an die Wand werfen wird. Dies bestätigt Goethes Farbenlehre, indem es beweist, daß, wie er lehrt, durch das foramen exiguum nicht ein Strahlenbündel einfällt, sondern ein kleines Bild der Sonne, welches sodann durch die Brechung verschoben wird.

Die gefärbten Ringe, welche sich zeigen, wenn man zwei geschliffene Spiegelgläser, oder auch konvex geschliffene Gläser, mit den Fingern fest zusammenpreßt, erkläre ich mir auf folgende Weise. Das Glas hat eine beträchtliche Elastizität. Daher gibt, bei jener starken Kompression, die Oberfläche etwas nach und wird eingedrückt: dadurch verliert sie, auf den Augenblick, die vollkommene Glätte und Ebenheit, wodurch dann eine gradweise zunehmende Trübung entsteht, derjenigen, welche mattgeschliffenes Glas zeigt, verwandt. Wir haben also auch hier ein trübes Mittel, und die verschiedenen Abstufungen seiner Trübung, bei teils auffallendem, teils durchgehendem Licht, verursachen die farbigen

Ringe. Läßt man das Glas los, so stellt alsbald die Elastizität seinen vorigen Zustand wieder her, und die Ringe verschwinden. Etwas Spiritus über irgend ein geschliffenes Glas gewischt, gibt ganz eben solche Farben nur nicht rund, sondern in Linien. Auf ganz analoge Weise verhält es sich mit den Seifenblasen, welche den Newton zuerst zur Betrachtung der gefärbten Ringe veranlaßten. Das Seifenwasser ist ein trübes Mittel: auf der Seifenblase bald herabfließend, bald wieder sich seitwärts verbreitend, selbst in aufsteigender Richtung, bietet es dem Lichte abwechselnde, verschiedene Grade von Trübung dar, welche hier ebenso die farbigen Ringe und ihren Wechsel verursachen*).

Bei fast allen neu entdeckten Wahrheiten findet sich nachmals, daß schon früher eine Spur von ihnen dagewesen, etwas ihnen sehr Aehnliches gesagt, ja, wohl gar sie selbst geradezu ausgesprochen worden sind, ohne Beachtung zu finden, meistens weil der Aufsteller selbst ihren Wert nicht erkannt und ihren Folgenreichtum nicht begriffen hatte; welches ihn verhinderte, sie auszuführen. In dergleichen Fällen hatte man, wenngleich nicht die Pflanze, doch den Samen gehabt.

So finden wir denn auch von Goethes Grundgesetz der physischen Farben; oder seinem Urphänomen, die Hälfte schon vom Aristoteles ausgesprochen, in seinen Meteorologicis, III, 4: Φαινεται το λαμπρον δια του μελανος, η εν τῳ μελανι (διαφερει γαρ ουδεν), φοινικουν· ὁρᾳν δ᾽ εξεστι το γε των χλωρων ξυλων πυρ, ὡς ερυθραν εχει την φλογα, δια το τῳ καπνῳ πολλῳ μεμιχθαι το πυρ, λαμπρον ον και λευκον· και δι᾽ αχλυος και καπνου ὁ ἡλιος φαινεται φοινικους. [quodcunque fulgidum est, per atrum, aut in atro (nihil enim refert) puniceum apparet: videre enim licet ignem, e virentibus lignis conflatum, rubram flammam habere; propterea quod ignis, suapte natura fulgidus albusque, multo fumo ad-

*) Newton legte eine Linse auf die Glasplatte; daher nennt man die Ringe die Newtonischen. Auf die Kurve dieser Linse und den Raum zwischen ihr und ihrer Tangente gründet die heutige Undulationstheorie ihre Berechnung der Schwingungszahlen der Farben: wobei sie die Luft in jenem Zwischenraum als vom Glas verschiedenes Medium, und demnach Brechung und homogene Lichter annimmt. Alles ganz fabelhaft. (S. die Darstellung der Sache in Ules „Die Natur“ 1859, 30. Juni Nr. 26.) Es ist gar keine Linse dazu nötig: zwei Spiegelgläser, mit dem Finger gedrückt, leisten es am besten, und um so besser, je länger man sie bald hier, bald da drückt; wobei gar kein Zwischenraum nebst Luftschicht bleibt, da sie pneumatisch aneinander hängen. Ebenso sind die Farben der Seifenblasen die Wirkung wechselnder lokaler Trübungen dieses halb durchsichtigen Stoffes; ebenso die einer Terpentinschicht u. s. w.

mixtus est: quin etiam sol ipse per caliginem et fumum puniceus apparet.] Dasselbe wiederholt, mit beinahe denselben Worten und als Aristotelische Lehre, Stobäus (Eclog. phys. I, 31). Und die andere Hälfte des Goetheschen Gesetzes hat schon Leonardo da Vinci in seinem Trattato della pittura, CLI dargelegt. (Siehe: Brücke, Ueber die Farben, welche trübe Medien im auffallenden und durchfallenden Lichte zeigen, 1854, S. 10.) Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß von diesem fast allgemeinen Schicksal, welches den Fluch pereant qui ante nos nostra dixerunt hervorgerufen hat, meine Farbentheorie eine glückliche Ausnahme macht: denn nie und nirgends ist es, vor 1816, jemanden eingefallen, die Farbe, diese so objektive Erscheinung, als die halbierte Thätigkeit der Retina zu betrachten und in diesem Sinn jeder einzelnen Farbe ihren bestimmten Zahlenbruch anzuweisen, der mit einer andern die Einheit ergänzt, welche das Weiße, die volle Thätigkeit der Retina, darstellt. Und doch sind diese Brüche so entschieden einleuchtend, daß Herr Professor Rosas, indem er sie sich aneignen möchte, sie geradezu als selbst-evident einführt, in seinem „Handbuch der Augenheilkunde", von 1830, Bd. 1, § 535, und auch S. 308. Ich darf also wohl mit Jordanus Brunus sagen:

Obductum tenuitque diu quod tempus avarum,
Mi liceat densis promere de tenebris.

Seit 1816 freilich hat mancher es als seine eigene Ware einzuschwärzen gesucht, mich gar nicht, oder doch nur so beiläufig erwähnend, daß keiner ein Arg daraus hat. —

Bloß in zwei Punkten nötigt mich meine Theorie von Goethen abzuweichen, nämlich im Betreff der wahren Polarität der Farben, wie oben auseinandergesetzt, und hinsichtlich der Herstellung des Weißen aus Farben, welche letztere Goethe mir nie verziehen, jedoch auch nie, weder mündlich noch brieflich, nur irgend ein Argument dagegen vorgebracht hat.

Diese beiden Abweichungen von Goethe werden aber um so unbestochener und aus rein objektiven Gründen entsprungen erscheinen, als ich vom Werte des Goetheschen Werkes durchdrungen bin und es für vollkommen würdig achte, einen der größten Geister aller Zeiten zum Urheber zu haben. Allein selbst wenn sie von einem solchen stammt,

kann eine neugeschaffene Lehre doch fast nicht ohne Wunder gleich bei ihrem Entstehn schon so vollendet sein, daß nichts hinzuzusetzen, nichts zu berichtigen für die Nachfolger übrig bliebe. Wenn daher die von mir nachgewiesenen Unrichtigkeiten, wenn vielleicht noch andere in Goethes Werk enthalten sind; so ist dies unbeträchtlich gegen die Wahrheit des Ganzen, und wird als Fehler völlig ausgelöscht durch das große Verdienst, jenes, jetzt bald zwei Jahrhunderte hindurch verehrte und geglaubte, wunderliche Gemisch von Selbsttäuschung und absichtlichem Betruge in seiner Blöße gezeigt und zugleich eine im ganzen richtige Darstellung des in Betrachtung genommenen Teils der Natur geliefert zu haben:

Μηδεν ἁμαρτειν εστι θεων, και παντα κατορθουν·
Εν βιοτῃ μοιραν δ' ουτι φυγειν επορον*).

Uns aber liegt ob, das Geleistete anzuerkennen, es dankbar und mit reinem Sinn aufzunehmen, und dann nach Kräften zu möglichster Vollkommenheit weiter zu bilden.

Hievon ist nun freilich bisher das Gegenteil geschehn. Goethes Farbenlehre hat eine nicht nur kalte, sondern entschieden ungünstige Aufnahme gefunden: ja sie ist (credite posteri!) gleich anfangs förmlich durchgefallen, indem sie öffentlich, von allen Seiten und ohne eigentliche Opposition, das einstimmige Verdammungsurteil der Leute vom Fach erfahren hat, auf deren Autorität das übrige gebildete Publikum, schon durch Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit hiezu prädisponiert, sich der eigenen Prüfung sehr gern entübrigt; daher auch jetzt, nach vierundvierzig Jahren, es dabei sein Bewenden hat. So teilt denn dieses Werk Goethes mit manchen aus früheren Zeiten, denen ihr Gegenstand, nicht dessen Behandlung, höhern Rang gibt, die Ehre, nach seinem Auftreten viele Jahre hindurch fast unberührt gelegen zu haben; und noch am heutigen Tage ertönt Newtons Theorie ungestört von allen Kathedern und wird in den Kompendien nach wie vor angestimmt.

Um dieses Schicksal der Goetheschen Farbenlehre zu begreifen, darf man nicht außer acht lassen, wie groß und wie verderblich der Einfluß ist, den auf die Wissenschaften,

*) Niemals zu fehlen ist Sache der Götter, und alles zu treffen:
Sterblichen ward nicht vergönnt, ihrem Geschick zu entgehn.

ja, auf alle geistigen Leistungen, der Wille ausübt, d. h. die Neigungen, und noch eigentlicher zu reden, die schlechten, niedrigen Neigungen. In Deutschland, als dem Vaterlande jener wissenschaftlichen Leistung Goethes, ist ihr Schicksal am unverzeihlichsten. Den Engländern hat der Maler und Galerie-Inspektor Eastlake, im Jahre 1840, eine so höchst vortreffliche Uebersetzung der Farbenlehre Goethes geliefert, daß sie das Original vollkommen wiedergibt und dabei sich leichter liest, ja, leichter zu verstehn ist, als dieses. Da muß man sehn, wie Brewster, der sie in der Edinburgh' review recensiert, sich dazu gebärdet, nämlich ungefähr so, wie eine Tigerin, in deren Höhle man dringt, ihr die Jungen zu entreißen. Ist etwan dies der Ton der ruhigen und sichern bessern Ueberzeugung, dem Irrtum eines großen Mannes gegenüber? Es ist vielmehr der Ton des intellektuellen schlechten Gewissens, welches, mit Schrecken, das Recht auf der andern Seite spürt und nun entschlossen ist, die ohne Prüfung gedankenlos angenommene Scheinwissenschaft, durch deren Festhalten man sich bereits kompromittiert hat, jetzt als Nationaleigentum πυξ και λαξ zu verteidigen. Wird nun also, bei den Engländern, die Newtonische Farbenlehre als Nationalsache genommen; so wäre eine gute französische Uebersetzung des Goetheschen Werkes höchst wünschenswert: denn von der französischen Gelehrtenwelt, als einer insofern neutralen, wäre noch am ersten Gerechtigkeit zu hoffen. Jedoch sehn wir auch sie durch ihre ganz auf der Homogenenlichttheorie basierten Lehren von den Aethervibrationen, von der Thermochrose, Interferenz u. s. w., in dieser Sache tief kompromittiert; daher denn auch von ihrer Lehnspflichtigkeit gegen die Newtonische Farbenlehre belustigende Proben vorkommen. So z. B. erzählt im Journal des savans, April 1836, Biot mit Herzensbeifall, wie Arago gar pfiffige Experimente angestellt habe, um zu ermitteln, ob nicht etwan die sieben homogenen Lichter eine ungleiche Schnelligkeit der Fortpflanzung hätten; so daß von den veränderlichen Fixsternen, die bald näher bald ferner stehn, etwan das rote, oder das violette Licht zuerst anlangte und daher der Stern successiv verschieden gefärbt erschiene: er hätte aber am Ende glücklich herausgebracht, daß dem doch nicht so sei. Sancta simplicitas! — Recht artig macht es auch Herr Becquerel, der in einem Mémoire présenté à l'acad. des sciences, le 13 Juin 1842, vor der Akademie, das alte Lied von Frischem anstimmt,

als wäre es ein neues: si on refracte un faisceau (!) de rayons solaires à travers un prisme, on distingue assez nettement (hier klopft das Gewissen an) sept sortes de couleurs, qui sont: le rouge, l'orangé, le jaune, le vert, le bleu, l'indigo (diese Mischung von drei Viertel Schwarz mit ein Viertel Blau soll im Lichte stecken!) et le violet. Da Hr. Becquerel dieses Stück aus dem Newtonischen Credo 32 Jahre nach dem Erscheinen der Goetheschen Farbenlehre noch so unbefangen und furchtlos herzusagen sich nicht entblödet; so könnte man sich versucht fühlen, ihm assez nettement zu deklarieren: „Entweder ihr seid blind oder ihr lügt." Allein man würde ihm doch unrecht thun: denn es liegt bloß daran, daß Hr. Becquerel dem Newton mehr glaubt, als seinen eigenen, zwei offenen Augen. Das wirkt die Newton-Superstition. — Spezielle Erwähnung verdient hier noch das große, zweibändige Kompendium der Physik (Élémens de physique) von Pouillet, welches, auf Anordnung der Regierung, dem öffentlichen Unterricht in Frankreich zum Grunde gelegt wird. Da finden wir (Liv. VI, P. I, ch. 3) auf 20 großen Seiten die ganze Newtonische geoffenbarte Farbenlehre vorgetragen, mit der Sicherheit und Dreistigkeit, als wäre es ein Evangelium, und mit sämtlichen Newtonischen Taschenspielerstückchen, nebst ihren Kautelen und Hinterlisten. Wer mit dem wahren Thatbestande und Zusammenhange der Sachen vertraut ist, wird dieses Kapitel nicht ohne große, wenn auch bisweilen durch Lachen unterbrochene, Indignation lesen, indem er sieht, wie das Falsche und Absurde der heranwachsenden Generation von neuem aufgebunden wird, unter gänzlicher Verschweigung der Widerlegung, — eine kolossale ingnoratio elenchi! — Das Empörendeste ist die Sorgfalt, mit der die bloß auf Täuschung berechneten und sonst völlig unmotivierten Nebenumstände beigebracht werden, worunter auch einige von späterer Erfindung sind; denn dies verrät die fortdauernde Absichtlichkeit des Betruges. Z. E. § 392, Nr. 3 (édit. de Paris 1847) wird ein Versuch beschrieben, der darthun soll, daß durch Vereinigung der sieben angeblichen prismatischen Farben Weiß hergestellt werde: da wird nun eine pappene Scheibe, von ein Fuß Durchmesser, mit zwei schwarzen Zonen bemalt, die eine rings um die Peripherie, die andere rings um das Centralloch: zwischen beiden Zonen werden, in der Richtung der Radien, die mit den sieben prismatischen Farben

tingierten Papierstreifen, in vielmaliger Wiederholung, aufgeklebt, und jetzt wird die Scheibe in schnelle Wirbelung versetzt, wodurch nunmehr die Farbenzone weiß erscheinen soll. Von den beiden schwarzen Zonen aber wird mit keiner Silbe Rechenschaft gegeben, ist auch ehrlicherweise keine zu geben möglich, da sie ganz zweckwidrig die Farbenzone, welche allein zur Sache gehört, schmälern. Wozu also sind sie da? — Das würde Goethe euch sogleich sagen: in dessen Ermangelung nunmehr ich es muß: Damit der Kontrast und die physiologische Nachwirkung des Schwarzen das durch jene Farbenmischung allein hervorgebrachte „niederträchtige Grau" so hervorhebe, daß es für Weiß gelten könne. Mit solchen Taschenspielerstreichen also wird die französische studierende Jugend düpiert, in majorem Newtoni gloriam. Denn schon vor der erklecklichen Verbesserung durch die zwei schwarzen Zonen, als welche neuere Erfindung ist, hat Goethe dieses Stück folgendermaßen besungen:

Newtonisch Weiß den Kindern vorzuzeigen,
Die pädagog'schem Ernst sogleich sich neigen,
Trat einst ein Lehrer auf, mit Schwungrads Possen:
Auf selbem war ein Farbenkreis geschlossen.
Das dorlte nun. „Betracht' es mir genau!
Was siehst du, Knabe?" Nun, was seh' ich? Grau?
„Du siehst nicht recht! Glaubst du, daß ich das leide?
Weiß, dummer Junge, Weiß! so sagt's Mollweide."

Dieses verstockte Festhalten an der Newtonischen Farbenlehre, und somit an der ganz objektiven Existenz der Farbe, hat sich an den Physikern dadurch gerächt, daß es sie zu einer mechanischen, krassen, Cartesianischen, ja, Demokritischen Farbentheorie geführt hat, nach welcher die Farbe auf der Verschiedenheit der Schwingungen eines gewissen Aethers beruhen soll, mit welchem sie sehr vertraut umgehn und ganz dreist um sich werfen, der aber ein völlig hypothetisches, ja mythologisches und recht eigentlich aus der Luft gegriffenes Wesen ist*). Denn daß, wenn er existierte, er vielleicht indirekt die Ursache der, in Hinsicht auf eine Berechnung angenommenen, Verfrühung eines Kometen ge-

*) Vergl. „Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., Bd. II, S. 358 fg. (Bd 5, S. 147 ff. dieser Gesamtausgabe).

wesen sein könnte, — wird doch wohl keiner als einen Beweis seiner Existenz geltend machen wollen. (Gegen Enkes Erklärung der Beschleunigung seines Kometen aus dem Widerstand des Aethers hat sich gleich anfangs Bessel erklärt und gesagt, man könne hundert Ursachen angeben, aus denen jene Beschleunigung sich ebensogut erklären ließe. Vergl. Comptes rendus, vom 6. Dezember 1858, p. 893.) Sie aber stellen jetzt getrost genaue Berechnungen der imaginären Längen der imaginären Schwingungen eines imaginären Aethers an: denn wenn sie nur Zahlen haben, sind sie zufrieden, und somit werden bemeldete Schwingungslängen in Millionenteilchen eines Millimeters vergnüglich berechnet; — wobei eine belustigende Zugabe ist, daß sie die schnellsten Schwingungen der dunkelsten und unwirksamsten aller Farben, dem Violett, zuteilen, die langsamsten hingegen dem unser Auge so lebhaft affizierenden und selbst Tiere in Aufruhr versetzenden Rot. Aber, wie schon gesagt, für sie sind die Farben bloße Namen: sie sehn sie nicht an, sondern gehn ans Kalkulieren: das ist ihr Element, darin sie sich wohl befinden.

Uebrigens hat man sich nicht bloß vor der Theorie dieser modernen Newtonischen Chromatologen zu hüten, sondern wird wohlthun, auch bei den Thatsachen und Experimenten zweimal zuzusehn. Da sind z. B. die Frauenhoferschen Linien, von denen so viel Wesens gemacht worden ist und angenommen wird, sie steckten im Lichte selbst, oder wären die Zwischenräume der gesonderten, äußerst zahlreichen, eigentlich homogenen Lichter, wären daher auch anders beschaffen, je nachdem es Licht der Sonne, der Venus, des Syrius, des Blitzes, oder einer Lampe sei. Ich habe, mit vortrefflichen Instrumenten, wiederholte Versuche, ganz nach Pouillets Anweisung, gemacht, ohne sie je zu erhalten; so daß ich es aufgegeben hatte, als mir zufällig die deutsche Bearbeitung des Pouillet von J. Müller in die Hände fiel. Dieser ehrliche Deutsche sagt (2. Aufl. Bd. 1, S. 416) uns, was Pouillet weislich verschweigt, nämlich, daß die Linien nicht erscheinen, wenn nicht eine zweite Spalte unmittelbar vor dem Prisma angebracht wird. Dies hat mich in der Meinung, welche ich schon vorher hegte, bestätigt, daß nämlich die alleinige Ursache dieser Linien die Ränder der Spalte sind: ich wünsche daher, daß jemand die Weitläuftigkeit nicht scheuen möge, einmal bogenförmige oder geschlängelte, oder

fein gezahnte Spalten (aus Messing und mit Schrauben, wie die gebräuchlichen) verfertigen zu lassen; wo dann, höchst wahrscheinlich, die Frauenhoferschen Linien, zum Skandal der gelehrten Welt, ihren wahren Ursprung durch ihre Gestalt verraten werden, — wie ein im Ehebruche gezeugtes Kind, durch die Aehnlichkeit, seinen Vater. Ja, dies ist um so wahrscheinlicher, als es ein ganz gleiches Bewandtnis hat mit dem von Pouillet (Bd. 1, § 365) angegebenen Experiment, durch ein kleines rundes Loch das Licht auf eine weiße Fläche fallen zu lassen, wo dann in dem sich darstellenden Lichtkreise eine Menge konzentrischer Ringe sein sollen, die mir ebenfalls ausgeblieben sind und von denen ebenso der ehrliche Müller uns (Bd. 1, § 218) eröffnet, daß ein zweites Loch, vor dem ersten angebracht, dazu erfordert ist, ja, hinzusetzt, daß wenn man, statt dieses Loches, eine feine Spalte anwendet, dann statt der konzentrischen Ringe parallele Streifen erscheinen. Da haben wir ja die Frauenhoferschen Linien! Ich kann nicht umhin, zu wünschen, daß einmal ein guter und unbefangener Kopf, ganz unabhängig von der Newtonischen Theorie und den mythologischen Aetherschwingungen, die gesamten, von den französischen Optikern und dem Frauenhofer hoch angehäuften, so höchst komplizierten chromatischen Experimente, mit Inbegriff der sogenannten Lichtpolarisation und Interferenz, vornähme und den wahren Zusammenhang aller dieser Erscheinungen herauszufinden suchte. Denn mit der Vermehrung der Thatsachen hat die der Einsicht keineswegs gleichen Schritt gehalten, vielmehr hinkt diese erbärmlich hinterdrein. Und dies ist sehr natürlich: denn die Erfahrung, zumal durch Anhäufung und Komplikation der Bedingungen, zu vermehren, ist jeder tauglich; sie auszulegen wenige und seltene. Ueberhaupt haben die Physiker, zumal in unsern Tagen, sich durchgängig weniger um die Gründe, als um die Folgen der Naturpotenzen bekümmert, also um die Wirkungen, folglich Anwendungen derselben, z. B. um die Benutzung der Kraft elastischer Dünste zu Maschinen, Dampfschiffen und Lokomotiven, oder des Elektromagnetismus zu Telegraphen, des Achromatismus zu Fernröhren u. s. w. Dadurch eben erlangen sie Respekt beim Volke: aber was die Gründe betrifft, so hat es gute Wege, und da wird z. B. der letztgenannte noch immer über den Newtonischen Kamm geschoren, so wenig er dazu paßt, es mag biegen oder brechen.

Die Frauenhoferschen Linien sollen, wenn das Spektrum vom elektrischen Lichte kommt, statt schwarz, glänzend sein (siehe Pouillet). In einem Bericht darüber, Sur la lumière électrique par Masson, in den Comptes rendus de l'ac. d. sc., vom 16. April 1855, wird nach genauer Untersuchung angegeben, daß die Ursache dieser rayes brillantes die metallischen glühenden Partikeln der beim Schluß in Berührung stehenden Elektroden sind, welche von der Hitze losgerissen und vom elektrischen Strom in die Höhe gerissen werden. Bringt man den elektrischen Funken unter Wasser hervor, so bleiben sie aus.

Ueber die Polarisation des Lichts haben die Franzosen nichts als unsinnige Theorien, aus der Undulation und der homogenen Lichterlehre, nebst Rechnungen, die sich auf nichts gründen. Stets sind sie eilig, nur zu messen und zu rechnen, halten es für die Hauptsache und le calcul! le calcul! ist ihr Feldgeschrei. Aber ich sage: où le calcul commence, l'intelligence des phénomènes cesse: während einer bloße Zahlen und Zeichen im Kopfe hat, kann er nicht dem Kausalzusammenhang auf die Spur kommen. Das Wieviel und Wiegroß hat für praktische Zwecke Wichtigkeit: in der Theorie aber kommt es hauptsächlich und zunächst auf das Was an. Dies erlangt, kann man hinsichtlich des Wieviel und Wiegroß mit einer ungefähren Schätzung weit genug kommen.

Goethe wieder war zu alt, als die Phänomene entdeckt wurden, — fängt an zu radotieren.

Ich lege mir im allgemeinen die Sache so aus. Die Reflexion des Lichts im Winkel von 35° zerlegt wirklich das Licht in zwei verschiedene Bestandteile, davon der reflektierte besondere Eigenschaften zeigt, die aber alle darauf zurücklaufen, daß dieses Licht nunmehr, eines integrierenden Bestandteils beraubt, sich schwach und schlaff, eben dadurch aber auch zur Erzeugung physischer Farben sehr geneigt zeigt: denn jede physische Farbe entsteht stets aus einer besondern Dämpfung, Schwächung des Lichts. Jene spezifische Schwächung also zeigt es zunächst darin, daß es von den zwei Bildern des isländischen Kalkspats nur eines liefert: das andere entstand also vermöge des andern, jetzt ausgeschiedenen Lichtbestandteils. Sodann den schnell gekühlten Glaskubus kann es nicht ganz ausfüllen, verbreitet sich jedoch nicht gleichmäßig in demselben, sondern zieht sich zusammen,

wodurch es einige Stellen erleuchtet und andere leer läßt, die dadurch schwarz erscheinen und in gewissen Lagen ein Kreuz bilden, eigentlich aber zwei biegsame, schwarze Banden darstellen, die, je nachdem man den Kubus dreht, ihn bald wellenförmig in allerlei Richtungen durchziehen, bald einen schwarzen Rand bilden und bloß, wann der Kubus seine Seite horizontal dem Auge zuwendet, in der Mitte wie ein X zusammenstoßen und so das Kreuz darstellen: jedoch ist, um dies alles deutlich zu sehen, ein Parallelepipedon, und nicht der eigentliche Kubus, der geeigneteste Glaskörper. Die vier gelben Flecken in den Winkeln des Kreuzes lassen sich ebenfalls durch Drehen als Streifen am Rande verteilen. Im ganzen zeugen sie von der großen Neigung dieses, eines integrierenden Bestandteils beraubten Lichtes, physische Farben zu erzeugen, unter welchen bekanntlich die gelbe am leichtesten entsteht. Besagte Neigung gibt sich nun in allerlei Phänomenen kund: Glimmer- oder Gipsspatblättchen, auf den Kubus, oder aufeinander gelegt, zeigen allerlei Farben. Die Newtonischen Ringe, welche, um durch Spiegelglas oder Linsen hervorgebracht zu werden, sonst stets eines gewissen Druckes bedürfen, entstehn im polarisierten Licht mit größter Leichtigkeit: besonders bringen zwei geschliffene Bergkrystallplatten sie ohne andern Druck, als den ihres eigenen Gewichts, in größter Schönheit und wundervoller Regelmäßigkeit hervor.

Das größte Wunder des polarisierten Lichtes liefert freilich das in eine Zange zwischen zwei Turmalinplatten eingeklemmte Stück Doppelspat, indem es ein, je nach der Lage schwarzes, oder weißes Kreuz, umgeben von einer Gloria Newtonischer Ringe, sehn läßt. Daß nämlich der Doppelspat das Licht ebenfalls (wie die Reflexion im Winkel von 35°) polarisiert, scheint gewiß. Dies Wunder muß also doch aus obigen Prinzipien abzuleiten sein. —

Die schwere Ungerechtigkeit, welche Goethe hinsichtlich seiner Farbenlehre hat erleiden müssen, hat gar mancherlei Ursachen, welche alle aufzuzählen so schonungslos, wie unerquicklich wäre. Eine derselben aber können wir in Horazens Worten aussprechen:

turpe putant, quae
imberbi didicere, senes perdenda fateri.

Dasselbe Schicksal ist jedoch, wie die Geschichte aller Wissenschaften bezeugt, jeder bedeutenden Entdeckung, solange sie neu war, zu teil geworden und ist etwas, darüber sich die wenigen nicht wundern werden, welchen die Einsicht geworden ist, „daß das Treffliche selten gefunden, seltener geschätzt wird", und „daß das Absurde eigentlich die Welt erfüllt". Inzwischen wird auch für Goethes Farbenlehre der Tag der Gerechtigkeit nicht ausbleiben, und dann wird abermals ein Ausspruch des Helvetius sich bestätigen: le mérite est comme la poudre: son explosion est d'autant plus forte, qu'elle est plus comprimée (De l'espr. disc. II, ch. 10), und wird sodann das in der Litterargeschichte schon so oft wiederholte Schauspiel von neuem aufgeführt und zum Schluß gelangt sein.

Aber der Nachkomme, der ein Nachkomme aus Millionen, welcher sich der Kraft bewußt sein wird, in Kunst oder Wissenschaft etwas Eigentümliches, Neues, Außerordentliches hervorzubringen, und der daher in der Kunst wahrscheinlich mit irgend einer alten Weise, in der Wissenschaft aber gewiß mit irgend einem alten Wahn in Opposition tritt, möge dereinst doch dieser, bevor er sein Werk den Zeitgenossen hingibt, sich mit der Geschichte der Farbenlehre Goethes bekannt machen: er lerne aus den Optics, die dann nur noch als Material der Litterargeschichte in den Bibliotheken ruhen werden, das alsdann schon längst in keinem Kopfe mehr spukende Newtonische Gespenst kennen: er lese darauf Goethes Farbenlehre selbst, deren Hauptinhalt, kurz und bündig, ihm schon auf der Schule eingeprägt sein wird: endlich auch lese er von den Dokumenten der Aufnahme des Goetheschen Werkes so viel, als die Würmer übrig gelassen haben werden und sein Gleichmut erträgt: er vergleiche nunmehr den handgreiflichen Trug, die taschenspielerischen Versuche der Newtonischen Optics, mit den so einfachen, so leicht faßlichen, so unverkennbaren Wahrheiten, die Goethe vortrug: er bedenke endlich, daß Goethe mit seinem Werke zu einer Zeit aufgetreten ist, wo der wohlverdiente Lorbeer sein ehrwürdiges Haupt kränzte und er, wenigstens bei den Edelsten seiner Zeit, einen Ruhm, eine Verehrung erlangt hatte, die seinem Verdienst und seiner Geistesgröße doch einigermaßen entsprachen, wo er also der allgemeinen Aufmerksamkeit gewiß war: — und dann

sehe er, wie wenig, wie so gar nichts alles dieses vermochte gegen jene Sinnesart, die nun einmal dem Menschengeschlecht im allgemeinen eigen ist. Nach dieser Betrachtung ziehe er nicht etwan die Hände zurück; sondern vollende sein Werk, weil diese Arbeit die Blüte seines Lebens ist, die zur Frucht gedeihen will: er gebe es hin; aber wissend wem, und gefaßt.

Theoria Colorum Physiologica,

eandemque primaria,

auctore

Arthurio Schopenhauero.

Est enim verum index sui et falsi.

Spinoza.

I.

Proœmium.

Cur equidem eandem colorum theoriam, quam abhinc annos plus tredecim in vernacula lingua publici juris feci*), jam latinis literis consignem, ratio reddenda esse videtur.

Nimirum novae huic colorum explicandorum rationi hucusque unicus tantum vir palam suffragatus est, celeb. Ficinus, Professor Dresdensis, qui, anno 1818, in Piereri Lexico anatomico-physiologico, sub voce „Color", hancce colorum theoriam, ut unice veram, suae expositioni pro fundamento substravit: idem etiam in ea, quam nuper (1828) edidit, Optica, meam colorum rationem docet, sed sparsim (§§ 127, 129, 132, 133, 135, 136, 146) justo brevius, aliisque, quam quibus ego locutus eram, verbis usus, neque principalibus in locis mea mihi vindicat, sed admiscet ea suis sibi propriis placitis; quae quidem asserto falso inniti inferius (§ 4) mihi monendum erit. Ceteri, licet permulti, qui ab eo inde tempore, in Germania, de his similibusque rebus scripsere, non mihi adstipulati sunt, neque proinde rationem meam impugnaverunt, redarguerunt aut condemnarunt, sed, quod de rebus futilibus, ne disceptatione quidem dignis, fieri solet, omnino de ea tacuerunt. At enim vero non ea mea est humilitas, ut istorum silentium pro judicio habeam, neque vicissim ea mea superbia, ut illud necessario aut e stupore aut e livore natum esse utique contendam: licet non ignorem, esse adversus merita silentium vitu-

*) Ueber das Sehn und die Farben; von A. Schopenhauer, Leipzig 1816.

peratione saepe efficacius, semper tutius, ideoque mediocribus omnibus commendatissimum. Imo vero de his parum laborans, ea tantum procurare satago, quae ex isto silentio jam mihi incumbere intelligo, videlicet prospicere, ne inventa, quae vera eademque alicujus in disciplina momenti esse persuasissimum habeo, plane neglecta et vetustate tandem obliterata pereant, de integro invenienda posteris. His igitur intentus, eandem colorum rationem Latinis jam sum literis expositurus, eo potissimum consilio, ut lectio ejus exteris quoque pateat, inter quos forte fortuna attentiores aequioresve ei contingere possint judices; deinde etiam ut, huic scriptorum corpori inserta, interitui minus obnoxia sit.

„Sed," jam enim Senecae verbis uti licet, „quid sibi quisque nunc speret, cum videat pessima optimos pati?" — Pergaudeo equidem, imo glorior, me primum, quod sciam, fuisse, qui, suo judicio fisus, summi Goethii de colorum physicorum ratione demonstrationibus palam adstipularetur, eo maxime tempore, ubi illae consensu physicorum fere communi reprobatae fuerint, anno nimirum 1816. Nonnulli deinde vestigia presserunt; nec desunt hodie in Germania complures, quibus de inventorum ejus veritate persuasum sit: multum tamen adhuc abest, ut communis omnium consensus palmam ei detulerit; atque, vicesimo volvente anno, adhuc sub judice lis est. Interim viget etiamnum ubique, et, tamquam si nihil acciderit, decantatur in libris physicis fere omnibus Newtoni doctrina: etiamnum instituuntur teneri, ut mature discant credere in „lumina homogenea septem, unum constituentia lumen album, nec non in diversam eorum refrangibilitatem, congenitasque iis qualitates colorificas!" — Haec, licet deplorem, nihil miror. Non enim memini, me in historia literaria legere, vera inventa facili negotio vetustos errores expulisse, aut scientiarum academias, cum errores, quorum custodes per secula fuerant, a privatis hominibus refellerentur, semper primas fuisse, quae, derelictis falsis, veris accederent; nisi forte ubi meris experimentis res agebatur, de quibus judicium penes sensus est, non penes intellectum. Quin imo hoc compertum exploratumque habeo, quibuslibet temporibus veritatem, nisi vires ab auctoritate mutuatam, paucissimorum fuisse,

errorem autem tam crebrum quam vulgarem; quia vulgus ubique, et fere nil nisi vulgus: nam πολυμαθια νοον οὐ διδασκει. — Subinde affirmatum inculcatumque est, naturae cognitionem experientia tantummodo inniti et calculo. At pervelim scire, cur omittatur tertium, utraque illa intercedens et vinculi instar connectens, absque cujus ope illorum opera vana, irrita et plane nihili sunt, judicium dico, Secundam Petri, ut antiquitus audiebat*). Experientia exhibet facta, quae nuda et absque ratiocinatione etiam brutis patent. Calculus nil nisi quantitatem, το ποσον, determinat, cujus nulla est utilitas, nisi primum vera rei ratio, το τι ἠν εἰναι, stabilitum fuerit, quod solo fit judicio. Experientia porro est omnium, calculus multorum, judicium autem, quod vehementer doleo, paucissimorum rarissimorumque, nae potius inter prodigia censendum, quam inter naturales animi facultates, ut, per ironiam credo, fieri solet. Quae cum ita se habeant, consolentur nos Livii verba, qui veritatem laborare nimis saepe ait, extingui nunquam. Non enim ei, ut vera sit, stultorum invidorumve venia impetranda est: non ergo nisi ad tempus ei officere possunt et vituperatio aperta et silentium invidum. At enim vero tempus ipsum est meritorum judex aequissimus, veritatis vindex acerrimus, laudis et vituperii dispensator incorruptissimus: quamobrem, Italico proverbio lepidissimo, dicitur tempus vir integerrimae fidei (Tempo è galantuomo).

Attamen, ne in ipso limine eos absterream, qui Goethii de coloribus placita detestabilem haeresin esse apud animum suum constituerunt, profiteor, meam colorum theoriam, utpote physiologicam et eam ob rem primariam, nullo modo neque e Goethii de coloribus physicis theorematibus pendere, neque e Newtoni, cum in ordine materiae tractandae utrisque antecedat, et vera fuerit, etiamsi illi ambo errassent. Non enim principia ab iis petit, neque a parte priori cum iis connexa est, sed tantum a parte posteriori; ita ut ex ipsa potius depromi possint indicia et argumenta, quibus satis firma conjectura decernatur, cujusnam illorum a partibus veritas stet. Nos enim colores tantummodo

*) i. e. secunda pars dialectices Petri Rami, quae erat „de judicio".

physiologice, i. e. quatenus in iis functio quaedam oculi versatur, sumus consideraturi; dum illorum thema sunt colores physici et chemici, i. e. res externae, quibus colorum sensus in oculo suscitatur.

Phaenomenon, quo mea colorum ratio nititur, unicum est, idemque intra limites oculi positum: consistit nimirum in coloribus, qui post adspectum rem aliquam coloratam, sua sponte in oculo oriuntur; quos quidem Goethe physiologicos dixit colores. Hos primus animadvertit, rationemque eorum summatim exposuit Buffon*), post eum Waring Darwin**), denique Himly***) eos tractarunt: sed uberrima exactissimaque eorum descriptio tandem Goethio accepta est referenda, legiturque in opere ejus de coloribus.

Hic autem, antequam gradum proferam, lectorem rogo obtestorque, ne se ad meae theoriae cognitionem lectionemve accingat, antequam hos physiologicos colores suis ipsius oculis usurpaverit, atque repetita eorum contemplatione familiarem sibi eorum reddiderit conspectum. Quo nihil profecto facilius. Chartulam, aut pannulum sericum, sex unciarum quadratarum magnitudinem non excedentem, quolibet colore puro vegetissimoque tinctum, januae cubiculi adfigat, teneatque oculos per sexagesimam horae unam alteramve partem constanter in eum fixos: tunc repente abrepto pannulo, alium colorem, plane diversum, in illius loco conspiciet. Excipiet autem colorem flavum violaceus, rubrum viridis, aurantiacum coeruleus, et similiter vice inversa. Si, quod initio accidere solet, color ille subsequens non statim percipietur, in culpa erit animus, qui huic rei attendere nondum didicit, minime autem oculus, qui non potest non fungi munere suo. Repetito saepius experimento, colorem illum videre certo continget, optime vero et facillime si pannulus sericus coloratus fenestrae specularibus adfigetur, ubi, luci pervius, acerrime in oculum agit. Hanc autem rem qui neglexerit, sciat se coecum ad colores accedere et haecce legendo oleum et operam perdere.

Scribebam Berolini mense Majo a. MDCCCXXIX.

*) Hist. de l'acad. d. sc. 1743.
**) Erasmi Darwini Zoonomia: — etiam in philos. Transact. Vol. 76.
***) Ophthalm. Biblioth. Bd. I, St. 2.

II.

Νοῦς ὁρῇ καὶ νοῦς ἀκούει· τἆλλα κωφὰ καὶ τυφλά.
Epicharmus.

(Mens videt, mens audit, cetera surda et coeca.)

Antequam rem ipsam aggrediar, necesse est, ut paucis exponam, quidnam ad visionem rerum externarum conferat sensus, quid intellectus, utque munera utriusque eorum diligenter dispescam, eo nimirum consilio, ne postea dubitet lector, colores, quos pro objectorum proprietatibus habere consueverit, jam meras retinae functiones, ut revera sunt, agnoscere. Attinet enim omnem hac de re scrupulum ex animo evellere; licet inter philosophos jam dudum constet, colores non extra, sed in oculo esse. Hoc enim jam docuit Cartesius (Dioptr. c. 1); quinetiam antiquissima hujus rei testimonia exhibet Sextus Empiricus (Hypot. Pyrrh. L. II, c. 7). Ut igitur subtilius eam rem perspiciamus, differentia sensum inter et perceptionem manifesta facienda est. Sensus est affectio partis alicujus corporis et proxime affinis voluntati: prout enim huic adversa aut conveniens sit, nuncupatur aut dolor aut voluptas. Sola visus et auditus, partim etiam tactus organa impressionibus sunt apte adeo levibus, ut absque omni directa voluntatis commotione, i. e. absque dolore et voluptate, cieantur et sentiantur. Attamen multum abest, ut vel ita perceptionem rerum efficiant, aut ut ullo modo ex mera adunatione et conjunctione diversorum sensuum perceptio existere possit, quo quidem verbo significari volo comprehensionem intuitivam corporum, spatium tribus dimensionibus implentium, temporis successione motus mutationesque ad normam legis causalitatis peragentium. Hujus igitur perceptionis originem e mero corporis sensu repetere olim sagacissimus Locke, ejusque imitator Condillac satagerunt, atque, ut primi qui in hac arena periclitarentur, magna laudabiliaque praestiterunt. Nos autem ad altiora evexit philosophus, omnium, quotquot unquam fuere, facile princeps, summus Kant, in aeternum celebrandus, licet jam obsolescere videatur hujus aetatis

hominibus, condignis, hercle, quibus impudentissimi vilissimique circulatores monstruosam verborum sensu ac sententia carentium congeriem, insanientium deliramentis proximam, cum placitis aliquot manifeste absurdis exornatam, pro maxime reconditis philosophiae arcanis divendant. Kant igitur, summa cum veneratione nominandus, in eo nos collocavit cognitionis fastigio, unde ad rudes istos seculi praeteriti conatus, velut ad prolusiones juveniles respicimus: proinde non possumus morari Anglorum Gallorumque philosophiae doctores, viros, ut fere fit, mediocres, quos indecora linguae, qua maximus philosophus scripsit, ignorantia prohibuit, quominus ingentes scientiae, quam profitentur, progressus participare possent.

Kantii igitur beneficio scimus, tempus atque spatium prius mentis quam rerum esse proprietates, illiusque veluti formas, i. e. modos ac rationes, quibus necessario percipit quodcunque percipere nata est; quamobrem etiam leges normasque spatii et temporis, absque ulla experientiae ope, certo certius anticipat et indubitate praenoscit; cujus quidem rei documentum mathesis est: scimus item, causalitatis legem atque ordinem minime experientiae acceptum referendum, sed pariter infixum innatumque esse intellectui, et proinde, una cum tempore et spatio, formam atque naturam mentis conficere. Quae cum ita sint, ex sensuum affectione tum demum oritur perceptio, cum intellectus effectum, quippe qui solus sentitur, ad causam ejus refert, quam quidem in spatio, mere, uti diximus, intellectuali, eo collocat, unde effectum exire sensus ipse prodiderit, eamque causam, ipso hoc actu, ut objectum corporeum, quod spatium implet, intuetur. Intellectu igitur, non sensu, fit perceptio. Peragitur autem ille transitus ab effectu ad causam directe, repente, necessario et absque ulla ratiocinatione; quippe qui actus est intellectus puri, non rationis. Ratio enim plane diversa est mentis facultas, quae in notionibus abstractis earumque compositionibus, h. e. in cogitationibus versatur, quarum ope genus humanum omnia illa perficit, quibus tantopere ceteris animantibus antecellit. Etiam causalitatis principium, quatenus distincte et in abstracto cogitatur, non nisi ratione comprehenditur: at primaria et directa ejus cognitio intellectu fit, cujus

adeo, ex mea quidem sententia, unica est functio. Intellectus enim, sicuti a corporis sensibus ad causas eorum externas transiens, adhibitis spatii et temporis formis innatis, menti exhibet res externas, sive mundum objectivum; ita et inter ipsas illas res, causarum ad effectus varias relationes indefesso studio investigat: quod quidem si accuratius exactiusque exsequitur, tum acuminis, sagacitatis, solertiae, vel perspicacitatis nomen accipit; similiter ac rationis perfectior, praesertim circa res agendas usus, acriorque ejus intensio, prudentia vocatur.

Tantae igitur cum sint intellectus in perceptione rerum partes, sensus hoc tantum conferunt, quod operis materiam illi subministrent. Sunt sensus nimirum corporis partes, prae ceteris ad accipiendas impressiones extrinsecus profectas aptae, patetque unusquisque eorum peculiari illarum generi. Haec autem eorum differentia non a nervis ipsis repetenda est, cum pulpa nervosa in omnibus sensuum organis una eademque sit, sed ex involucris apparatuque exteriori, quo fit, ut nervus in retina expansus lumine, nervus in labyrinthi et cochleae aquam immersus sono afficiatur et s. p.*): quamobrem diversae singulorum sensuum affectiones quodammodo ad tactum varie temperatum revocari possunt. Visus autem ceteros sensus in hoc superat, quod maxime idoneus est ad multifarias, levissimas, subtilissimasque impressiones extrinsecus accipiendas, variasque earum modificationes distinguendas, quae tamen minime perceptionem adhuc efficiunt, sed rudis tantum et incondita ejus sunt materia, intellectus demum opera in perceptionem cognitionemque transformanda. Quamobrem, si fieri posset, ut quis, pulcherrimo prospectu in extensas terrae marisque regiones gaudens, tum maxime omni intellectu repente privaretur, ille jam nullius rei amplius maneret sibi conscius, nisi retinae in oculo multicoloribus maculis variegatae. Hoc enim residuum cruda ostenderet elementa, e quibus intellectus antea perceptionem illam conficiebat. Hanc rem jam intellexit Plutarchus, cum diceret: ὡς του περι τα ὀμματα και ὠτα παθους, ἀν μη παρῃ το φρονουν, αἰσθησιν οὐ ποιουντος (de solertia animal.).

*) Hac de re dignus est qui legatur acutissimus Cabanis, in praeclaro suo opere: Rélations du physique au moral, Vol. I, mém. 3.

Tantum itaque intellectus esse in efficienda perceptione momentum, etiam argumentis ex experientia petitis comprobari potest, quorum praecipua breviter exponam.

1. Notissimum est, objectorum, quae videmus, imaginem in retina stare inversam, h. e. retinam a luminis radiis, quos objecta ei immittunt, propter eorum in pupilla decussationem, inverso ordine affici; dum nihilominus res justo ordine erectas videmus. Et tot tamque variis hujusce rei interpretationibus, haec una rem ad liquidum perducit. Perceptio non constat in sensu retinae extrinsecus affectae, sed in comprehensione causae ejus sensus externae, ad quam ab illo transit intellectus. Cum autem hic transitus fiat servato ordine et directione radiorum incidentis luminis, qui in pupilla decussantur, necesse est, extra jam esse superiora, quae in retina inferiora erant. Hoc argumento bene ponderato nullum potest esse validius.

2. Binis oculis, duplicata ergo affectione, singula tamen videmus objecta. Neque hic falsis hujus rei explicationibus immorabor, cum veram jam dudum habeamus, eam nimirum, quam uberrime exposuit et delineationibus exactissimis illustravit Robertus Smith in celeberrima sua Optica. Summa ejus huc redit. Cum oculi, in statu suo normali, ad idem objecti externi punctum convergant, radii ab eo emissi et per pupillas ad retinas pergentes, sive axes oculares, angulum conficiunt opticum, feriuntque utramque retinam in punctis invicem sibi respondentibus atque congruis. Respondet autem pars oculi dextri sinistra parti itidem sinistrae oculi sinistri et s. p.: ne forte credas, externa externis internaque internis respondere. Jam intellectus, cum paulatim singula utriusque retinae puncta, invicem sibi congrua, ex usu cognoverit, etiam intelligit, luminis radios, quibus illa una simulque afficiuntur, ab uno eodemque puncto externo profectos esse, quod quidem punctum, et proinde etiam objectum ex ejusmodi punctis compositum, jam singulum, non binum, cernit. Hoc igitur modo e duplici sensu simplex existit perceptio, utpote quae fit intellectu, non sensu. Hujusce rei plura insuper sunt documenta. Primum, cum limis videmus oculis, statim conduplicantur objecta. Radii enim ab iisdem

punctis profecti jam incongrua feriunt retinarum puncta; existimat igitur intellectus, eos a diversis objecti punctis venire: qua in re eodem fallimur modo, quo, cum pilulam decussatis digitis contrectamus, duas sentire pilulas nobis videmur: utroque enim in casu rite judicat intellectus, sed adulterata ei subduntur indicia, existitque fallacia, quae dicitur sensus, reapse autem est intellectus: hic enim perversi organorum situs semper manet nescius, licet eundem ratio probe noverit, neque proinde ipsa fallatur, h. e. non oriatur error, qui est fallacia rationis, sive judicium falsum: nihilominus tamen inconcussa manet ludificatio intellectus, h. e. visum falsum. Nihil enim in intellectum, suapte natura irrationalem, valet cognitio abstractiva, rationi propria. Quamobrem eodem modo fallitur nonnunquam intellectus, etiam ubi inter res mere externas nexum dijudicat causalem. Nam hic quoque effectus sibi oblatos ad causas revocat solitas, licet ratio minime ignoret, eos hoc tempore ex insolitis causis profectos esse: quod quidem fit e. g., ubi remus aquae immersus nobis videtur fractus, aut ubi imaginem a speculo, concavo emissam pro solido corpore ante illud posito habemus, aut ubi luna in horizonte posita multo major apparet quam supra verticem visa, aut ubi picta caelata videntur. Mirum in modum hic fit manifesta magna, quae inter intellectum et rationem intercedit differentia, functionesque utriusque diversae. — Intellectum, i. e. cognitionem nexus causalis innatam, directam, intuitivam, animantia possident omnia; rationem, i. e. cognitionem abstractam, sive per notiones generales, solus homo. Et hoc sensit Plutarchus, cum, loco supra laudato adjiceret: ὁθεν ἀναγκη, πασιν οἶς το αἰσθανεσθαι, και το νοειν ὑπαρχειν, εἰ τῳ νοειν αἰσθανεσθαι πεφυκαμεν. — Sed, ut ad propositum revertar, strabo, qui limis, sed eodem semper modo divergentibus oculis cernit, objecta videt singula, non duplicia, quia videlicet ejus intellectus jam cognovit puncta, quibus, in hoc perverso oculorum situ, incidunt radii, ex uno eodemque objecti externi puncto profecti. Fuere enim, quorum oculi, fortuito casu, repente ad situm obliquum redigerentur: his ab initio objecta omnia se offerebant duplicia, sed paulatim sunt facta singula; intellectu nimirum mutato oculorum situi sensim assuefacto. Videas hujusce rei

exempla in libris infra citatis*). Plurimorum tamen strabonum alter oculus omnino feriatur**).

Aliud deinde phaenomenon, huic consimile, illud est, quod, oculis in objectum remotius fixis, aliud objectum prope oculos positum jam apparet duplex; et item, inverso ordine, duplex fit illud remotius, ubi ad propinquius convertuntur oculi. Hoc eodem fieri, quo diximus, pacto, quod nempe, clauso angulo optico in remotiore objecto, radii ab altero propius sito emissi retinae puncta jam feriant incongrua, et similiter ordine inverso, delineationibus exactissimis illustravit Robertus Smith, in Optica sua.

Sed hoc palmarium est et forte minus notum, quod fieri potest, ut objecta duo ante oculos recte posita unum solumque esse nobis videantur, cum nempe ita diriguntur oculi, ut situm omnino parallelum servent, neque proinde claudere possint angulum opticum: tum enim radii, quamvis a duobus objectis oppositis emissi, puncta tamen utriusque retinae feriunt congrua inter se et sibi invicem respondentia; quare intellectus ita deluditur, ut ad unum tantum objectum duplicem referat impressionem. Hunc igitur in finem tubuli duo, e carta glutinata, octo fere uncias longi, diametro unciae cum dimidio, parallela et in modum telescopii binocularis conjuncta apponantur oculis; duo autem numi modicae magnitudinis alteris tuborum extremitatibus inserantur: per eos tubulos rectis oculis numos adspicienti unus tantum numus, isque uno tubulo contentus apparebit.

3. Denique constat, non satis esse ad videndum, habere aliquem oculos apertos, imo addiscendam esse visionem. Infantes modo nati neutiquam percipiunt objecta, sed torpentes stupore gerunt oculos, usque dum, adhibitio intellectu, impressiones in omnes sensus simul factas an innatam sibi causalitatis legem retulerunt, easque innatis pariter perceptionis formis, spatio nimirum et tempori, adaptarunt. Fiunt haec paulatim: comparantur videlicet diversorum sensuum diversae affectio-

---

*) Chesselden, anatomy, p. 324. 3. ed. Home, in his lecture in the philos. transact. for 1797. Th. Reid, inquiry into the human mind, p. 330. Ophthalmol. Biblioth. Bd. 3, p. 164.

**) Buffon, Hist. de l'acad. d. sc. 1743.

nes, ad unam tamen eandemque referendae causam, quae quidem eo ipso fit objectum. In visu praesertim permagna opus est autodidascalia, donec lucis et umbrae, intervallorum discriminis, variantis pro varia distantia anguli optici, nec non mutationum utriusque oculi internarum, inde pariter pendentium, justa facta sit aestimatio: quae quidem omnia intellectu jam exsequitur infans; ratione demum opticus.

Hujus disciplinae progressus melius adhuc observare licet in adultis, quos a connata coecitate sero liberavit cataractae elisio. Hos enim ab initio, quamvis lucis impressiones quaslibet oculis haurientes, nihil tamen percipere nec discernere, sed experientia tantum et exercitatione paulatim novi sensus usum addiscere, dum interim in miros incidunt errores, tot jam narrationibus confirmatum est, ut earum repetitione hic supersedere utique possim.

Arbitror enim, quae allata sunt, satis nobis probare, intellectu fieri rerum externarum perceptionem, sensum autem crudam tantum et inconditam illi subministrare materiem, quae quidem in visu nihil amplius est, quam retinae multimoda affectio, intellectus demum artibus in hujus mundi pulchritudinem transformanda.

Colorem autem ad ipsam sensus affectionem pertinere, et proinde intellectus operationem antecedere, neque ex ea pendere, nemini dubium erit: confirmatur insuper eo, quod cataracta liberati colores distinguunt statim et ante quam corpora, quibus cohaerere videntur, animo perceperint; item, quod obtutus limus nequaquam immutat colorem; denique, quod colores physiologici sua sponte in oculo oriuntur. Verum cum intellectus, ab effectibus ad causas transiens, ex oculorum sensu perceptionem mundi externi procreat, tum etiam colores, licet merae sint oculi affectiones, ad causas, quibus extrinsecus suscitantur, refert, eosque jam tamquam corporum externorum qualitates, quae iis inhaereant, percipit. Nihilosecius tamen colores per se ipsi nil nisi oculi sunt affectiones, quo nomine eos jam sumus consideraturi.

III.

De Coloribus.

Οὐ μονον πασχει, ἀλλα και ἀντιποιει το των χρωματων αἰσθητηριον.
Arist. de somniis c. 2.

---

§ 1.

Methodus.

Ubicunque ad datos quosdam effectus causae quaeruntur latentes et omnino ignotae, ratione et numero res ita aggredienda est, ut primum effectus ipsi omni ex parte considerentur, cognoscanturque penitus, cum ex iis tantum peti possint indicia, quae ad causarum explorationem viam aperiant. Hoc autem in invenienda colorum ratione hucusque plane praetermissum est. Newton, ne paulisper quidem moratus effectum, qui problema erat ei propositum, scilicet oculi in videndo colore affectionem, statim ad causae investigationem properavit, arreptoque temere vitreo prismate, profecto petitionem commisit principii. Sed ejusdem negligentiae omnes accusandi sunt, qui hucusque colorum causas quaesivere, ne ipso Goethio quidem excepto, qui, licet colorum sponte in oculi orientium lege rationemque exacte exposuerit, minime tamen theoriam iis superstruere, aut saltem indicia causarum colorum externarum ex iis adsumere, aut ullo denique modo eos colores, quos physicos nominavit, cum illis connectere cogitavit: inde factum est, ut liber ejus minime nos doceat, quid color sit, sed tantummodo qua ratione physicus color oriatur. Omnes igitur colorum investigatores, neglecto phaenomeno ipso, causas ejus circumspexere externas, quas quidem tum in superficie corporum coloratorum, tum in luce ipsa, sive refractione divisa dispersaque, sive commixtione cum umbra, aut interpositu materiae semipellucidae varie temperata quaesiverunt. Attamen sana ratio praecipit, ante omnia ipsum coloris sensum esse perscrutandum, atque videndum, an forte ex ipsius conditione legibusve, quas servat, ipsa coloris natura in-

telligi, indeque, quid ipse sit per se, i. e. ut phaenomenon mere physiologicum, sciri ullo modo possit.

Procul dubio ejusmodi intima effectus ipsius, de quo agitur, h. e. sensus coloris, cognitio, etiam indicia suppeditabit ad investigationem causae ejus, videlicet conditionis rerum externarum, qua aptae sunt ad istum sensum suscitandum. Necesse enim est, ut cuilibet effectus alicujus variabili modificationi etiam in causa ejus ad amussim respondeat conditionum aliqua mutabilitas, sitque causa pariter atque effectus versatilis. Ubi, e. g. nullis certis limitibus discriminatur effectus varietas, sed continuitate quadam ex uno in aliud transit; ibi neque in causa esse potest certa quaedam, fixa praefinitaque conditionum differentia, sed etiam haec eandem referre debet indistinctam mutabilitatem. Item, ubi effectus differentiae ita variantur, ut una sit alteri e contrario opposita, ejusque velut directa conversio; ibi etiam causa ejusmodi conditionum suarum quandam oppositionem et conversionem admittere debet; των γαρ ἐναντιων τἀναντια αἰτια. Arist. de generat. et corrupt. p. 336. Quae quidem omnia certa intellectus anticipatione decernere licet.

Neglecta igitur hucusque methodo usuri ad sensum coloris ipsum convertemur, eumque ut phaenomenon physiologicum considerabimus, qua quidem opera viam sternemus iis, qui causas eum sensum extrinsecus suscitantes exploraturi, colorum, quos Goethe optime in physicos et chemicos dispescuit, theorias, quas habemus, diversas dijudicare, aut adeo novam aliquam excogitare volent. Omnibus enim ejusmodi theoriis nostra semper erit pro fundamento: est igitur primaria, illae secundariae tantum erunt.

§ 2.

Actio retinae integra.

Nobis ergo lucis, obscuritatis, coloris sensus nihil nisi retinae sunt variae affectiones. Convenit hodie inter omnes physiologiae peritos, sensibilitatem minime esse affectionem mere passivam, imo vero partis sensibilis actionem quandam, extrinsecus excitatam. Itaque etiam

retinae sensum, luce suscitatum, actionem ejus vocabo: hanc autem integram esse dico, ubi lux plene, rite nullisque impedimentis imminuta in eam agit. Contra, deficiente omni luce, in inertiam recidit retina.

Corpora quae, luci exposita, perinde ac lux ipsa retinam afficiunt, fulgore sunt praedita, sive specula. Praeterea autem alia quaedam corpora lucis in ipsa actionem eatenus moderantur, ut eam radiatione privatam ad aequabilitatem quandam redactam retinae tradant: sunt haec nimirum alba. Sicuti physici calorem radiantem a diffuso distinguunt, ita et albedo quodammodo est lux diffusa. Cum fulgor nihil faciat ad nostram quaestionem, erit nobis lucis et albedinis in retinam impressio una eademque, atque proinde dicemus: retina a luce ipsa, vel a corpore albo ad propriam sibi actionem suscitatur integram, sive nulla ex parte comminutam. Contra, tenebris aut corporibus nigris exposita iners manet. Nigra videlicet sunt corpora, quae, licet in ipsa agat lux, nullo tamen modo sensum retinae suscitant.

§ 3.

Actio retinae quoad intensionem partita.

Lucis et albedinis efficacitas, et proinde etiam retinae actio ab illa suscitata, gradationem quandam admittit, qua quidem fieri potest, ut lucem inter et obscuritatem, item albedinem inter et nigredinem innumeri sint gradus, illic penumbram, hic colorem cinereum efficientes. Duae inde nobis existunt gradationum actionis retinae series, quarum differentia in eo tantum posita est, utrum lucis impressio sit directa, an indirecta, videlicet:

Lux;	penumbra;	obscuritas.
Albedo;	color cinereus;	nigredo.

Cum gradus intermedii, nempe penumbra et color cinereus, intensionem actionis retinae comminutam indicent, sequitur, in his totius retinae vim ex parte tantum esse activam, ex parte autem quiescere, ipsam ergo retinae actionem quoad intensionem posse partiri.

§ 4.

Actio retinae quoad extensionem partita.

Cum ipsa retina planum sit extensum, nihil obstat, quominus pars ejus aliqua ad actionem suscitetur, dum ceterae partes quiescant; qua quidem re manifestatur actionis ejus quoad extensionem partitio. Hanc autem reapse locum habere, jam inde patet, quod variarum impressionum simul capax est oculus. Praeterea pendet ex hac re phaenomenon illud, quod Goethe (Vol. I, p. 9 et 15) memorat. Nimirum, cum in planitie alba crucem conspicimus nigram, v. c. illam, quam nubilo coelo fenestra exhibet, fixosque in eam aliquamdiu tenemus oculos, repente autem in terram aliamve planitiem subumbrosam cinereamve oculos conjicimus, tunc invertitur ille adspectus, offertque sese nobis crux alba in plano nigro. Cujus rei causa procul dubio haec est, quod retinae pars, antea a planitie alba ad actionem suscitata, inde jam exhausta atque defessa est; neque potest amplius multo debiliore plani cinerei incitamento ad actionem suscitari; contra vero, altera pars, quae tunc, crucem adspiciens nigram, feriabatur, jam hac quiete refecta, etiam parum valido illo plani cinerei incitamento in actionem integram evocatur. — Nihil igitur est, quod credamus, retinae partes munera sua per vices obire, partemque antea feriatam deinde sua sponte in actionem transire. Nam, si post adspectam crucem nigram in plano albo oculos claudimus, aut in locum omnino obscurum eos dirigimus, neutiquam convertitur ille adspectus, imo perdurat aliquamdiu affectio a principio retinae impressa, quod etiam Goethe memorat (Vol. I, P. I, § 20). Hoc autem in experimento facile aliquis falli potest, si clausos oculos etiam manu operire neglexerit, ubi lux, per palpebras penetrans, plani cinerei in morem agit, conversumque ergo praebet adspectum, quem vero e luce externa pendere inde intelligitur, quod, reposita ante oculos manu, statim resumit adspectus speciem naturalem: hoc jam Franklinum expertum esse ipsius verbis legitur in Goethii operis volumine II, p. 579. Ipsa haec res Ficinum fefellisse videtur quippe qui in Optica sua (§ 122), reclamante experientia, docet, eum adspectum etiam

clausis oculis, ergo sponte sua, converti, cui quidem falso asserto deinde sua de physiologica colorum origine placita superstruit, mea iis admiscens.

§ 5.

Actio retinae quoad qualitatem bipartita.

Indubitata illa, quam hucusque exposui, actionis retinae tum in intensione tum in extensione partitio, generali partitionis quantitativae appellatione comprehendi potest. Jam vero ostendam, actionem illam alio adhuc modo, eoque toto genere a prioribus illis diverso, posse partiri, videlicet quoad qualitatem, eamque partitionem reapse locum habere, quotiescunque color aliquis oculis obversatur. Ut autem continuo tramite ad novam hanc rationem transeamus, revertamur ad illud, quod priori paragrapho exposui, phaenomenon.

Adspicias igitur, sed corporis, non mentis tantum oculis, discum album in planitie nigra depictum: deinde aversis repente in locum subumbrosum cinereumve oculis discus apparebit niger in planitie alba: quod quidem phaenomenon oriri ex actionis retinae quoad extensionem partitione perspectum jam habemus. Exhausta nempe retinae, in ea parte, quam discus albus modo feriebat, actio a minori claritate excitari jam non valet. Est hoc quidem simile ac si guttae aetheris sulphurici manui inspersae evaporatione calor ejus loci absumitur, donec paulatim renascatur. — Jam autem in disci albi locum flavum sufficias discum, corporisque, obnixe rogo, non mentis oculis eum intueare: tunc conversis subito in subumbrosum locum oculis, pro nigro, qui antea, idem facienti apparebat, discus tibi obversabitur, violaceus, spectrum scilicet physiologicum aciei obvolitans. Phaenomenon ipsum tibi notissimum ac familiare esse ex iis, quae in prooemio dixi, certum habeo. Pergo igitur ad ejus interpretationem, cujus quidem veritas nulla alia probatione fulciri potest, quam ipsa rei evidentia adhibito judicio percipienda et continuata phaenomeni ipsius per omnes ejus variationes contemplatione magis magisque firmanda, donec validissimum argumentum ei accesserit ex iis, quae § 10 exponentur.

Discus albus integram retinae actionem evocaverat, qua defatigata et exhausta, iners remansit ejus locus, teste disco nigro subsequente. Sed flavum discum excipit pro nigro violaceus: quia scilicet color flavus non integram retinae actionem suscitaverat, neque proinde totam ejus vim absorbere potuerat, sed partem hujus tantum; jam, sponte sua, subit altera pars, discus violaceus. Bipartitur igitur adspectu flavi coloris vis retinae activa, disceditque in partes, easque non sola quantitate, sed etiam qualitate diversas, quarum unam flavus nobis exhibet color, alteram violaceus sponte illum subsequens. Cum partes ambae, conjunctim sumtae, integram retinae actionem adimpleant, alteram alterius voco complementum. Manifesto autem coloris flavi in retinam impressio, lucis ipsius aut albedinis impressioni multo similior est ea, quam facit violaceus color. Colligimus inde, partes, in quas discedit retinae actio, non esse inter se aequales; sed eam, quae flavum exhibet colorem, multo majorem esse ea, quae violaceum, sive complementum ejus, ostendit.

Jam vero, cum de claritate et obscuritate colorum inciderit mentio, distinguas oportet coloris claritatem obscuritatemve propriam atque nativam a fortuita et accidentali, ex admixto albo nigrove oriunda. Potest enim quilibet color, albi nigrive admixtione, pro libito clarificari vel offuscari: sed tum demum, ubi ab omni hujusmodi mixtura vacat, maxime vegetus saturque existit; attamen tunc non nisi nativam propriamque sibi claritatem exhibet. Hac ipsa autem color colori antecellit, dum alter luci, alter obscuritati magis affinis est. Intrinseca illa atque nativa coloris claritas ab adventitia facile distinguitur eo, quod, cum nativa tantum luce color claret, tum maxime vegetus est, acerrimeque afficit visum: contra, ubi mutuato extrinsecus candore albet, pallidus fit, languidus debilisque. Violaceus v. g. color suapte natura obscurissimus est omnium, minimaque pollet vi nativa: contra, flavus color propria claritate et serenitate primum obtinet locum. Nihilominus et violaceus color, admixto albo, ad maximam claritatem potest perduci: minime autem ea re fit vegetior; quin imo magis adhuc languet, pallet, proximeque accedit ad eam albi nigrique mixturam, quam cinereum colorem vocare

linguae me cogit inopia. Simili ratione colores suapte natura clari lucidique, admixto nigro, pro libito obscurantur, quo negotio perinde nativum amittunt vigorem; veluti cum e flavo fit fuscus. E vigore igitur colorum cognoscere licet, utrum puri sint ab omni albo nigrove adventitio. In eo itaque statu multo majore claritate albet flavus quam violacens color: exinde ergo cognoscimus, illum multo majorem bipartitae actionis retinae partem exhibere quam hunc, utpote qui, complementum ejus efficiens, inter omnes maxime est tenebricosus.

Pergamus autem in explicatione phaenomeni ante oculos positi. Disco flavo jam substituamus *aurantiacum*, i. e. e rubro flavum. Ejus intuitum spectrum subsequetur *coeruleum*. Animadvertamus, pari gradu, quo color disci ab albore secedit, eidem appropinquare spectrum. Minus enim candet flavo colore aurantiacus; magis proinde violaceo coeruleus, quippe qui aurantiaci est complementum. Inde intelligimus, actionem retinae bipartitam jam in partes minus inaequales inter se discessisse. Plane aequales denique fient, ubi discum *rubrum* spectrum subsequetur *viride*. *Rubrum* autem colorem intelligi volo illum, a *Goethio purpureum* dictum, ne minimum quidem aut in violaceum, aut in aurantiacum vergentem. Spectrum solare, prismate effectum, neutiquam eum exhibet, sed tantum e rubro flavum, sive aurantiacum: attamen potes etiam prismatis ope colorem vere rubrum conspicere, nimirum si bacillum horizontalem illum, fenestrae specularibus interpositum, per prisma contemplaris: cujus rei rationem *Goethe* optime reddidit. Chemice *carminum* purum et saturum eum colorem exhibet. Hic igitur color vere *ruber* ab albedine tantum distat, quantum etiam complementum ejus, color nempe perfecte *viridis*: quamobrem utrumque justum dimidium actionis retinae accurate bipartitae existere statuimus. Inde etiam repetenda est eximia horum colorum, qua ceteris omnibus antecellunt, pulchritudo, perfectissimaque eorum inter se harmonia, qua, juxta positi, visum mirum in modum laetificant: quamobrem digni sunt, qui colores per excellentiam, χρωματα κατ’ ἐξοχὴν nominentur.

Quisquis consecutionem illam colorum complemen-

torumque eorum hactenus expositam corporis oculis prosecutus erit, simulque mentis aciem in eam intenderit, forsitan non dubitabit, actionis retinae in visu colorum qualitative bipartitae sequentes proportiones mecum statuere, quas tamen, cum alia, praeter eam, quam ipse eorum affert intuitus, probatione firmare adhuc non possim, hypotheticas vocare non recuso. Ruber igitur cum viridi colore illius actionis partes sunt exacte dimidiatae: ejusdem vero duas tertias exhibet aurantiacus; coeruleus autem, utpote hujus complementum, tertiam duntaxat: flavus denique tres quartas, et proinde complementum ejus, violaceus color, quartam modo partem.

Neque nos movere debet, quod violaceus color, cum medius sit inter rubrum, qui dimidiam, ac coeruleum, qui tertiam partem actionis implet, tamen ipse non nisi quartam occupare statuatur. Idem enim hic accidit, quod in chemicis mixturis, ubi scilicet qualitates partium ingredientium nullam directam habent rationem ad qualitatem compositi. Simili igitur ratione, color violaceus, licet e duobus ipso clarioribus efficiatur, omnium tamen est obscurissimus, quamobrem, simulatque in unum alterumve illorum vergit, statim incipit clarescere: quod quidem nulli praeterea accidit colori. Nam aurantiacus, si in flavum inclinatur, lucidior, in rubrum autem vergens, obscurior fit. Viridis magis lucet, si in flavum, minus, si in coeruleum vergit. Flavus, qui, ut violacei complementum, lucidissimus est omnium, etiam inversa atque ille ratione obscuratur, sive in rubrum, sive in viridem deflectat.

E certis illis fixisque simplicissimarum rationum proportionibus, quibus actionem retinae in visu illorum sex colorum bipartiri statuo, procul dubio repetendum est, quod illi sex colores semper et apud omnes gentes denotati, inditisque sibi propriis nominibus distincti sunt, licet colores possibiles sint innumeri, indistinctisque gradibus paulatim alius in alium transeant. (Conf. Aristot. de sensu et sensibili c. 3, p. 439, 440.)

Denique, ut exempli propositi expositionem absolvam, si discus, qui ultimo ruber fuerat, tandem mutatur in violaceum, spectrum cum subsequetur flavum, quo pacto phaenomenon ab initio ante oculos positum,

peracto circuitu, in contrarium abierit, exhibente jam disco ipso quartam tantum actionis bipartitae partem, complemento autem ejus tres quartas.

Postremo, ne quem moveat, nos, ubi bipartitionem actionis retinae qualitativam a mere quantitativa distinximus, tamen de partibus ejus aequalibus inaequalibusve loqui. Non enim potest partitio fieri qualitativa, quin eadem sit simul quantitativa. Chemica v. g. analysis corporis cujusdam in partes componentes sane materiae istius partitio est qualitativa, a mere mechanica toto genere diversa: nihilominus necesse est eandem una simulque partitionem esse quantitativam, perinde ut divisio mere mechanica.

Ex iis, quae hucusque exposui, haec jam nobis existit solaque vera coloris primaria definitio: color est retinae actio qualitative bipartita. (Liceat obiter monere, ea definitione albedinem, nigredinem et cinereum e colorum numero jure exulare.) Diversitas autem singulorum colorum ex illius bipartitionis diversa ratione et proportione oritur. Partes nimirum dimidiatae, in quas retinae actio secedit, semel tantum sibi invicem aequales esse possunt, quod cum fit, perfecte rubrum et viridem exhibent colorem. Inaequales autem innumeris esse possunt proportionibus; unde infinitus colorum numerus possibilium. Quemlibet colorem aliquamdiu adspectum sponte subsequetur in visu alius color, utpote qui illius est complementum ad integram retinae actionem. Ita enim comparata est retina, ut, cum ad coloris alicujus sensum, i. e. ad actionis suae bipartitionem, extrinsecus suscitata fuerit, deinde, sublato hoc irritamento, alteram dimidiatae actionis partem sponte sua cieat, quia semper integram suam actionem exserere gestit et satagit. Quo major integrae actionis retinae pars color aliquis existit, eo minor illius pars est complementum subsequens: proinde, quo major coloris alicujus nativa, non adventitia, est claritas, eo obscuriorem, suapte natura, colorem ejus offeret complementum: similiterque vice inversa. Cum colores cuncti alter in alterum sensimque transeuntes, continuitatis quendam velut orbem absque intersectionibus efficiant, ex arbitrio nostro pendere videtur, quot tandem colores statuere velimus. Hoc forsitan sensit

Democritus*), cum affirmaret, νομῳ χροιην εἶναι, nempe pro lubito constitutum esse colorum numerum. Minime vero rem se ita habere, jam quilibet sentit, patetque insuper ex eo, quod omni aevo et apud omnes gentes distinguuntur, propriisque sibi inditis nominibus denotantur colores ruber, viridis, flavus, violaceus, coeruleus, aurantiacus; quibus nominibus, ubique gentium, certi fixique intelliguntur colores, licet iidem in rerum natura perraro puri atque perfecti occurrant. Quamobrem necesse est, eos quodammodo a priori cognitos nobis esse, eum in modum, quo figurae geometricae, quas exacte et perfecte descriptas nusquam invenimus, neque proinde minus perfecte intelligimus. Quamvis autem nos coloribus in rerum natura nobis occurrentibus nomina illa plerumque a potiori tantum adplicemus, h. e. quemlibet exhibentem sese nobis colorem, nomine illius ex istis sex coloribus cui is proxime accedit, designemus; quilibet tamen homo ejusmodi colorem ab illo, cui revera et proprie illud nomen competit, discernit, potisque est judicare, in quantum ab illo quasi normali colore aberret, v. g. utrum rei cujusdam color flavus exacte talis sit, an in viridem aurantiacumve vel minime vergat. Cum itaque manifestum sit, nos quasi ad normam quandam dijudicare colores sese offerentes, necessario statuendum est, in oculis menteve nostra quasi insculptam esse uniuscujusque illorum sex colorum anticipationem quandam, eam dico, quam appellat πρόληψιν Epicurus, i. e. anteceptam animo eorum quandam informationem, sine qua neque intelligi, neque dijudicari possint; cui quidem nos, tamquam normae, quemlibet oblatum nobis colorem comparamus, indeque de justa ejus conditione sententiam ferimus. Minime autem hoc mirum videbitur recordantibus hypothesin superius expositam, utpote qua ea res optime ad liquidum perducitur. Cum enim inter infinitas bipartitionis actionis retinae proportiones possibiles, sex tantum sint, quarum ratio sit simplicissima, indeque initialibus numeris exprimenda, satis jam liquet, cur certae istae fixaeque proportiones prae ceteris omnibus in peculiarem apud homines notitiam venerint, firmumque de iis sit judicium. Simillime enim haec res se habet

*) Apud. Sext. Emp. adv. Math. VII, 131.

atque in musica judicium de justa tonorum ratione. Quilibet enim homo, nisi quodammodo mancae ejus sint vel sensus vel animi vires, potis est dijudicare, utrum tonus aliquis exacte diapente, vel diatrion, vel certe utrum exacte diapason alterius sit. Nititur tamen hoc judicium proportione vibrationum arithmetica, hic non numerando, sed sentiendo tantum percepta: nihilosecius juste et indubitate fertur sententia. Perinde igitur fit judicium de justa oblati coloris alicujus conditione, similique ratione interpretandum est.

Habemus ergo paria colorum tria, in quibus constituendis ratio a nobis exposita cum communi omnium hominum aetatumque usu convenit congruitque. E contrario autem, quaelibet ratio, quae certum fixumque colorum, absque ulla ad retinae actionem relatione, extra et per se subsistentium numerum, v. g. septem, statuit et praefinit, non potest non absurda nobis videri. — Infinitus enim colorum est numerus: nihilosecius quilibet color, una cum complemento suo, cunctorum colorum quasi elementa continet; sive, licet ejusmodi par ἐνεργείᾳ, i. e. actu, duos tantum colores exhibeat, tamen δυνάμει, i. e. potentia, omnes, quotquot esse possunt, colores in se comprehendit atque complectitur. Unde etiam repetendum est, quod, si a tribus coloribus chemica ratione primariis, rubro nimirum, flavo et coeruleo, quaestionis exordium sumatur, tum cujuslibet coloris chemice primarii complementum utrosque reliquos contineat, et vicissim.

Colorum igitur natura a dualitate originem trahit, cum nihil aliud sit, nisi actio retinae bipartita. Quamobrem in colorum doctrina quaestio omnino non est instituenda de singulis coloribus; sed tantum de colorum paribus, quorum quodvis integram retinae actionem exhibet bipartitam. Potest ea bipartitio innumeris fieri modis rationibusque, totidem quasi sectionis puncta diversa efficientibus; quorum quidem arbitrium penes causas est externas, oculum efficientes. Sed simulatque pars quaedam dimidiata quocunque modo evocata est, necessario sequitur altera, utpote complementum ejus efficiens. Hoc perinde est, atque in musica sumtam pro libito harmoniae basin necessaria lege consequuntur reliqua.

Haec omnia cum ita se habeant, sane bis fuere ab-

surdi, qui, colorum quoquomodo ab origine existentium numerum constituturi, imparem maxime elegerunt: hac autem in re semper sibi constiterunt Newtoni sectatores, licet numerum ab ipso definitum saepius commutarent, et, pro re nata, modo tres, modo quinque colores stabilirent primarios.

§ 6.

Retinae polaritas.

Polaritatis notione toties tamque variis modis recentiores, ii inprimis, qui naturae philosophos se vocitant, abusi sunt, ut non sine verecundia quadam eam arcessere audeam. Attamen, cum abusus non tollat usum, liceat mihi commonstrare, notionem illam quam maxime cadere in eam, quam hucusque exposui, retinae actionis bipartitionem qualitativam.

Vera nimirum polaritatis notio haec esse mihi videtur, quod vis aliqua naturalis sponte sua secesserit in vires duas, specie quidem diversas, quin imo sibi invicem contrarias, genere autem semper adhuc unam eandemque vim referentes; quae quidem duae ejusdem vis species sic segregatae, tamen e se invicem tantopere pendeant, ut altera absque altera neque existere neque deficere possit, ea tamen lege, ut unionis cupidae constante nisu sese invicem quaeritent, donec tandem obviae sibi factae, cum omnis earum natura in ipsa posita sit separatione et oppositione, simul sese quaerere et esse desinant. Possumus fere haec omnia Platonis complecti verbis: ἐπειδὴ οὖν ἡ φυσις διχα ἐτμηθη, ποθουν ἕκαστον το ἥμισυ το αὑτου, ξυνῃει. Eandemque rem significare videtur Sinensium antiquissima doctrina de Yin et Yang*). Plurima naturae phaenomena corporaque naturalia ejusmodi polaritatis legi subjacent: manifestissima autem eorum documenta exhibent magnetismus, electricitas et galvanismus. Sed etiam in eam, quam exposui, actionis retinae in colorum visu bipartitionem qualitativam, notionem illam quam maxime quadrare, nemini, qui animum mihi adhibuerit, dubium erit; licet huic pola-

*) Asiatic Journal, Vol. 10 (Chinese Metaphysics) — et Vol. 20 (Chinese litterature by Morrison).

ritatis generi id peculiare sit, quod duae species sejunctae hic non, ut in ceteris, spatio, sed tempore discretae appareant; item, quod punctum indifferentiae, ut vocant, variare possit situm, et proinde partes sejunctae magnitudinem.

Quin etiam videtur formula nostra, nimirum bipartitionis qualitativae, primariam generalemque omnis polaritatis notionem aptissime exprimere. Fieri adeo possit, ut ex hac retinae polaritate, quippe quae in nobis ipsis versatur sentiturque, omnis polaritatis natura subtilius tandem cognoscatur. — Si signa, in ceteris polaritatis phaenomenis usitata, etiam huic nostrae adhibenda sunt, colori rubro, aurantiaco et flavo hoc signum +, viridi, coeruleo et violaceo autem hoc —, imponere, minime dubitabimus. — Nec videtur absonum, conjecturare, in coloribus sic + signatis actionem retinae, in alteris autem chorioideae vim praevalere. Consentaneum autem est, sensus diversitatem, qua tum illa signorum distributio, tum haec conjectura nititur, ibi quam maxime manifestari, ubi retinae actionis bipartitio perfectissima existit, in rubro videlicet et viridi colore; quorum ille acerrimo sensu aciem afficit et facile praestringit, hic autem eam recreat reficitque.

§ 7.

Coloris natura umbrae affinis.

Summus Goethe, in suo de coloribus opere, identidem inculcat, coloris naturam umbrae esse affinem, atque ei inesse umbrae vel potius penumbrae quandam similitudinem, quam το σκιερον vocat. Hoc ita, et necesse quidem, se habere, e physiologica ratione nostra etiam a priori intelligitur. Retinae enim actionis, qualitative bipartitae, pars altera dimidiata ea demum lege et conditione suscitatur, ut altera tantisper ferietur. Quies autem retinae, ut initio diximus, caligo est. Sequitur, caliginem quandam necessario comitari actioni retinae qualitative bipartitae. Hoc autem ei commune est cum actione retinae intensive partita, quam quidem in penumbrae, vel cinerei coloris visione locum habere supra ostendi. Hac igitur communione utrisque inter-

cedente, sive hac integrae actionis retinae in utrisque diminutione similes sunt coloris et penumbrae in retinam impressiones, pertinetque necessario το σκιερον ad coloris essentiam.

Magna tamen adhuc inter retinae actionem tantum intensive partitam, sive penumbram, eandemque qualitative bipartitam, sive colorem, intercedit differentia. Prior illa nimirum, cum mera sit retinae actionis remissio, effectu prorsus sibi proprio et specie ista peculiari, tam varia simul et tam distincta singulariterque laeta et delectabili, quae colori priva est, prorsus caret: quibus, contra, cum gaudeat actio retinae qualitative bipartita, unicum istum et plane sui generis sensum coloris efficit. Hoc autem procul dubio inde est repetendum, quod, in ista bipartitione qualitativa, pars dimidiata activa ab altera tantisper feriata, secessione polari, omnino diremta, et actio illius quiete hujus quasi suffulta est. Inde igitur colori contingit, ut specie tantopere praecellat penumbram, vel cineream superficiem. Jam autem hic suspicari licet, magnae isti, quam effectus exhibet, diversitati, etiam in causa adaequatam prorsusque consentaneam diversitatem esse responsuram. Cum igitur actionis retinae intensive partitae, sive penumbrae adspectus, causa sit mera luminis diminutio, et simplex, ut in crepusculo, lucis cum tenebris permixtio, necesse est, ut bipartitio qualitativa, ubicumque, ut in physicis coloribus, absque corporis colorati ope evocatur, causam etiam habeat proprie ad hoc temperatam, prorsusque peculiarem, nimirum intimiorem jam tenebrarum cum lumine commixtionem, et quasi pressiorem eorum conflictum, in summa, talem prorsus causam, qualem Goethe ei assignavit, nempe lucem cum medio quodam semipellucido, certis quibusdam conditionibus, varie conflictantem. — Sed de causis externis amplius disputabo § 11, ubi tamen ea, quae, oblata occasione usus, modo explicavi, respicere velit lector. Hic sufficiat affinitatem coloris cum umbra, quam Goethe tantopere urget, e ratione nostra demonstrasse et confirmasse, veramque ejus attulisse causam: qua quidem rite perpensa, insuper nobis liquet, istud ipsum, quod in quolibet colore oculis percepto το σκιερον efficit, partem nempe retinae actioni tum temporis detractam, postmodum, spectri physio-

logici nomine, oculis obvolitare, et contra, in ipso hoc spectro, jam του σκιερον partes istud agere, quod antea color erat.

§ 8.

Quaenam hujus theoriae ad Newtonianam sit ratio.

Colorem luce vel albedine obscuriorem esse et Newton sensit; quandoquidem illum non nisi partem lucis esse docebat, refractione scilicet partitae. Ille vero, quod actioni retinae accidit, luci adscripsit, quod dynamice et intensive fit, mechanice et extensive fieri putavit, quippe qui affirmabat, radium luminis ipsum compositum esse constareque e septem luminibus homogeneis „quibus qualitates colorificae congenitae" essent, h. e. quibus ut qualitates occultae inhaererent; palmari insuper adjecta sententia, lumina illa homogenea eandem inter se servare proportionem, quae intervallis tonorum musicis intercedit. Spartam, quam nactus es, orna!

Sed errores istos, a Goethio affatim confutatos, jam intelligimus e veritatis quadam suspicione obscuroque ejus sensu, ut fere fit, profectos esse. Nam partiti lucis radii loco jam habemus partitam retinae actionem: sed, pro septem illis partibus, duae tantum nobis existunt, etiam vero innumerae, prout res consideratur. Cujusvis enim coloris conspectu bipartitur retinae actio: sed cum innumera sint istius quasi sectionis puncta, colorum etiam infinita inde oritur diversitas, quae insuper ex adjecto albo nigrove adventitio majorem adhuc admittit varietatem.

Successit igitur in locum partitionis radii lucis partitio actionis retinae. Sed reversio illa contemplationis a re ad inquirendum proposita ad contemplatorem ipsum, duobus iisque maxime illustribus in historia inventorum exemplis nobis commendatur. Etenim

„non aliter, si parva licet componere magnis"

Copernicus quondam in locum circumvolutae sphaerae coelestis, rotantem suffecit terram; et item, summus Kant pro qualitatibus rerum absolutis, ontologia com-

prehensis, formas cognitionis menti proprias insitasque nobis patefecit. Γνωθι σαυτον praecepit Apollo.

Liceat denique hic obiter monere, philosophos, quovis aevo, omnes suspicatos fuisse, colorem multo magis oculo quam rebus externis esse proprium. Locke praesertim, cum qualitates eas, quas vocat secundarias, enumerat, semper et ubique primo loco ponit colorem. Neque ullus philosophorum veram rerum qualitatem habuit colorem: dum nihilominus non modo extensionem et pondus, sed etiam superficiei qualitates, mollitiem dico et duritiem, laevitatem et scabritiem corporibus tribuere non dubitabant, quin imo, si utique opus fuisset, potius odorem et gustum corporibus inesse statuissent quam colorem. Cum autem, altera ex parte, colore exui non possent corpora, simul tamen diversissimis rebus unus idemque color, diversus contra rebus simillimis inesset, manifesto color minime ad essentiam rerum pertinebat. Quibus quidem omnibus quaestio de colore maxime difficilis, perplexa et tandem odiosa facta est. Quamobrem vetus scriptor quidam Germanicus, ut Goethe refert, „pannus“ inquit, „ruber, tauro obtentus, in furorem eum impellit; sed philosophus, coloris vel mentione facta, rabie corripitur“.

Jam ex ea, quam attigi, rationis nostrae cum Newtoniana analogia oritur quaestio, utrum, perinde ac secundum Newtonum adunatis iterum septem radiis homogeneis recomponi poterat lux, sive albedo, etiam fieri possit, ut actionis retinae bipartitae dimidia ita recomponantur, ut integra illa actio, sive albedo, inde restituatur. Hujus igitur rei disquisitionem jam aggressurus, pauca praemittere debeo, quae alicujus in eam rem sunt momenti.

§ 9.

Residuum actionis retinae indivisum.

Jam superius monui, propria et nativa claritate colorem colori praestare, quod quidem tunc discernatur, ubi uterque maxime vegetus existat; sed posse quemlibet colorem, adventitio vel albo, vel nigro, aut dilui, aut offuscari, usque dum in albedinem aut nigredinem paulatim transeat.

Res ipsa docet, hoc ita interpretandum esse, ut statuamus, fieri posse, ut in bipartitione actionis retinae, pars aliqua, non dico retinae, sed ipsius ejus, actionis, eo in loco, ubi bipartitur, non participet eam partitionem, sed indivisum exhibeat residuum. Prout autem hoc residuum vel plane activum, vel plane feriatum, vel ex parte tantum activum sit, color, oculo perceptus, variis gradibus aut dilutus, aut nigricans, semper autem languidus apparebit. Quod quidem ubi accidit, retinae actionem et qualitative et intensive simul esse partitam prodit. Maxime autem hoc inde manifestatur, quod, ubi color conspectus adventitio nigro offuscatus erat, tunc complementum ejus, sive spectrum eum subsequens, tantumdem albo dilutum, i. e. pallidum, sese offeret: et consentanea ratione, si harum rerum invertitur ordo. Quae cum ita sint, sequitur, colorem aliquem tum demum sese maxime vegetum exhibere, totamque suam vim et efficaciam expromere, ubi, propter irritamenti externi conditiones, adspectu ejus, retinae actio perfecte et absque residuo indiviso bipartitur.

§ 10.

Albedo e coloribus restituenda.

Jam revertor ad eam, quam superius moveram, quaestionem de restitutione albedinis e cujusvis coloris cum complemento suo coagmentatione. Ex iis, quae modo attuli, patet, illam effectam dari non posse, ubi colores ipsi nigricabant, i. e. ubi actio retinae bipartita residuum habebat et indivisum et feriatum, quippe quod obscuritatem quandam gignit, nec conjunctione colorum tollendam, et proinde cinereum efficeret colorem. Ast ubi colores adhibentur aut vegetissimi, i. e. qui retinae actionem absque residuo bipartiant, aut pallidi, i. e. qui residuum actionis retinae indivisum quidem, sed activum reliquum faciant, tunc, e ratione quidem nostra, minime dubium est, quin ex ejusmodi colorum coagmentatione recomponi possit actio retinae integra, quae afficiat impressionem lucis ipsius, sive albedinis. Etenim, ut exemplo quoque et formula istud ante oculos ponam:

Ruber color = integrae actioni retinae — viridi colore
Viridis color = integrae actioni retinae — rubro colore

Ruber + viridis = integrae actioni retinae = lucis impressioni = albedini.

Cum autem ad effectum devenitur, res illa nulla quidem premitur difficultate, si coloribus mere physiologicis utimur: v. g. si, post adspectum colorem aliquem, oculos in alium colorem, complementum ejus efficientem, figimus, tunc neutrum intuitum spectrum subsequetur physiologicum. Sed hujusmodi experimentum mere negativum parum valebit ad evidentiam, ad quam quidem plene conferendam opus foret, ut actionis retinae bipartitae partes ambae simul et tamen segregatim ad actionem suscitarentur. Quod vero cum fieri vix aut ne vix quidem possit, hoc certe requiritur, ut duae causae externae, quae singulae in oculum agentes colorem quendam, ejusque complementum suscitarent, jam una et simul in eundem retinae locum cum agant, albedinis sensum evocent. Plenam igitur res nanciscetur fidem, si coloribus physicis vel adeo chemicis ad effectum adduci potuerit. Ibi autem difficultate quadam semper laborat. Jam enim non amplius agitur proprie de coloribus, e nostra quidem eorum definitione, sed de causis externis, quae in oculum cum agant, coloris sensum, i. e. bipartitionem actionis retinae suscitant. De his quidem, in quantum ad rem nostram faciunt, inferius consideraturi, pauca tamen hic anticipabimus. In ejusmodi igitur causa, videlicet colore physico vel chemico, inesse debet non solum id, quod alteram bipartitae actionis retinae partem suscitet, sed aliud pariter, quod alteram ejus partem, cujus quiete το σκιερον coloris ipsius efficitur sopiat sedetque: cum vero illud ipsa lux sit, erit hoc necessario substratum aliquod materiale, luci officiens, eamque compescens: hoc autem, utpote materia, etiam post duorum colorum adunationem perdurabit, et, coloribus coagmentatione sublatis superstes, actione sua in oculum cinereum exhibebit colorem. Cum enim istud jam non amplius intima et peculiari ratione luci conjunctum permixtumque sit, actionis retinae bipartitionem qualitativam quidem jam non evocat; attamen superest adhuc, atque destructae illius colorum causae „caput

mortuum, ut chemice loquar, existens luci adhuc officit, provocatque jam partitionem actionis retinae mere intensivam. Haec igitur causa est difficultatis, qua premitur restitutio albedinis e physicis, multoque adhuc magis e chemicis coloribus. Attamen videamus, quatenus in utroque rem illam ad effectum adducere contigerit.

In physicis, primum, coloribus si medium illud semipellucidum, iis utique proprium, materia aliqua fuerit crassa, inaequalis, passim luci plane impervia, velut fumus carbonicis particulis scatens, vel vitrum fumo nigrificatum, vel charta pergamena aliave id genus, tunc non dubium est, quin propter causas modo allatas perfecta albedinis reductio fieri non possit. At vero, si prismaticis utimur coloribus, ex sententia eveniet. Quippe in his medium istud semipellucidum, cum nihil aliud sit, nisi refractam imaginem comitans imago secundaria, adeo tenuis haec est naturae, ut sublatis conditionibus, quibus colorem gignebat, aut esse, aut certe agere desinat, aut denique, ubi coacervata fuerit, alborem creet. Fiant igitur duobus prismatibus spectra solaria duo; conjungatur color violaceus alterius cum alterius colere aurantiaco (rubro Newtoni): jam existet color vere ruber, sive Goethii purpureus: cui quidem superinducatur color viridis tertii prismatis ope (nimirum ex coerulei ejus et flavi conjunctione) effectus: tunc igitur apparebit albedo e rubri viridisque coagmentatione orta. Goethe, quippe qui reductionem albedinis e coloribus utique negat, licet hoc experimentum ipse tradat (Vol. I, p. 600), validitatem tamen ejus impugnare studet, sed rationibus tam parum firmis, ut earum refutatione, quam in theoriae meae expositione Germanica dedi, hic repetenda optime queam supersedere. Praeterea potest idem experimentum etiam alio fieri modo, eoque faciliore simul et manifestiore. Spectrum prismaticum alterum alteri superinducatur, eo pacto, ut primi color violaceus alterius flavum, coeruleusque primi alterius aurantiacum contegat: e coagmentatis hoc pacto duobus simul colorum paribus spatium existet album, altero tanto majus quam in experimento primum allato. Est autem hoc Newtoni experimentum decimum tertium partis secundae libri primi: neque perinde in rem ejus est, cum colores neque septem neque innumeri (nam utrumque

alternis, pro re nata, statuit) hic se contegant, sed duntaxat duo, atque ipse insuper (ibid. prop. VI, probl. II) disertis verbis neget, e duobus coloribus primariis permixtis alborem gigni posse. Facillime tandem atque unius tantum prismatis ope idem illud fit experimentum, cum in plano nigro duo quadrata depicta sunt alba. quorum minus trium quatuorve linearum distantia subter majus positum sit: haec si quis per prisma contemplans paulatim recedat, donec color violaceus minoris quadrati colorem flavum majoris, et color coeruleus minoris quadrati aurantiacum majoris contegat, totus ille locus albus apparebit. Coloribus igitur si utimur prismaticis, reductio albedinis e trium parium principalium quolibet effecta dari potest. — Sed etiam chemico adsumto colore idem efficere licet, ea tamen conditione, ut flavus violaceusque color eligantur, utpote par maxime inaequale efficientes, cujus quidem pars major, i. e. maxime clarescens, chemicus sit color, minor autem, sive obscurior, physicus: nam hoc demum pacto σκιερον istud, omni colori proprium, in chemico autem etiam post coagmentationem stabile et permanens, utpote materiale, non satis tamen virium habebit, ut albedinem sic efficiendam offuscare possit. Prismate igitur oculis adposito adspicias chartam colore flavo eoque vegeto tinctam, a maculis tamen plicisve puram, plano albo superimpositam; apparebit chartae is locus, quem violaceus occupat color, omnino albus. Idem, minus tamen distincte, videre licet, cum spectrum prismaticum solare chartae flavae superinjeceris. Minore cum perfectione etiam ceteri prismatici colores cum chartis consentanee coloratis idem spectaculum exhibent, semper tamen eo perfectius, quo clarior suapte natura chemicus, i. e. chartae, fuerit color. — Quin etiam utrumque colorem chemicum sumere possumus, ea autem conditione, ut, ad instar colorum physicorum, luci penetrabiles sint, quia nimirum eo demum pacto σκιερον istud, licet materiale et proinde etiam, posteaquam colores efficere desiverit, iis superstes, nimis tamen tenue est, quam ut album, coloribus prognatum, offuscare possit. Scias igitur quodlibet vitrum album ex hac colorum commixtione candorem suum nactum esse. Omne enim vitrum suapte natura propter ferrum sibi insitum viride flavescens, e magnesio oxy-

dato admixto denum albescit: per se autem istud magnesium vitro impertit colorem e violaceo rubrum; quod videre licet, ubicunque nimis multum ejus vitro additum est, v. g. in fenestris Anglicis poculisque quibusdam rubicundulis. — Etiam denique ubi colorum chemicorum alter luci impervius est, satis bene adhuc fit experimentum: numus nimirum aureus in vas vitreum coeruleum, qualia vulgo prostant, injectus quasi argenteus videbitur; dum argenteus numus juxta positus coeruleum induet colorem. Huic simile est, quod tradit Ficinus, nempe chartae coeruleo colore utrinque tinctae imaginem, a cupro polito reverberatam, albam apparere. — Item, aulaeo serico viridi fenestrae obducto, albescit rosa.

Hisce igitur exemplis satis confirmatum esse arbitror illud, quod expositae hactenus colorum rationi necessario consequens est, posse nimirum coloris alicujus cum complemento ejus conjunctione albedinem effici: hoc autem maximam fidem facit rationi nostrae. Ipsa quidem res jam dudum doctis nota erat*), sed causa ejus hucusque, aut certe usque dum mea colorum ratio primum publicaretur, anno videlicet 1816, omnes latebat. Inde fit, ut multis jam annis passim loquantur quidem de „coloribus complementariis", sed eo semper sensu, ut nomine illo intelligantur colores duo, qui lumina homogenea cuncta inter se distribute contineant,

---

*) Exponit eam Theodorus a Grotthuss in Schweiggeri Ephemeridum chemices physicesque Volumine III, anni 1811; ubi magnam partem eorum, quae attuli, experimentorum et alia insuper notatione digna indicat. Idem vero eam rem Newtonianae rationi, quam mordicus tenet, quoquo modo accommodare satagit, opemque adeo petit a nugatorio isto colorum circulo, ad regulam sol, la, fa, sol, mi, fa, sol, a Newtono (Lib. I, P. II, prop. VI, probl. II) constructo. Ipsum autem Newtonum, „magni philosophi immortalisque, verae colorum rationis indagatoris" nomine veneratur et adorat. —

Liceat hic, si quis forte ignoret, obiter monere, mundi systematis e gravitatis lege explicationem ante Newtonum inventam esse a Hookio, qui eam, hypothesis nomine, anno 1666, cum Academia regia Londinensi communicavit. Exstat in operibus ejus posthumis illa expositio, cujus quidem sententiae primariae, ipsius verbis, leguntur in Dugaldi Stewarti libro „Philosophy of the human mind", Vol. II, p. 434. — Omnino autem hac de re inter Anglos constare, etiam in succincta illa Astronomiae historia videre licet, quam exhibet the Quarterly Review, mensis Augusti, 1828. Ite nunc et narrate vobis fabellas de malo ex arbore delapso. Newtoni ergo merita, semper adhuc magna, videntur hac in re, et, nisi fallor, ubique, versari in exacta *του ποσου* definitione, at *το τι ἠν ειναι* nulla in re ipsi acceptum referendum est. — Calculi infinitorum utrum Newton an Leibniz primus fuerit inventor, adhuc sub judice lis est.

conjuncti ergo eorum numerum compleant: quam quidem notionem omnino falsam et absonam esse, jam ex ipsis, quae modo attuli, experimentis, cordatioribus satis manifestum erit, sed magis adhuc ultima hujus tractatus paragrapho, vulgatae colorum physiologicorum e Newtoni ratione interpretationi refellendae destinata, planum certumque fiet.

Ceterum inficias ire non possum, Goethium, cum e coloribus restitui posse albedinem prorsus negaret, ultra terminum provectum, in errorem incidisse. At impulit eum Newtoni contrarius error, cui quidem jure ille opponebat, neutiquam e colorum coacervatione lucem oriri posse, quia scilicet quilibet color tam umbrae quam lucis esset particeps: σκιερον ergo istud, colori proprium, et hic urgebat. Quamvis autem eum non lateret, colores physiologice sibi invicem oppositos copulatione destrui et in cinereum resolvi, tamen hoc e sola coacervatione trium colorum chemico sensu primariorum repetebat, contendebatque, ex ejusmodi conjunctione utique et essentialiter cinereum, non perinde album oriri debere colorem. Hic autem error inde repetendus est, quod summus vir veram et primitivam colorum rationem non assecutus, neque ultra physicorum colorum legem generalem progressus, etiam veram primariamque causam tum destructionis colorum ex oppositorum coagmentatione, tum ipsius σκιερου coloribus proprii necessario ignorabat. Hac nostra enim ratione demum patet, colores physiologice sibi oppositos idcirco coagmentatione destrui, quia bipartita retinae actio ea conjunctione redintegratur; item, σκιερον istud, colori utique proprium, ipsa quiete partis alterius, in actionis retinae bipartitione feriatae, effici, atque proinde necessario evanescere, cum partes illae discretae iterum conjunguntur; sin tamen ex ea conjunctione cinereus pro albo existit color, hoc inde oriri, quod chemicis coloribus res affecta sit, qui, cum sint causae coloris externae et proinde materiales, etiam residuum necessario materiale relinquunt, quod quidem cinereum illum progignit colorem, non e re ipsa natum, sed coloribus adventitium.

Absit tamen, ut errores istos vitio vertere velimus summo viro, qui colorum cognitionem tot purgavit erroribus, tot ditavit veritatibus. Bene autem dicit

Seneca: inventuris inventa non obstant: praeterea conditio optima est ultimi.

Neque, altera ex parte, affirmare licet, Newtonum, cum albedinis e coloribus reductionem doceret, veritatem esse assecutum; imo vero eum logicen novo exemplo ejus theorematis, quod e praemissis falsis vera effici possit conclusio, locupletasse. Quid enim illa lucis albae e septem luminibus homogeneis reductione falsius? Eam autem colorum naturam, qua bini physiologice sibi opponuntur, quae quidem totius eorum rationis atque essentiae cardo est, et cujus solius respectu albedo e coloribus, sed e duobus, e quolibet colorum pari, minime vero e septem certisque coloribus, restitui potest, — ne fando quidem acceperat Newton. Quamobrem vera coloris natura prorsus eum latebat. Praeterea albedinis e duobus coloribus reductio, quam quidem diserte negabat, documento est, e septem coloribus albedinem restitui neutiquam posse. Ergo forte fortuna tantum Newtoni propositionum una veritati quadantenus similis est: quam vero ipsam cum a falsa causa repeteret, falsamque sententiam ei subjiceret, non mirum est, etiam experimentorum, quibus eam probare studebat, plurima aut nihil efficere, aut adeo falsa esse. Quibus quidem cum summo studio adversaretur Goethe, nimis longe, ut fere fit, provectus, plura, quam par erat, negavit. Inde igitur factum est, ut rem per se veram, albedinis dico e coloribus reductionem, alter falsis documentis stabilire, alter rationibus alioquin veris subvertere conaretur.

§ 11.

De iis, quae, extrinsecus in oculum cum agunt, actionis retinae bipartitionem suscitant.

Mea jam perorata est causa: exposui enim rationem colorum, quatenus oculi sunt affectiones, eaque opera theoriam condidi colorum primitivam, omnibus aliis eorum, alioque respectu instituendis considerationibus anteriorem, fundamentique loco iis substruendam; cui quidem illae multa poterunt addere, nulla autem detrahere, aliove modo ei repugnare, nisi primum eam redarguerint. Universae igitur colorum rationis pars

prima, eademque principalis hisce confecta est: altera autem, quae praesentis instituti non est, versari debet in investigatione causarum, quae extrinsecus in oculum agentes a pura luce albedineve eo differunt, quod haec integram aut intensive duntaxat partiariam retinae actionem suscitat, illae autem ejus actionis, qualitative bipartitae, dimidium tantum evocant. Pauca tamen ad secundariam illam disquisitionem facientia, eique, quatenus e nostra ratione pendet, indicia subministrantia, corollarii loco adjicere libet.

Cunctas illas causas externas Goethe aptissime in duo dispescuit genera, cum nimirum colores physicos a chemicis segregaret; quorum hi corporibus constanter inhaerent; illi autem e varia mutabilīque lucis pellucidorumque corporum dispositione, ad tempus tantum, emergunt. Eo inprimis utrique mihi videntur differre, quod chemicorum colorum, qua talium, causae nos lateant et quadantenus sint inscrutabiles, physicorum colorum autem causas simul cum ipsis videamus, et quamvis de eorum interpretatione nondum inter omnes constet, tamen dubitare non liceat, quin leges, secundum quas colores physici ubique, utut diversa sit materia iis subjecta, existant et oriuntur, assequi possimus; quia nimirum hic effectus et causa segregatim sese exhibent; dum e contrario, chemici colores, corporibus infixi, indeque quasi in abdito sepulti, scrutationi praecludunt aditum. Hoc igitur respectu atque sensu physici colores intelligibiles, chemici vero inintelligibiles nuncupari possint. Problema, cujus solutione universae colorum rationis altera pars consummata foret, hoc est, ut chemici colores ad physicos revocentur. Newton interim plane contrarium egit, physicosque colores ad chemicos revocavit, cum nimirum doceret, lucem albam compositam esse e septem aut innumeris luminibus homogeneis, quibus forte contigerit, ut rubra, viridia, coerulea, etc. utique essent.

De chemicis coloribus pauca postremo proferam: jam de physicis videamus. Irritamentum externum, quo retinae actio rite suscitatur, ad ultimum semper lux est. Cuilibet igitur peculiari actionis illius temperationi ad amussim respondeat, necesse est, etiam lucis aliqua temperatio. Sed quaenam haec sit, controversia est

Newtonum inter et Goethium. Illa quidem lis experimentis ab utroque exhibitis justoque de iis judicio ad ultimum dirimenda est. Si autem lector eorum meminerit, quae, prima hujus capitis paragrapho, de necessario inter causam et effectum parallelismo praefatus sum, utique operae pretium ducet videre, quaenam, ad judicium de causa ferendum, effectus ipsius intimior subtiliorque cognitio, qualem exposita hucusque colorum ratione physiologica adepti sumus, indicia et argumenta suppeditet, et quaenam igitur, de causarum ratione eatenus a priori statuere liceat. Sunt autem ea fere haec:

1. Tum ipsi colores, tum etiam proportiones rationesque inter eos invicem obtinentes retinae sunt propria, ad ejus naturam pertinent, suntque omnino nihil nisi actionis ejus variae modificationes. Causae eorum externae tantummodo irritamenta sunt, quibus ea actio suscitatur, quorum igitur provincia angustis limitibus circumscripta est; partesque, quas in gignenda coloris visione agunt, earum sunt similes, quas, in evocanda electricitate, corporibus insita, i. e. in dirimendis + E et — E, frictio implet. Nequaquem igitur fieri potest, ut colores, certo quodam numero, extra oculum per se exstent, legesque et proportiones proprias, absque ullo ad retinam respectu servent, et ita omni ex parte absoluti, tamquam res adventitia, oculum intrent. Si nihilosecius ejusmodi eorum extra oculum esse naturam, quis contendere velit, eo scilicet consilio, ut Newtoni ratio et mea simul stare possint, mirabilis plane et prodigiosa ei statuenda foret harmonia praestabilita, qua scilicet colores, etsi ex oculi propriis functionibus, secundum leges illi insitas oriundi, tamen et extra, nempe in ipsa luce hujusque particulis, causas haberent istis functionibus consentaneas et ad eas suscitandas dedita opera praeparatas.

2. Quilibet color est pars quaedam dimidiata actionis retinae bipartitae, alio quodam colore, ejus nempe complemento, redintegrandae. Utique igitur paria tantum colorum exstant, neutiquam vero colores singuli. Minime ergo certus colorum vere existentium numerus, isque praesertim impar, ut septem, statuendus.

3. Colores cuncti, alter in alterum sensim transeuntes, orbem quendam absque ullis fixis limitibus con-

tinuatum exhibent. Per gradus nimirum indiscriminabiles et infinitos transit color ruber in aurantiacum, hic in flavum, hic in viridem, hic in coeruleum, hic in violaceum, qui revertitur in rubrum. Hujus orbis diremtione quadam quilibet color, una cum complemento suo existit: qui quidem ambo simul sumti totum orbem κατα δυναμιν in se complectuntur. Innumeri ergo sunt colores possibiles: quamobrem neque septenario, neque alio quopiam numero eos circumscribere licet. Tria autem colorum paria inter cetera eo eminent, quod actionis retinae bipartitionem, proportione quadam admodum simplici, intellectu perfacili, initialibus proinde numeris exprimenda, effectam exhibent: neque aliunde repetendum est, quod illi sex colores propriis sibi nominibus ubique et semper insigniti sint, cum praeterea nihil proprii eximiive habeant, quo ceteris praecellant, aut ab iis differant.

4. Propter parallelismum inter causam et effectum, quem utique requirendum esse paragrapho prima disputavi, necesse est, ut infinito colorum possibilium numero, ex innumeris, quibus bipartitio actionis retinae fieri potest, proportionibus oriundo, etiam causae, eam retinae functionem extrinsecus suscitantis, respondeat versatilitas et mutabilitas quaedam, qua, modis in infinitum variatis, gradibusque subtilissime distinctis, ea causa in oculum diverse agat. Hoc vero neutiquam praestare potest septenarius aut alius certus quidam numerus luminum homogeneorum, qua quidem singula immobilia inflexibiliaque subsistunt, conjuncta autem ad albedinem paulatim regrediuntur. Sin vero pro septem jam innumera, ut pro variabili Newtoni doctrina licet, statuimus istiusmodi lumina, aliquanto melius hoc loco res expediri potest; tum autem eadem interpretatio, in eo, qui sequitur, hujus paragraphi articulo, rationem ejus plane pessumdabit.

Contra autem huic postulato plenissime satisfacit Goethii doctrina. Medium enim semipellucidum, jam citra, jam ultra lumen situm, quod infinitos quoque densitatis tenuitatisve gradus admittit, denique etiam utrinque diverse illuminari potest, revera eam causae mutabilitatem variabilemque conditionum ejus dispositionem exhibet, quae effectui consentanea sit.

5. Coloris naturam umbram referentem, quam σκιερου nomine tantopere urget Goethe, inde repetivimus, quod actionis retinae bipartitae parte tantum altera, coloris objectu, suscitata, altera tantisper necessario feriata esset. Sed etiam in causa externa aliquid inesse debet, quod illi obscurationi respondeat, ejusque procreandae vices impleat. Huic igitur postulato certe quadantenus satisfacit Newtoni ratio, quippe quae docet, quemvis colorem circiter septimam partem luminis integri et proinde albedine obscuriorem esse. Sed hac in re modum valde excedit: nam secundum eam quilibet color, claritatis ratione, ad albedinem se habet ut 1 ad 7, vel etiam paulo minus: nobis vero constat, etiam obscurissimum inefficacissimumque colorem, violaceum dico, esse ad albedinem ut 1 ad 4; viridem rubrumque ut 1 ad 2; flavum adeo ut 3 ad 4. Sin autem, exactiorem et quasi esotericam Newtoni doctrinam secuti, pro septem jam innumera statuimus lumina homogenea, sive colores, alto tum haerebimus in luto: tum enim quilibet color ad albedinem se habebit ut pars absolute minima ad totum, quare adeo obscurus erit, ut ipsa sua caligine plane evanescat.

Contra, Goethii ratio etiam huic postulato egregie satisfacit, cum του σκιερου rationem reddat plane adaequatam. Secundum eam nimirum e luminis cum tenebris intima commixtione nascitur color; sed, ut § 7 exposui, non e simplici luminis attenuatione, quippe quae tantummodo valet ad penumbram vel cinereum colorem gignendum, i. e. ad actionem retinae intensive partitam suscitandam; sed ut retinae actionis bipartitio qualitativa evocetur, jam intimiore lucis cum tenebris commixtione pressioreque earum conflictu opus est: hunc autem effectum dat medium semipellucidum, obstaculi instar lucem et tenebras intercedens, quod quidem, cum istius, quod chemici „menstruum“ vocant, vices impleat, utramque intime permiscet et adunat, hac autem lege generali, ut, si lumen ultra hoc medium positum, illud quasi perrumpat, flavus, aurantiacus ruberve oriatur color*), sin vero citra positum trans illud tenebras illu-

*) Temperare mihi non possum, quin locum adscribam valde notabilem, quo Aristoteles coloris rubri originem ad amussim e Goethii ratione explicat. Locus ille ex Aristotelis Meteorologicis Lib. III,

minet, coeruleus color existat. Quamvis Goethe innumeris exemplis experimentisque generalis hujus legis stabilitatem, colorumque physicorum veram originem extra omnem dubitationis aleam posuerit, tamen oblata hic occasione utar, ut e ratione nostra etiam a priori demonstrem, haec utique et necessario ita se habere.

Obscuritatem colori propriam inde repetendam esse vidimus, quod retinae actionis parte altera suscitata, altera necessario interim feriatur; quae quidem cum deinceps spectri physiologici nomine sua sponte cietur, tunc ea actionis pars, quae antea colorem exhibeat, jam quiescens του σκιερου partes agit. Inde manifesto sequitur, cujusque coloris complemento tantundem inesse debere lucis, quantum colori ipsi inerat obscuritatis: et perinde ordine inverso. Jam vero ad causam coloris exteriorem, eamque physicam conversi, novimus, eam esse debere lucem certa quadam ratione, ut exposui, moderatam imminutamque: sed insuper jam intelligimus, oportere eam ita maxime esse temperatam, ut cuivis colori tantundem claritatis impertiat, quantum complemento ejus demat. Hoc autem exactissime fieri eo demum pacto potest, ut istud ipsum idemque, quod in colore aliquo physico generando claritatis causa est, id maxime in complemento ejus efficiendo obscuritatis causa existat; nam conversa causa convertitur effectus. Praestat vero id unice et perfectissime medium illud semipellucidum, lucem tenebrasque intercedens, quippe quod in omnibus coloribus hoc signo + notatis, videlicet flavo, aurantiaco et rubro, physice generandis obscuritatis causa est: in his enim luci post se positae officit, eamque ab intuitu arcet: in oppositis autem coloribus, eorum nimirum complementis, videlicet violaceo, coeruleo et viridi physice efficiendis, idem medium semipellucidum claritatis sive lucis causa existit: nam hic lucem ante se positam, tenebras vero in tergo habet, ideoque lucem, quae alias in tenebras profusa periret, reflectit et in oculum repercutit. Sed accedit et hoc, quod idem maxime densitatis medii semi-

---

cap. 4 petitus, sed alio ordine concinnatus, legitur apud Stobaeum (Eclog. phys. I, 31) sic: *Φοινικουν μεν (το χρωμα της ἰριδος), ὁτι το λαμπρον ἐν μελανι και δια μελαν ὁρωμενον τοιαυτην ἀποτελει χροαν. Τοις γουν θεωμενοις τον ἡλιον δια ὁμιχλης, ἡ δια καπνον, δοκειν, ἐρυθρον εἰναι· ἡ και την ἀπο των χλωρων ξυλων φλογα πεφοινιγμενην, δια το παχυν αὐτῃ μεμιχθαι καπνον.*

pellucidi gradus, pro contrario lucis situ, jam colorem quendam, jam ejus ipsius complementum efficiat. Ita e. g. medium semipellucidum, tenuissimum, ante lucem situm, flavum efficit colorem, post lucem positum autem violaceum, complementum illius. Densius jam ejusmodi medium luci post se sitae obtentum aurantiacum colorem gignit; contra vero, lucem incidentem repercutiens, coeruleum. Utrumque videre licet in iis quatuor coloribus, quos spectrum exhibet prismaticum: ibi enim medium semipellucidum, imagine secundaria progenitum, in latis quidem limbis simplex existens, una in parte, tenebris superinductum, violaceum, in altera parte, ubi lucem contegit, flavum exhibet colorem, illius ergo complementum; in angustioribus contra marginibus idem istud medium, duplex existens, eadem ratione una in parte coeruleum, in altera vero aurantiacum colorem, utpote complementum ejus, ostendit. Manifesta porro hujusce rei exempla exhibent infusiones ligni nephritici, ligni Quassiae aliorumque, quippe quae prout lux aut ex adverso incidit, aut ex opposito transmittitur, oppositos sibique invicem complementarios colores ostendunt. Quibuscunque tandem modis experimentum fiat, modo ne adhibeantur media nimis crassa, semper unum idemque medium semipellucidum, si altera ex parte illuminatur, eum offeret colorem, cujus complementum efficiet, si e parte opposita illuminatur: qui quidem duo colores cunjuncti semper integram retinae actionem redintegrabunt, sive albedinem restituent. Denique si medium istud semipellucidum adeo condensatur, ut luci jam omnino impervium sit, tunc incidente ex adverso lumine perfecte album apparebit, sin lucem post tergum sibi sitam omnino praecludit, tenebrae erunt, sive nigredo. Notandum autem est, medium semipellucidum valde spissum, si luci obtenditur, rubrum gignere, colorem, sed complementum ejus viride eadem via generari non posse, neque omnino physice existere, nisi ex unione flavi et coerulei coloris prismatici, quae, ubi spectrum dilatatur, in medio ejus conficitur.

Haec igitur omnia bene pensitanti Goethii colorum physicorum ratio sane a priori probata erit, quippe quae omnino satisfacit postulato illi, e theoria colorum physiologica oriundo, ut coloris physici causa talis sit,

quae cuilibet colori exhibendo luciditatem, complemento autem ejus obscuritatem impertiat, dum una tantum conditio, lucis videlicet situs, in contrarium immutetur: quod quidem exactissime respondet rationi physiologicae, secundum quam colores complementarios tales esse oportet, ut alter tantundem obscuritatis exhibeat, quantum alter claritatis.

Goethe autem ipse, cum ante inventam hanc colorum physiologicorum theoriam scriberet, colorum contrarietatem physiologicam a physica plane diremit, docuitque, physice sibi invicem oppositos esse flavum colorem et coeruleum; ita ut illae duae contrarietatis rationes non quadrarent inter se. Mihi tamen hoc ita interpretandum esse videtur, ut, generaliore sensu locutus, flavi coloris nomine omnes illos, qui hoc + signo notantur, coerulei autem nomine illos, quibus hoc signum — indidimus, intellexerit. E nostra enim ratione manifestum est, contrarietatem colorum physiologicam unam eandemque esse cum physica: effectu nimirum in oculo exacte respondente causae extra oculum sitae: qua quidem re maxime demonstratur veritas rationis a Goethio expositae.

Verum enim vero cum eo usque procedit magnus vir, ut contrarietati colorum physicae, inter flavum videlicet et coeruleum colorem, extra oculum existenti, polaritatis nomen tribuat, tandem ab eo dissentire cogor. Colorum enim polaritas statui non potest, nisi in oculo, ubi nimirum retinae actionis bipartitio qualitativa jure polaris vocanda est. Extra oculum autem locum habens colorum polaritas ad causam coloris pertineret externam: tunc igitur hanc ab origine simplicem esse oporteret, ut deinde ex ejus bipartitione existeret polaritas: hoc autem pacto jam ad Newtoni partitionem lucis deventum foret; dum e contrario Goethii pariter ac meae colorum rationi ejusmodi polaritatis colorum extra oculum sitorum adsumtio aperte repugnat: quod paucis demonstrabo. Constat inter nos pro certo: 1. colorem luce sive albedine esse obscuriorem; 2. non posse lucem ex se ipsa, sed tantum alio quopiam accedente, obscurari: haec enim est Goethii contra Newtonum justa simultas. 3. Si ergo coloris extra oculum, i. e. colores physici, esset polaritas, haec necessario foret polaritas con-

flictus lucis cum alio quopiam, v. g. cum medio quodam semipellucido: quae quidem assumtio expositae superius polaritatis notioni directe repugnare manifesta est. Nam polaritas est vis cujusdam, ab origine simplicis, secessio in vires duas, genere easdem, specie autem diversas, qualitate quadam sibi invicem oppositas, inde sese invicem quaerentes, unione autem evanescentes. Quamobrem fieri non potest, ut res duae origine diversae, concursu fortuito tantum conjunctae, quales sunt lux atque medium semipellucidum, unquam gignant polaritatem. Lucis igitur polaritatem, coloris ratione habita, existere posse nunquam concesserim. An forte alio quopiam respectu, ob radiorum puta divisionem Islandico crystallo effectam, polaritas lucis statuenda sit, praesentis non est instituti disquirere.

Ceterum fieri quoque potest, ut quaedam corpora, quae, luci pervia, retinae actionis bipartitae partes oppositas evocant et contrarios igitur in retinam habent effectus, proinde etiam in alias quasdam res, puta chemicas quasdam mixturas, velut argentum muriaticum lapidemve Bononiensem, oppositis rationibus agant, quod quidem neutiquam foret mirum: minime autem hac re probabitur polaritas lucis, ratione habita colorum, siquidem inconcussum manet, colorem luce esse obscuriorem, nec posse lucem e se ipsa obscurari, nec existere polaritatem, nisi e bipartitione cujusdam ab origine simplicis.

Restat, ut colores chemicos consideremus, de quibus perpauca sunt, quae liqueant. Si, ad rationem eorum illustrandam, simili uti licet, dicam, eos ad physicos colores eodem se habere modo, quo turmalini lapides ad ea corpora, quorum electricitas frictione tantum evocatur. Nam physici colores non nisi peculiari quadam lucis pellucidorumque corporum dispositione et ad tempus tantum emergunt; chemicis vero coloribus sola illuminatione opus est, ut appareant, similiter ac turmalini, modo calefacti sint, statim electricitatem exhibent, quam, utpote sibi infixam, semper in promtu habent. — Esse chemicum colorem superficiei corporum temperamentum quoddam, cujus virtute unam vel alteram actionis retinae bipartitae partem evocant, manifestum est: an vero id ad formam quandam, sive figurationem

particularum superficiei géometricam revocandum sit, valde dubito. Quae autem ea de re veri mihi videntur similia, haec sunt. Jam fere constat, solis radios ab origine frigidos ibi demum calefacere, ubi lucere desinunt, nimirum in ipso corporum opacorum objectu, fierique ibidem lucis quandam in calorem transformationem, directe oppositam illi alteri, qua calor in lucem transit, candente videlicet ferro, vel candentibus lapidibus vitrove, optime vero calce fluorica; si forte quis ferri excandescentiam ad tardam combustionem revocare voluerit, quod equidem dubito. Modi autem et gradus, quibus illa lucis in calorem transformatio fit, pro diversa corporum qualitate diversi sunt: videlicet favent ei corpora nigra, vel nigricantia: alba contra ei parum idonea sunt. Hujus igitur transformationis lucis in calorem, opacorum corporum objectu effectae, modi diversi manifestari mihi videntur colore corporum. Hinc etiam explicari posse videtur, cur spectri prismatici solaris variae partes varios impertiant corporibus caloris gradus. Quin etiam quadantenus inde intelligi possunt phaenomena illa singularia, quibus color physicus transit in chemicum: v. g. argentum muriaticum lucis solaris liberae et proinde albae appulsu ex albo in nigrum convertitur; ubi vero a solo spectro prismatico solari aliquamdiu illuminatum fuerit, ejus trahit colores, quos stabiles paulatim exhibet. Etenim, ex hypothesi nostra, id, quod ratione oculi color corporis cujusdam est, ratione hujus corporis ipsius modus est peculiaris, quo id corpus e solis illuminatione calorem parit, sive quo lucem in calorem transformat: argentum muriaticum suapte natura transformationem illam perfectissime efficeret, cujus rei index niger est color, quem solis radiis expositum induit: ubi autem hoc ei non licet, sed ratio et modus, quo illam transformationem efficere ei conceditur, limitatus et extrinsecus jam ei praescriptus est, illuminatione puta per solum spectrum prismaticum facta, nihil est, quod tantopere miremur, id argentum jam modum, quo duntaxat lucem in calorem transmutare ei licuerat, etiam colore manifestare, quippe qui ratione corporis nihil nisi hujus rei signum est visibile.

In genus autem pendet superficiei istud temperamentum, quo colorem quendam induit, e minimis cor-

porum differentiis, levissima mutatione variandis: quamobrem non valet color ad judicium de illorum corporum qualitate ferendum, statque sententia, nimium non esse credendum colori. Proinde videmus, corpora admodum diversa eundem gerere colorem et e contrario unius speciei flores, v. g. dianthos, tulipas, malvas, paene quibuslibet splendere coloribus. Documento etiam est cinnabaris, qui, postquam e conflato cum argento vivo sulphure jam confectus est, nigrum exhibet colorem, perinde ac similis cum sulphure plumbi mixtura: sed ille sublimatione demum rubrum colorem vegetissimum nanciscitur, chemica ejus compositione ea re neutiquam mutata. Similiter cancri rubent elixi. — Fucum habeo Sinensem, qui in charta, cui superillitus nobis apportatur, perfecte viridis est, cum splendore quasi metallico: digitum autem, quo madefacto paululum fricatur, purpureo colore tingit vegetissimo pulcherrimoque. Haec autem omnia praeterea etiam confirmant, colorem multo magis ad oculos pertinere, quam ad res.

§ 12.

De aciei abusu et oculorum habitu abnormi quaedam.

Tum percussis extrinsecus, vel pressis, vel alio modo vexatis oculis, tum acie eorum nimiae lucis intuitu obtusa, spectra oriuntur, physiologicis spectris, quibus totam meam colorum rationem superstruxi, admodum similia, nec genere, sed gradu tantum ab iis diversa. Possunt illa spectra vocari pathologica; siquidem altera efficiuntur aperta oculi laesione, altera autem irritatione ejus nimia, qua quidem actio retinae vehementer perturbata et veluti e libramenti sui aequabilitate excussa, per convulsiones quasdam bipartitur, quibus fit, ut jam unam, jam alteram partem sui dimidiatam promat: quamobrem aciei nimio splendore obtusae, si in locum obscurum convertitur, spectrum obversatur viride, sin in locum lucidum, spectrum rubrum. Uti autem acies nimia luce obtunditur, ita etiam per abusum huic contrarium offenditur, cum crepusculo in res minutas intenditur: incitamento nimirum illic nimio, hic justo debiliore. Deficiente enim luce, actionis re-

tinae tunc intensive partitae non nisi pars extrinsecus suscitatur, quae, cum operi sibi incumbenti non sufficiat, nisu augetur voluntario, quo quidem altera actionis retinae pars absque incitamento externo sponte sua suscitatur, quod ei utique obesse experientia docuit.

Denique etiam patet, cur lucernae lumen diurno lumine magis aciem fatiget. Omnes enim, quas illuminat, res colore tingit ex aurantiaco flavo; unde etiam umbrae coeruleae. Quare fit, ut, lucernae lumine dum utimur, actionis retinae bipartitae non nisi duae tertiae, aut paulo plus, suscitentur, quibus jam necesse est totius visionis vice fungi, dum pars fere tertia manet feriata. Quam quidem rem simili fere ratione atque intentionem aciei per crepusculum, aut tubuli optici uni tantum oculo adhibiti usum, oculis nocere nulla eget demonstratione. Non inscite igitur Parrot auctor exstitit, ut vitro coeruleo lampadi imposito, lucernae lumen diurno adsimilaretur*).

Quod colores, ut nostrae rationi consentaneum est, multo magis ad oculos quam ad res conspectas, vel ad lumen utraque intercedens pertineant, documento sunt etiam homines nonnulli, licet perrari, qui nullos omnino colores vident, quibus igitur albis, nigris cinereisque tantum distinctionibus variegatus, tabulae aeri incisae in modum, sese offert mundus. Hujusce rei exempla sunt tres fratres, quibus Harris nomen, quorum historia legitur in Transactionum philosophicarum Londinensium Volumine 67, p. 260: item, in ejusdem operis Volumine 68, p. 612, suam ipsius historiam narrat J. Scott, qui, pariter ac plures sibi cognati, colorum visione carebat. Cum adeo rarus magnique in rem nostram momenti ille sit defectus, ea, quae mihi fando quidem, sed per testes fide dignos innotuere, praetermittere nolo. Compluribus abhinc annis Rigae degebat dominus a Zimmermann, centurio, colorum visu adeo orbatus, ut, cum periculi ejus faciendi causa, pro veste militari rubra, quam gestare solebat, viridis ei apposita esset, eam sibi absque ulla suspicione indueret, adeoque jam in eo esset, ut hoc ornatu ad agminis militum evolutionem procederet. Notandum est, ceteros colores, etiam proprio

*) Parrot, Traité de la manière de changer la lumière artificielle en une lumière semblable à celle du jour. Strasb. 1791.

eorum sensu carenti, tamen majoris minorisve claritatis gradu facilius internosci, quam rubrum viridemque, quippe qui uterque exacte dimidiatam actionis retinae bipartitionem offerunt, ideoque sola claritatis ratione non differunt. — Itidem laborabat eodem vitio Unzer, Hamburgae nobilis suo tempore medicus, qui tamen illum defectum, ut diagnosi parum utilem sedulo celabat. Sed uxor, ut periculum ejus faceret, aliquando, pro fuco rubro, coeruleo genas tinxit; ubi ille nihil aliud monuit, nisi eam illa die nimio fuco usam esse. Equidem haec accepi ab amico jam defuncto, pictore et pinacothecae Dresdensi praefecto, cui nomen Demiani: cum enim is uxoris illius effigiem depinxisset, Unzer fassus, se de coloribus judicare non posse, totam rem ei aperuit. — Multo minus rari sunt homines, qui colores imperfecte internoscunt, alteros distinguentes, alteros non item. Notandum est, ut quod pro ratione nostra facit, illos omnes circa rubrum viridemque colorem maxime laborare, propter causam superius allatam.

§ 13.

Colorum physiologicorum interpretationis, quae hucusque obtinuit, refutatio.

Scherffer, Jesuita, phaenomenon colorum physiologicorum rationi Newtonianae accommodare studuit*), commento sat vafre excogitato, eamque ob rem ab omnibus Newtoni sectatoribus sedulo celebrato, repetito et exornato. Ajunt nimirum, oculum continuato aliquamdiu coloris alicujus intuitu adeo defatigari, ut istius coloris, sive quod apud istos idem valet, istius luminis homogenei, sensum plane amittat; quamobrem, si exinde in superficiem albam adspectus convertatur, tunc reliqua tantummodo lumina homogenea, illo scilicet eliminato, oculum afficere, e quorum mixtura physiologicus color jam conspectus existat: sin autem in colorem alium, eumque compositum, et cujus compositi pars sit ille initio adspectus color, acies convertatur, tunc

---

*) Carolus Scherffer, De coloribus accidentalibus. 1761. — Carl Scherffer, Abhandl. von den zufälligen Farben. 1765.

apparere eum colorem, qui, subtracto isto, qui primum retinam defatigaverat, reliquus foret. Inconsideratam hanc explicationem si indefesse crepitant compendiorum, quae vocantur, scriptores, qui ea, quam de Goethio tulerunt, sententia judicii sui specimen dederunt, vel etiam ii, qui luminis moleculas, easque rubras, virides etc. earumque adeo axes et latera nobis narrare non verentur; nihil est quod miremur: at piget me referre, etiam virum quam maxime egregium, Cuvierum dico, in praeclara sua Anatome comparata (Lect. 12) ista exposuisse. Minime tamen illud vitio ei vertere velim: fieri enim non potest, ut vir clarissimus, qui tot tantasque res perpetuo investigat ac dilucidat, singula quaeque, ea praesertim, quae alius proprie sunt provinciae, ipse scrutetur et ponderet, sed in his confidat, necesse est, illis, ad quorum munus ea spectant. Mentio tamen hujusce rei eo minus praetermittenda erat, quod in recentissimo quodam diurno Anglico (Jamesoni Edinburgh new philosophical Journal, 1828, April—Septbr., p. 190) vetus istud commentum tamquam res nova a Cuviero modo inventa exponitur laudaturque.

Ista igitur explicatio jam mihi refellenda est, quod etiam duplici fiat ratione: primum, ex ipsa hypothesi; deinde experientia. Eaque opera me consecuturum spero, ne quis in posterum decantata illa nobis propinet.

Primum, ex hypothesi: quam quidem exemplo applicemus, ut distinctius intelligatur. Continuatum aliquamdiu violacei coloris adspectum sit consecutum spectrum flavum, jam in plano albo pulcherrimum purissimumque conspiciendum se praebens. Hoc ergo inde oritur, quod oculus homogenei luminis violacei adspectu fatigatus, hunc colorem non amplius sentit, quamobrem planum album, in quod jam convertitur, pro septem luminibus homogeneis, qui alias albedinem efficerent, sex tantum ei exhibet, quorum conjunctorum summa flavus est color. Componitur ergo hic flavus color ex indico, coeruleo, viridi, rubro, aurantiaco et flavo. Euge! quam bellus ex hac mixtura nobis existet color flavus! Faciant coloris flavi ita componendi experimentum Newtoniani. — Sed his ne opus quidem est, ad commentum istud redarguendum: sufficit enim considerare, quod singuli colores, qui sibi invicem comple-

menta sunt, et quorum alter igitur alterius conspectum, ut spectrum physiologicum, consequitur, utrique in ipso prismatico spectro jam omni ex parte absoluti, neque ulla admistione indigentes, exstant conspiciendosque se offerunt, violaceus nimirum et flavus, aurantiacus et coeruleus: hi duntaxat revera; e Newtoni commentitia ejus spectri descriptione insuper etiam ruber et viridis. Ergo color aliquis, qui unius eorum complementum existit, singulus quidam alter ex eorum numero est, neutiquam vero reliquorum omnium commixtorum summa; neque fieri potest, ut uno quolibet eorum e medio sublato, reliquorum summa, sive effectus unitus atque conspirans, nihil procreet, nisi quendam eorum alium, jam per se in spectro exstantem atque distinctum: hoc enim pacto ceteros quinque ei admixtos nullatenus eum commutare necesse foret; quod plane absurdum; quia causam ponit absque effectu.

Secundo jam loco, experientia fiat confutatio. Ad percipiendum spectrum physiologicum nequaquam plano albo opus est: nam melius adhuc in plano cinereo, vel penumbra, conspicitur: quin etiam apparet in plano nigerrimo; imo clausis insuperque manu contectis oculis cernitur. Quae quidem una res satis foret ad commentitiam istam ejus interpretationem de gradu dejiciendam. Sane adjuvatur sensus coloris physiologici plano albo et magis adhuc cinereo: quia illud actionem retinae integram, hoc partem ejus intensivam, colori magis affinem, provocat, quo pacto etiam pars ejus dimidiata, licet jam sua sponte sese exserens, facilius tamen munere suo fungitur. Huc etiam spectat illud, quod Goethe docuit, omnem videlicet colorem plano albo supposito ad efficaciam suam manifestandam egere. Nihilominus quae modo attuli affatim probant, spectrum physiologicum sponte sua existere et ex ipsius retinae viribus procreari, neutiquam vero esse ob fatigatam earum portionem mancam plani albi impressionem. Insuper autem ea res etiam inde confirmatur, quod, si oculus, qui continuato violacei coloris adspectu spectrum flavum in retina gerit, jam convertitur in planum coeruleum, tunc viridis ei apparet color, e mixtura nimirum flavi coeruleique ortus: unde manifestum est, spectrum plano, cui superinjicitur, addere aliquid, non autem demere: e coeruleo enim

colore neutiquam subtrahendo aliquid fieri potest viridis, sed adjiciendo aliquid, nempe flavum.

Sane hisce argumentis satis superque confutata est vulgata illa interpretatio colorum physiologicorum. Sed quoniam adeo me tenet timor, ne consulto aliquid reticuisse videar, ut prae eo etiam argumentationis ad putidum usque subtilis crimen incurrere sustineam, minutiis quibusdam adhuc afferendis supersedere nolo, quas tamen quam queam paucissimis expediam. Spectant eae ad mixtionem coloris physiologici cum chemico. Si oculus, e rubri coloris intuitu spectrum physiologicum viride in retina habens, in planum convertitur violaceum, spectri locus languide coeruleus apparet. Hoc inde fit, quod dimidium tum violacei tum viridis coloris, coeruleus est color, qui ergo hic bis existens praevalet: admixtus ei est flavus e spectro viridi, et ruber e plano violaceo, una aurantiacum gignentes colorem, qui pro portione sua, cum coerulei illius dimidio, albedinem restituit, qua quidem coerulei dimidio alteri admixta, existit ille, qui tandem apparet, color coeruleus languidus pallidusque. Eventus rei igitur rationi nostrae plane consentaneus est. — Licet autem eundem e commento isto Newtonianorum ita interpretari. Rubri intuitu fatigatus oculus hunc colorem amplius non sentit; planum ergo violaceum, subtracto illo, coeruleum videt, et propter defectum subtracti alterius dimidii coloris etiam pallidum. Hoc igitur in loco eventus aeque respondet illorum interpretationi ac meae: proinde ex hoc phaenomeno solo redargui isti non possent. Itaque in medio relicta foret res, si deessent rationes et experimenta superius allata: quibus autem cum jam profligata sit res, et funditus subversa destructaque illorum ratio, minime pro iis facere potest hoc unicum phaenomenon, suapte natura imbecillum, vagum, inconstans et etiam maxima aciei intentione vix cernendum, neque minus commode e nostra quam ex eorum ratione interpretandum. Revera ignoro, an unquam istud experimentum ab aliis factum et commentitiae illi interpretationi adaptatum fuerit; sed praecavens tantum, ne cui in posterum inde oriri possit dubium, et hoc adjeci. Quod autem exemplo plani violacei ostendi, perinde fit etiam cum aliis coloribus compositis, si spectrum physiologicum ex

unius colorum illos componentium adspectu ortum iis superinjicitur; pariterque per ancipitem disputationem explicari potest.

Verum haec hactenus. Jam absolvi opus, et quae annis ante tredecim parvo cum fructu popularibus exposueram, absolutiora ac pleniora Latinis literis mandavi, omissis quaecunque minus ad rem faciebant. Cum autem physiologica colorum theoria pars tantum, licet primaria, totius colorum rationis sit, exteris jam, imo iis inter illos, qui rarissima illa, electis tantum divinitus concessa animi dote, judicio dico, praediti sunt, eoque confisi, non, perinde ac ceteri, numerant sententias, sed ponderant, auctor existo, ut, susque deque habentes physicorum professorum tum sinistra judicia, tum cautiora silentia, Goethii de coloribus librum legere quoquomodo procurent, unde plurimos pulcherrimosque percipient fructus. Primum enim, colorum physicorum veram rationem cognoscent: deinde intelligent, quibus quamque crassis praestigiis Newton per seculum et amplius doctos atque doctores ludificare potuerit, ac etiamnum, ostensis melioribus, ludificat. Denique in psychologia quoque miros inde capient profectus: plane enim et perspicue videbunt, subtiliterque cognoscent, quid tandem illud sit, quod in hominum, ut fere sunt, cerebris judicii locum obtinere solet, qua cognitione pretiosius paene nihil esse existimaverim, quippe qua magis magisque confirmabuntur in hoc, ut veritatem ejus ipsius causa adament, malintque sibi quam populo placere.

Additamentum physicum.

Quae in § 11 de spectri prismatici ex imaginibus secundariis ortu dicta sunt, rem illam ratione simplicissima et primo quasi adspectu menti obvia interpretantur. Revera autem credo, rationem, qua spectrum illud progignitur, aliquanto implicatiorem, nihilominus

tamen legi supra expositae consentaneam esse. Liceat igitur hic in calce operis, quae mihi illa de re videntur, ut meram hypothesin exponere; quod, cum hoc in loco quam brevissime fieri debeat, ab iis tantum intelligi poterit, qui Goethii rationem plane cognitam et perspectam habent. Ceteri haec negligant.

Cum cujuslibet phaenomeni secundum legem aliquam interpretatio tum demum extra omnem dubitationis aleam ponatur, ubi ad singula quaeque devenerit, eaque enucleate demonstraverit, semper equidem miratus sum, quod Goethe satis habuerit, summatim docere, colores primaticos imaginibus secundariis effici, neque perinde tentaverit, modum ac rationem, qua istud fiat, subtilius definire, delineationeve ante oculos ponere. Hujusce igitur rei periculum facturus analysin quandam spectri prismatici in imaginem primariam et duas secundarias excogitavi, quam exemplo disci albi in plano nigro depicti et per prisma oculis appositum considerati illustrabo. Spectri colorati inde orientis resolutio in imaginem primariam et duas secundarias e figura hic apposita (Fig. 1) optime intelligetur. Ponamus enim discum illum refractione sursum tolli. Orbis medius (a) est imago principalis: binae ei concomitantur imagines secundariae, quarum altera (b) magis quam principalis refracta, eamque igitur praecurrens, in tenebras prominet iisque superinducitur; altera autem (c) minus quam principalis refracta, eamque subsequens, contra tenebris remanet immersa, iisque obtegitur: sed utramque imaginum secundariarum sortem quadantenus participat imago principalis, in ea nimirum sui parte, quae

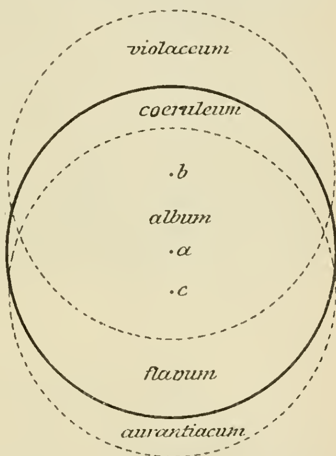


Fig. 1.

utrobique illis confinis est. Jam ergo, e lege Goethiana, supra, ubi imago secundaria simplex plano nigro superinducitur, violaceus existit color: infra hunc, ubi ex additione partis imaginis primariae claritas tenebris superinducta duplicatur, coeruleus color necessario oritur. In parte contra inferiore, ubi tenebrae debilem claritatem solius imaginis secundariae contegunt, color fit aurantiacus; supra hunc autem flavus, quia ibi eaedem tenebrae jam duplicem claritatem, duobus nimirum orbibus conjunctis confectam, operiunt; quod quidem eum in morem fit, quo, oriente sole, eadem nubes primum aurantiaca est, quae deinde, sole jam adultiore, fit flava. Medium

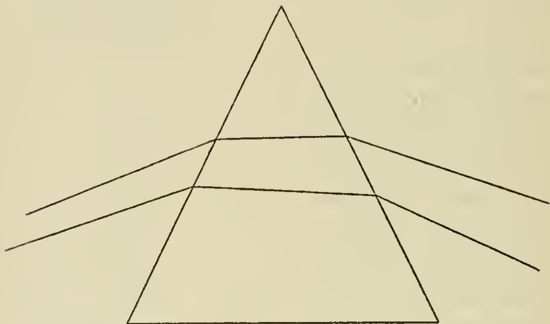


Fig. 2.

denique albedo obtinet, eo usque tantum extensa, quo tres orbes illi omnes coincidunt. — De hujus explicationis veritate judicaturus rem ipsam praesentem oculis usurpet utique necesse est. Fiat experimentum disco chartaceo albo chartae nigerrimae superagglutinato. Idem autem quod heic exhibent radii lucis e disco reflexi, directis radiis efficitur, ubi solis imago prismate refracta in pariete conspicitur.

Etiam de ortu illarum imaginum pauca adjiciam. Hanc (Fig. 2) notissimam refractionis adumbrationem contemplantes reputent cordatiores, quam mira plane foret res, universalique continuitatis legi repugnans, si lux, a directione sua naturali per vim extrinsecus sibi illatam bis detorta, nullatenus tamen cum circumjacentibus tenebris commisceretur, sed limitum

suorum sinceritatem servaret utique illibatam. Multo magis naturae consentaneum videtur, lucem, singulis refractionis vicibus, eo ipso temporis momento, ubi novam assumere cogitur directionem, tamen prioris vestigium quoddam retinere, velutique memoriam ejus conservare, atque proinde in ipso refractionis puncto radios nonnullos emittere, qui, a luce principali quasi avulsi, directionem pristinae aliquanto propiorem servent, eoque modo imaginem secundariam procreent: quod cum bis fiat, binae ejusmodi imagines principali concomitantur.

Solet autem problematum solutio nova suscitare problemata. Ita et hic nascuntur quaestiones, a quanam duarum illarum refractionum tum antecedens, tum subsequens imago secundaria oriunda sit? deinde, cur illa longius quam haec a principali imagine secedat? denique, cur utraeque ab imagine principali penitus divelli nequeant, imo, si continuatur recedendo dilatatio, tunc coeruleus et flavus color commisceantur in viridem? in quibus quaestionibus dissolvendis sint alii me feliciores.

Index.

Das Wesentliche aus dem Nachlaß.

Aus

Schopenhauers Berliner Vorlesungen.

Exordium über meinen Vortrag und dessen Methode.

Ich habe die Grundzüge der gesamten Philosophie angekündigt und habe daher in einem Kursus alles das vorzutragen, was sonst als Erkenntnislehre überhaupt, als Logik, als Metaphysik der Natur, Metaphysik der Sitten oder Ethik, Rechtslehre, Metaphysik des Schönen oder Aesthetik in eben so vielen verschiedenen Kursus vorgetragen wird.

Der Grund, warum ich in eines verknüpfe, was man sonst trennt und mir dadurch die zu einer Zeit zu leistende Arbeit sehr häufe, liegt nicht in meiner Willkür, sondern in der Natur der Philosophie. In Gemäßheit nämlich der Resultate, zu denen mich mein Studium und meine Forschungen geführt haben, hat die Philosophie eine Einheit und innern Zusammenhang, wie durchaus keine andere Wissenschaft, alle ihre Teile gehören so zu einander, wie die eines organischen Leibes, und sind daher, eben wie diese, nicht von dem Ganzen zu trennen, ohne ihre Bedeutung und ihre Verständlichkeit einzubüßen, und als lacera membra, die außer dem Zusammenhang einen widerwärtigen Eindruck machen, dazuliegen. Denken Sie sich ein erkennendes Wesen, das nie einen menschlichen Leib gesehn hätte, und dem nun die Glieder eines solchen Leibes einzeln und nacheinander vorgelegt werden; könnte ein solches wohl eine richtige Vorstellung erhalten vom ganzen menschlichen Leibe, ja nur von irgend einem einzigen Gliede desselben? Wie sollte es die Bedeutung und den Zweck der Hand verstehn, ohne sie am Arm, oder des Armes, ohne ihn an der Schulter gesehn zu haben? u. s. w. Gerade so nun ist es mit der Philosophie. — Sie ist eine Erkenntnis vom eigentlichen Wesen dieser Welt, in der wir sind und die in uns ist; eine Erkenntnis davon im Ganzen und Allgemeinen, deren Licht,

wenn sie gefaßt ist, nachher auch alles Einzelne, das jedem im Leben vorkommen mag, beleuchtet und ihm dessen innere Bedeutung aufschließt. Diese Erkenntnis läßt sich daher nicht zerstückeln und teilweise geben und empfangen.

Ich kann nicht von den Formen des Denkens, d. i. des abstrakten Erkennens, welches der Gegenstand der Logik ist, reden, ohne vorher vom anschaulichen Erkennen geredet zu haben, zu welchem das abstrakte stets in genauer Beziehung steht, kann also die Grundlehren der Logik nicht gründlich und erschöpfend vortragen, ohne das Ganze unsres Erkenntnisvermögens zu betrachten und zu zergliedern, also auch das anschauliche Erkennen und dessen Formen, Raum, Zeit, Kausalität, wodurch ich schon auf dem Gebiet bin, welches man Metaphysik genannt hat. Rede ich nun aber vom anschaulichen Erkennen für sich, so betrachte ich die ganze Welt, bloß sofern sie in unserm Kopfe vorhanden ist, also sofern sie bloße Vorstellung ist, und zeige, daß jedes Objekt, jeder Gegenstand, nur als Vorstellung in einem Vorstellenden, einem Subjekt, existieren kann. Kann und darf ich Sie nun nicht in den Wahn versetzen, daß die Welt eben weiter nichts als bloße Vorstellung, d. h. bloßes Phantom, leerer Traum sei; so muß ich mich auf die Frage einlassen, was denn zuletzt alle diese Vorstellungen bedeuten, was das als Vorstellung uns Gegebene, noch etwa außerdem, außer aller Vorstellung, also was es an sich sei. Ich komme also notwendig auf die Lehre vom Dinge an sich, vom eigentlichen und wahren Wesen der Welt, d. h. ich komme zur eigentlichen Metaphysik, und muß jene erste Betrachtung der Welt als bloßer Vorstellung in uns, ergänzen durch die Betrachtung der zweiten Seite der Welt, nämlich des innern Wesens derselben: muß Ihnen also die ganze Metaphysik vortragen, wenn ich nicht, durch alle vorhergegangenen Lehren, Ihnen mehr geschadet als geholfen haben will, nicht Ihnen einen ganz falschen Idealismus in den Kopf gesetzt haben will. — Sollte nun aber als das Resultat unsrer Forschungen nach dem innern Wesen der als unsre Vorstellungen in Raum und Zeit erscheinenden Dinge etwa sich ergeben haben, daß dieses innere Wesen der Dinge eben nichts anderes ist, als jenes uns durch die unmittelbarste Selbsterkenntnis genau bekannte und sehr vertraute, was wir in uns den Willen nennen; so entsteht notwendig die Frage nach der Bedeutung und dem Werte der Aeußerungen dieses

Willens in uns, also das Bedürfnis der Ethik, oder wenigstens einer Metaphysik der Sitten, als welche sodann erst auf alles früher Gelehrte das volle Licht wirft und es seiner eigentlichen Bedeutung nach erkennen läßt: da sie den Willen an sich betrachtet, als dessen Erscheinung uns das Vorhergehende die ganze anschauliche Welt erkennen ließ. Ich muß also dann zur dargelegten Metaphysik sogleich die Ethik fügen, oder vielmehr eigentlich nur jene Metaphysik von der ethischen Seite betrachten, zur Metaphysik der Natur die der Sitten fügen; um so mehr, als sonst zu besorgen wäre, daß jene Metaphysik der Natur Sie zu einem trostlosen und unmoralischen Spinozismus verleiten könnte, ja Sie so verwirren könnte, daß Sie sich der wichtigsten aller Erscheinungen des Lebens, der großen ethischen Bedeutsamkeit alles Handelns verschlössen, und zur verstockten Ableugnung derselben verführt werden könnten. Daher ist es durchaus notwendig, an die Metaphysik der Natur sogleich die der Sitten zu knüpfen, um so mehr, als der Mensch seinem ganzen Wesen nach mehr praktisch als theoretisch und so sehr auf das Thun gerichtet ist, daß bei jeder Untersuchung, worüber sie auch sei, die praktische Seite derselben ihm stets das Interessanteste ist, allemal von ihm als das eigentliche Resultat angesehn wird, dem er seine Aufmerksamkeit schenkt, sogar wenn er alles Vorhergängige derselben nicht gewürdigt hätte. Daher findet das ethische Resultat jeder Philosophie allemal die meiste Beachtung und wird, mit Recht, als der Hauptpunkt angesehn. Die Metaphysik der Sitten aber allein vortragen, könnte ich durchaus nicht, weil die Metaphysik der Natur ganz und gar die Basis und Stütze derselben ist, und ich in der Ethik nicht etwa wie Kant, und alle die seit ihm philosophiert haben, thun, von einem absoluten Soll und nicht weiter zu erklärenden kategorischem Imperativ oder Sittengesetze ausgehe; sondern von rein theoretischen Sätzen; so daß die unleugbare große ethische Bedeutsamkeit des Handelns, welche sich uns in dem ankündigt, was man das Gewissen nennt, nicht von mir (wie eben von Kant u. s. w.) ohne weiteres postuliert und für sich hingestellt, ja zur Grundlage von Hypothesen gemacht wird; sondern sie wird von mir vielmehr als ein Problem genommen, welches der Auflösung bedarf und solche erhält aus der vorhergegangenen Metaphysik der Natur oder Erklärung des innern Wesens der Welt.

Wenn nun also die Metaphysik der Sitten zu den früher vorzunehmenden Betrachtungen notwendig hinzukommen muß, um das Mißverstehen derselben zu verhüten, um solche ins gehörige Licht zu stellen, und um überhaupt das Wichtigste und jedem am meisten Angelegene nicht wegzulassen: so ist hingegen mit der Metaphysik des Schönen dieses nicht in gleichem Grade der Fall und sie könnte allenfalls, ohne großen Nachteil aus dem Gange unsrer Betrachtung wegfallen. Jedoch könnte ich sie nicht für sich und abgesondert vortragen, weil sie, wenn sie gleich nicht vom übrigen notwendig vorausgesetzt wird; doch eben selbst dieses übrige notwendig voraussetzt und ohne dasselbe nicht gründlich verstanden werden kann. Ueberdies trägt auch sie noch vieles bei zum bessern Verständnis der Metaphysik der Sitten und ist daher eine sehr taugliche Vorbereitung zu derselben, hat auch sonst manche Beziehungen zum Ganzen der Philosophie; so daß es zweckmäßig ist, sie in Verbindung mit diesem vorzutragen. Ich schicke sie daher der Ethik vorher und nehme diese zuletzt.

Sie sehn also die Gründe, welche mich bewegen das Ganze der Philosophie auf einmal und alle verschiedenen Disziplinen, die man sonst trennt, zusammen vorzutragen. Da dieses in einem Semester geschehn soll, so ergibt sich von selbst, daß wir von allen jenen Disziplinen nur die Grundwahrheiten, das Allgemeinere durchgehn werden, nicht aber bis auf das Spezielle und die Anwendung des Einzelnen kommen werden. So werde ich Ihnen zwar die Basis, das Wesen, die Hauptlehren der Logik vortragen, nicht aber alle verschiedenen möglichen Arten von Schlüssen durchgehn. Ebenso in der Ethik zeigen was der Ursprung der ethischen Bedeutsamkeit des Handelns sei, worin das eigentliche Wesen des Guten und Bösen bestehe, wie weit beides in den äußersten Fällen geht, jedoch nicht von diesem allen die Anwendung machen auf alle möglichen Verhältnisse des Lebens oder etwas dem Analoges aufstellen, was man eine ausgeführte, systematische, komplette Pflichtenlehre nennt. Ebenso in der Rechtslehre werde ich den Ursprung und den eigentlichen Sinn der Begriffe Recht und Unrecht darlegen und die Hauptfrage lösen, auf die alles ankommt, nicht aber die Anwendung derselben auf alle menschlichen Verhältnisse durchführen. Das ist auch nicht nötig: denn wer das Allgemeine einer Sache, die Grundwahrheit, die obersten Sätze

wohl gefaßt hat, kann sehr leicht bei einigem Nachdenken die Anwendung davon auf das Einzelne und die Durchführung bei allem ihm Vorkommenden selbst machen, auch im Notfall sich in den fast unzähligen Lehrbüchern Rats erholen, in denen das Einzelne meistens ziemlich richtig aufgezählt und dargestellt ist, wenn gleich das Allgemeine verfehlt und der Gesichtspunkt des Ganzen falsch ist.

Der Gang unsrer Betrachtung aber wird folgender sein. Nach vorangeschickter Einleitung über das Studium der Philosophie überhaupt, werden wir ausgehn von der Vorstellung und die Welt bloß betrachten, sofern sie unsre Vorstellung ist, sofern sie im Kopfe eines jeden vorhanden ist. Wir werden dann zuvörderst zweierlei Arten von Vorstellungen unterscheiden, anschauliche und abstrakte, die anschaulichen werden wir zuerst betrachten, diese Vorstellungen analysieren, ihre verschiedenen Formen untersuchen und erkennen, was a priori im Bewußtsein liegt, und daher eben nur dessen Form ist, und werden das Entstehn, das Zustandekommen der anschaulichen Vorstellungen kennen lernen: werden sehn, wie der Verstand operiert. Wir werden darauf das abstrakte Vorstellen, im Gegensatz des anschaulichen, betrachten, das eigentliche Denken: d. h. wir werden sehn, wie die Vernunft operiert: zu diesem Ende werden wir die Formen und Gesetze des Denkens aufsuchen und eben dadurch die Grundlehren der Logik durchgehn. Diese Betrachtung des Vorstellens und Erkennens wird den ersten und freilich auch trockensten Teil unsrer Untersuchungen ausmachen. Die wichtigen Wahrheiten, welche zuerst von Kant ans Licht gebracht sind, werden dem Teil derselben nach, der sich bewährt und behauptet hat, größtenteils darin vorgetragen werden. Denn etwas Einweihung in die Kantsche Lehre ist unumgänglich nötig. Erst durch dieselbe wird, wenn ich mich etwas seltsam ausdrücken darf, der metaphysische Sinn aufgeschlossen. Nachdem man sie einigermaßen gefaßt, sieht man mit ganz anderen Augen in die Welt hinein. Denn man merkt den Unterschied zwischen Erscheinung und Ding an sich. Ich wünschte freilich, daß Sie durch eigenes Studium in die Kantschen Schriften eingeweiht wären und ich vor lauter Zuhörern läse, welche die Kritik der reinen Vernunft inne hätten; was ich an der Kantschen Philosophie zu bestreiten und zu berichtigen habe, ließe sich leicht ins reine bringen.

Der zweite Teil unsrer Betrachtungen wird die Lehre vom Dinge an sich ausmachen d. h. von dem was diese Welt und alle Erscheinungen derselben, die wir bis dahin bloß als Vorstellung betrachtet haben werden, noch außerdem, also an sich sind. Man kann dieser Untersuchung den Namen der Metaphysik lassen, bestimmter Metaphysik der Natur.

Auf diese wird als der dritte Teil die Metaphysik des Schönen, oder die Grundlage der Aesthetik folgen: endlich als der vierte Metaphysik der Sitten oder die Grundlage der Ethik, welche auch die philosophische Rechtslehre begreift.

Dieselbe Notwendigkeit, meine Herren, welche mir es auflegt, alle diese so weitläuftigen Lehren in einem Kursus zu begreifen und sie im Zusammenhange vorzutragen, fordert von Ihnen, daß auch Sie solche im Zusammenhange zu fassen sich bemühen und nicht etwa bloße Bruchstücke daraus nehmen und solche jedes für sich zu verstehen und zu benutzen versuchen. Ich erinnere Sie an das obige Gleichnis vom Leibe und dessen einzelnen Gliedern. Bei einer so große Einheit und so wesentlichen Zusammenhang habenden Lehre, als die Philosophie in der Gestalt ist, die ich ihr gegeben habe, setzt nicht bloß das Folgende das Vorhergängige notwendig voraus, wie dieses bei jeder Wissenschaft der Fall ist; sondern hier kommt noch dieses hinzu, daß eben wegen jener organischen Einheit des Ganzen das früher Vorzutragende seine nähere und völlige Erläuterung erst durch das später Folgende erhält; das Spätere erst die näheren Beziehungen und Anwendungen des Vorhergegangenen zeigt, und Sie daher nicht nur alles zuerst Vorzutragende wohl zu fassen und sich zu merken haben, sondern sich auch hüten müssen vor einem voreiligen Urteil über dasselbe, indem Sie erst durch das Spätere die gehörige und notwendige Erläuterung desselben erhalten. Bei jeder Wissenschaft erhält man den vollständigen Begriff von derselben erst, nachdem man den ganzen Kursus durchgemacht hat und nun auf den Anfang zurücksieht. Aber bei dem, was ich Ihnen vortragen werde, ist dies noch viel mehr der Fall als irgendwo. Glauben Sie mir ganz gewiß, daß Sie erst bei dem Schlusse meines gesamten Vortrages den Anfang desselben vollständig verstehen können: und wenn Sie daher etwa hin und wieder einiges nur mit Widerstreben auffassen sollten; so denken Sie, daß erst das Nachfolgende die Ergänzung und die Er-

läuterung dazu liefert. Denn der Zusammenhang der Philosophie in der Gestalt, welche ich ihr gegeben habe, ist nicht, wie der aller übrigen Wissenschaften, ein architektonischer, d. h. ein solcher, wo die Basis bloß trägt, ohne getragen zu werden, dann jeder Stein getragen wird und wieder trägt, bis der Gipfel bloß getragen wird, ohne selbst zu tragen; sondern jener Zusammenhang ist ein organischer, d. h. ein solcher, wo jeder Teil ebensosehr das Ganze erhält, als er vom Ganzen erhalten wird, dem Wesen nach keiner der erste und keiner der letzte ist, sondern die Ordnung, in der die Teile vorgetragen, bloß mit Rücksicht auf die Erleichterung der Mitteilung, also mit einer gewissen Willkür gewählt ist: daher hier eigentlich das Ganze erst dann recht verstanden werden kann, nachdem man alle Teile gefaßt hat, und sogar die Teile zu ihrem erschöpfenden, völlig genügenden Verständnis auch schon das Ganze voraussetzen. Dies ist eine Schwierigkeit, die hier im Wesen der Sache liegt und nur überwunden werden kann von Ihrer Seite durch Aufmerksamkeit, Geduld und Gedächtnis, von meiner Seite durch die Bemühung, alles so faßlich als möglich zu machen, das, welches am meisten das übrige voraussetzt, zuletzt zu nehmen, und den Zusammenhang aller Teile stets nachzuweisen und immer Rückblicke und Seitenblicke zu eröffnen.

Die Ordnung, welche ich erwähle, weil sie die Verständlichkeit am meisten befördert, macht es notwendig, von der Untersuchung des Erkenntnisvermögens und der Theorie des Vorstellens und Erkennens auszugehen. Dies ist aber bei weitem der trockenste Teil des ganzen Kursus. Hingegen sind gerade Aesthetik und Ethik, welche ich zu allerletzt nehme, das, welches am meisten Interesse erregt und Unterhaltung gewährt. Wäre es mir bloß darum zu thun, durch etwas Anziehendes Ihre Aufmerksamkeit zu fesseln und vors erste zu gewinnen, so müßte ich einen gerade umgekehrten Gang nehmen. Da ich aber mich lieber bestrebe, gründlich, als anziehend zu sein, so wünsche ich, daß Sie durch den Ernst und das Trockene des ersten Teils unserer Untersuchungen nicht mögen die Ausdauer verlieren oder sich abschrecken lassen, auszuharren, bis auch unmittelbar interessantere Dinge kommen.

Einleitung, über das Studium der Philosophie.

Ich glaube nicht voraussetzen zu dürfen, daß die meisten von Ihnen sich schon sonderlich mit Philosophie beschäftigt, ein eigentlich methodisches philosophisches Studium getrieben haben. Dieser Umstand würde mir willkommen sein, wenn ich darauf die Voraussetzung gründen könnte, Sie völlig unbefangen in dieser Art der Betrachtung zu finden, ohne alle vorgefaßte Meinung, und daher meinem Vortrage desto empfänglicher offen stehend. Aber diese Voraussetzung wäre ganz falsch. Ein jeder von Ihnen bringt schon eine ganz fertige Philosophie mit, ja er hat sich sogar, wenigstens halb und halb, nur in dem Vertrauen hergesetzt, eine Bestätigung derselben zu vernehmen. Dies kommt nun zum Teil daher, daß jeder Mensch ein geborener Metaphysikus ist: er ist das einzige metaphysische Geschöpf auf der Erde. Daher auch manche Philosophen das, was im allgemeinen gilt, als speziell nahmen, und sich einbildeten, die bestimmten Dogmen *ihrer* Philosophie wären dem Menschen angeboren; da es doch nur der Hang zum metaphysischen Dogmatisieren überhaupt ist, den man jedoch leicht in der Jugend zu bestimmten Dogmen abrichten kann. Alles philosophiert, jedes wilde Volk hat Metaphysik in Mythen, die ihm die Welt in einem gewissen Zusammenhang zu einem Ganzen abrunden und so verständlich machen sollen. Daß bei jedem Volke (obwohl bei einem mehr als dem andern) der Kultus unsichtbarer Wesen einen großen Teil des öffentlichen Lebens ausmacht, ferner daß dieser Kultus mit einem Ernst getrieben wird, wie gar keine andere Sache; endlich der Fanatismus, mit dem er verteidigt wird; — dies beweist, wie groß die Macht hyperphysischer Vorstellungen auf den Menschen ist, und wie sehr ihm solche angelegen sind. Ueberall philosophieren selbst die Rohesten, die Weiber, die Kinder, und nicht etwa bloß bei seltenen Anlässen, sondern anhaltend und recht fleißig und mit sehr großem Zutrauen zu sich selbst. Dieser Trieb kommt nicht etwa daher, daß, wie manche es auslegen, der Mensch sich so erhaben über die Natur fühlt, daß sein Geist ihn in Sphären höherer Art, aus der Endlichkeit in die Unendlichkeit zieht, das Irdische ihm nicht genügt u. dgl. m. Der Fall ist selten. Sondern es kommt daher, daß der Mensch mittelst der Besonnenheit,

die ihm die Vernunft gibt, das Mißliche seiner Lage einsieht, und es ihm schlecht gefällt, sein Dasein als ganz prekär und sowohl in Hinsicht auf dessen Anfang als auf dessen Ende ganz dem Zufall unterworfen zu sehn, noch dazu es auf jeden Fall als äußerst kurz zwischen zwei unendlichen Zeiten zu finden, ferner seine Person als verschwindend klein im unendlichen Raum und unter zahllosen Wesen. Dieselbe Vernunft, die ihn treibt, für die Zukunft in seinem Leben zu sorgen, treibt ihn auch, über die Zukunft nach seinem Leben sich Sorgen zu machen. Er wünscht das All zu begreifen, hauptsächlich um sein Verhältnis zu diesem All zu erkennen. Sein Motiv ist hier, wie meistens, egoistisch. Gäbe man ihm die Gewißheit, daß der Tod ihn ganz zu nichts macht: so würde er meistenteils sich alles Philosophierens entschlagen und sagen nihil ad me.

Die Philosophie, die, wie ich behaupte, jeder von Ihnen mitbringt, ist nun teils aus diesem dem Menschen natürlichen Hange entsprungen, teils hat sie aber auch von außen Nahrung erhalten, fremde fertige Lehren sind ihr zugeführt und, durch die eigene Individualität modifiziert, in diese aufgenommen worden. Hieher gehört teils die Religion, deren Unterricht mehr und mehr die Form einer Philosophie angenommen hat und sich mehr auf Ueberzeugung, als auf Offenbarung stützen will; teils ist mit allen Wissenschaften die Philosophie so sehr verwebt, daß einer mag getrieben oder gelesen haben, was er will; es sind immer viel Philosopheme mit eingeflossen.

Also darf ich Ihren Geist keineswegs als eine tabula rasa in Hinsicht auf das Vorzutragende betrachten. Und da dem so ist, so wäre es mir am liebsten, wenn Sie alle alle vorhandenen Systeme genau kennten. Daß Sie hingegen nur ein einziges der dagewesenen Systeme studiert hätten und Ihre Denkweise ihm angepaßt hätten, wäre mir nicht willkommen: denn bei einem und dem andern, der etwa mehr zum Festhalten des Erlernten als zum Aufnehmen des zu Erlernenden fähig und geneigt wäre, könnte so ein einmal vertrauensvoll ergriffenes System zum Glaubensartikel oder gar zu einer Art von fixierten Vorstellungen geworden sein, die allem andern, und sei es noch so vorzüglich, den Zugang versperrt. Aber wenn Sie die ganze Geschichte der Philosophie schon kennen gelernt hätten, von allen Systemen einen Begriff hätten, dies wäre mir lieb: —

denn Sie würden alsdann am leichtesten dahin kommen, einzusehen, warum der Weg, welchen ich mit Ihnen zu gehn gedenke, der richtige ist oder wenigstens sein kann, indem Sie bereits aus Erfahrung wüßten, daß alle jene früher versuchten Wege doch nicht zum Ziele führen und überhaupt das Schwierige, ja Mißliche des ganzen Bestrebens deutlich eingesehen hätten; statt daß Sie jetzt manchen jener von Philosophen verschiedener Zeiten eingeschlagenen Wege wohl von selbst gewahr werden und sich wundern möchten, warum man ihn nicht einschlägt. Denn ohne Vorkenntnis der früheren Versuche möchte der Weg, den wir vorhaben, manchem befremdend, sehr umständlich und beschwerlich und ganz unnatürlich scheinen: denn freilich ist es nicht der, auf den die spekulierende Vernunft zuerst gerät, sondern erst nachdem sie die von selbst sich darbietenden und so leicht zu gehenden als falsch befunden hat, durch Erfahrung gewitzigt ist und gesehn hat, daß man einen weitern Anlauf nehmen muß, als die weniger steilen Wege erfordern.

Daß also die spekulierende Vernunft erst allmählich und nach viel mißlungenen Versuchen, den rechten Weg einschlagen konnte, erklärt sich aus folgendem.

Es ist ein Zusammenhang in der Geschichte der Philosophie und auch ein Fortschritt, so gut als in der Geschichte andrer Wissenschaften, obgleich man hieran zweifeln könnte, wenn man sieht, daß jeder neu auftretende Philosoph es macht, wie jeder neue Sultan, dessen erster Akt die Hinrichtung seiner Brüder ist, nämlich jeder neu auftretende Philosoph damit anfängt, seine Vorgänger zu widerlegen oder wenigstens abzuleugnen und ihre Sätze für null und nichtig zu erklären und ganz von neuem anhebt, als ob nichts geschehen sei; so daß es ist wie in einer Auktion, wo jedes neue Gebot das frühere annulliert. Die Feinde aller Philosophie benutzen dies: sie behaupten, Philosophie sei ein völlig vergebliches Streben nach einem schlechterdings unerreichbaren Ziel: daher sei ein Versuch darin gerade so viel wert, als der andere, und nach allen Jahrhunderten noch gar kein Fortschritt gemacht worden; denn man höbe ja noch immer von vorne an. In diesem Sinne ruft Voltaire aus: „O Metaphysik! wir sind grade so weit, als zur Zeit der Druiden!" — Solche entschiedene Feinde der Philosophie kann man nicht aus der Philosophie, die sie nicht gelten lassen, widerlegen, sondern nur aus der Ge-

schichte, nämlich so: Wenn in der Philosophie noch nie etwas geleistet worden, noch kein Fortschritt gemacht worden und eine Philosophie gerade so viel wert wäre, als die andere, so wären nicht nur Plato, Aristoteles und Kant Narren, sondern diese unnützen Träumereien hätten auch nie die übrigen Wissenschaften weiter fördern können: nun aber sehn wir durchgängig, daß zu jeder Zeit der Stand aller übrigen Wissenschaften, ja auch der Geist der Zeit und dadurch die Geschichte der Zeit ein ganz genaues Verhältnis zur jedesmaligen Philosophie hat. Wie die Philosophie eines Zeitalters beschaffen ist; so ist auch jedesmal alles Treiben in den übrigen Wissenschaften, in den Künsten und im Leben: die Philosophie ist im Fortgang des menschlichen Wissens, folglich auch in der Geschichte dieses Fortgangs grade das, was in der Musik der G r u n d b a ß ist; der bestimmt allemal den Ton und Charakter und den Gang des Ganzen: und wie in der Musik jede einzelne musikalische Periode oder Lauf dem Ton entsprechen und mit ihm harmonieren muß, zu welchem der Baß eben fortgeschritten ist: so trägt in jeder Zeitperiode das menschliche Wissen jeder Art durchweg das Gepräge der Philosophie, die zu solcher Zeit herrscht, und jeder Schriftsteller, worüber er auch schreibe, trägt allemal die Spuren der Philosophie seines Zeitalters. Jede große Veränderung in der Philosophie wirkt auf alle Wissenschaften, gibt ihnen einen andern Anstrich. Den Beleg hiezu gibt die Litterargeschichte durchweg. Daher ist jedem Gelehrten das Studium der Philosophie so notwendig, wie dem Musiker das Studium des Generalbasses. Denn die Philosophie ist der Grundbaß der Wissenschaften. Auch nimmt man, wenn man die Geschichte der Philosophie im ganzen überblickt, sehr deutlich einen Zusammenhang und einen Fortschritt wahr, dem ähnlich, den unser eigener Gedankengang hat, wenn bei einer Untersuchung wir eine Vermutung nach der andern verwerfen, eben dadurch den Gegenstand mehr und mehr beleuchten, es in uns immer heller wird, und wir zuletzt bestimmt urteilen, entweder wie sich die Sache verhält, oder doch wie weit sich etwas davon wissen läßt. So sehn wir auch in der Geschichte der Philosophie die Menschheit nach und nach zur Besinnung kommen, sich selbst deutlich werden, durch Abwege sich belehren lassen, durch vergebliche Anstrengung ihre Kräfte üben und stärken. Durch die Vorgänger wird

jeder, auch wenn er sie verläßt, belehrt, wenigstens negativ, oft auch positiv, indem er das Gegebene beibehält und meistens weiter ausbildet, wobei es oft eine ganz andere Gestalt erhält. So ließe sich also allerdings in der Geschichte der Philosophie eine gewisse Notwendigkeit, d. h. eine gesetzmäßige, fortschreitende Entwickelung erkennen, wenigstens ebensogut, ja gewiß besser, als in der Weltgeschichte, obgleich dort wie hier die Individualität derjenigen, die zur Wirksamkeit kamen, als ein zufälliges Element stark eingreift und den Gang der Philosophie wie den der Weltbegebenheiten sehr modifiziert. Stillstände und Rückschritte sind in der Geschichte der Philosophie wie in der Weltgeschichte: dort, wie hier, gibt das Mittelalter einen traurigen Anblick, ist ein Versinken in Barbarei. Aber aus dem Rückschritt erhebt sich immer die Kraft wie neugestärkt durch die Ruhe. Man hat ein gewisses Verhältnis wahrgenommen zwischen dem jedesmaligen Zeitgeist und der Philosophie und auch wohl gemeint, die Philosophie würde durch den Zeitgeist bestimmt: aber es ist grade umgekehrt: die Philosophie bestimmt den Geist der Zeit und dadurch ihre Begebenheiten. Wäre im Mittelalter die Philosophie eine andere gewesen, so hätte kein Gregor VII. und keine Kreuzzüge bestehen können. Aber der Zeitlauf wirkt negativ auf die Philosophie, indem er die zu ihr fähigen Geister nicht zur Ausbildung und nicht zur Sprache gelangen läßt. Positiv wirken auf die Philosophie nur die vorzüglichen Geister, welche die Kraft haben, die Menschheit weiter zu bringen, und die nur als seltene Ausnahmen aus den Händen der Natur hervorgehen: auf diese nun aber wirken allerdings ihre Vorgänger, am meisten die nächsten, dann auch die ferneren, von denen diese abhingen: also wirkt auf den Philosophen eigentlich nur die Geschichte der Philosophie, nicht die Weltgeschichte, außer sofern diese auf den Menschen wirkt, es ihm möglich macht, seine Individualität auszubilden, zu entfalten, zu benutzen, nicht nur für sich, sondern auch für andre.

Nehmen wir nun dem Gesagten zufolge eine gewisse notwendige Entwickelung und Fortschreitung in der Geschichte der Philosophie an, so müssen wir auch ihre Irrtümer und Fehler als im gewissen Sinne notwendige erkennen, müssen sie ansehen, wie im Leben des einzelnen vorzüglichen Menschen die Verirrungen seiner Jugend, die

nicht verhindert werden durften, sondern in denen man ihn gewähren lassen mußte, damit er eben vom Leben selbst diejenige Art der Belehrung und Selbsterkenntnis erhielte, die ihm auf anderem Wege nicht beigebracht werden konnte, für die es kein Surrogat gab. Denn das Buch wird nie geschrieben werden, welches die Erfahrung ersetzen könnte: durch Erfahrung aber lernt man nicht nur andre und die Welt, sondern auch sich selbst kennen, seine Fehler, seine Irrtümer als solche, und die richtigen Ansichten, zu denen man, vor andern, von Natur bestimmt ist und von selbst die Richtung nimmt. Oder wir mögen die notwendig durchzumachenden Fehler ansehen, wie Blattern und ähnliche Krankheiten, die man überstehen muß, damit das Gift aus dem Leibe komme, das seiner Natur anhing. Demnach können wir uns nicht wohl denken, daß die Geschichte so gut mit Kant, als mit Thales anfangen konnte u. s. f. Ist aber eine solche mehr oder minder genau bestimmte Notwendigkeit in der Geschichte der Philosophie, so wird man, um den Kant vollständig zu verstehen, auch seine Vorgänger gekannt haben müssen, zuerst die nächsten, den Chr. Wolff, den Hume, den Locke, dann aufwärts bis auf den Thales.

Aus dieser Betrachtung ergibt sich, daß mir nichts willkommener sein könnte, als daß jeder von Ihnen schon eine Kenntnis der Geschichte der Philosophie mitbrächte und daß er besonders meinen nächsten Vorgänger, ihn, den ich als meinen Lehrer betrachte, genau kännte, nämlich Kant. Denn was seit Kant geschehen ist, ist in meinen Augen ganz ohne Gewicht und ohne Bedeutsamkeit, wenigstens für mich, also ohne Einfluß auf mich. So sehr ich aber auch das Studium der Geschichte der Philosophie Ihnen empfehle, so wünsche ich doch nicht, daß, wie oft geschieht, die Geschichte der Philosophie selbst Ihre Philosophie werde. Denn das heißt, statt denken und forschen zu wollen, nur wissen wollen, was andre gedacht haben, und diese tote Notiz neben andern toten Notizen aufspeichern. Es ist jedoch ein häufiger Fall. Wer zum Denken von Natur die Richtung hat, muß erstaunen und es als ein eignes Problem betrachten, wenn er sieht, wie die allermeisten Menschen ihr Studieren und ihre Lektüre betreiben. Nämlich es fällt ihnen dabei gar nicht ein, wissen zu wollen, was wahr sei; sondern sie wollen bloß wissen, was gesagt worden ist.

Sie übernehmen die Mühe des Lesens und des Hörens, ohne im mindesten den Zweck zu haben, wegen dessen allein solche Mühe lohnen kann, den Zweck der Erkenntnis, der Einsicht: sie suchen nicht die Wahrheit, haben gar kein Interesse an ihr. Sie wollen bloß wissen, was alles in der Welt gesagt ist, eben nur um davon mitreden zu können, um zu bestehn in der Konversation, oder im Examen, oder sich ein Ansehn geben zu können. Für andre Zwecke sind sie nicht empfänglich. Daher ist beim Lesen oder Hören ihre Urteilskraft ganz unthätig und bloß das Gedächtnis thätig. Sie wiegen die Argumente nicht: sie lernen sie bloß. So sind leider die allermeisten: deshalb hat man immer mehr Zuhörer für die Geschichte der Philosophie, als für die Philosophie. Zum Denken sind wenige Menschen geneigt, obwohl alle zum Rechthaben. Das Rätselhafte des Daseins ergreift wenige mit seinem ganzen Ernst: hingegen zum bloßen Wissen sind manche geneigt, zum Kunde erhalten von dem Ueberlieferten, teils aus Langerweile, teils aus Eitelkeit, teils um zum Broterwerb das Gelernte wieder zu lehren und so das Ueberlieferte weiter zu überliefern von Geschlecht zu Geschlecht, ohne daß die durch deren Hände es geht selbst Gebrauch davon machten. Sie sind dabei den Postsekretären gleich, die den Brief empfangen und weiter befördern, ohne ihn zu eröffnen. Es sind die bloß Gebildeten und bloß Gelehrten, die bei aller Bildung und Gelehrsamkeit im Grunde ihres Herzens oft vom Ganzen und dem Wesen des Lebens dieselbe nüchterne und einfältige Ansicht behalten haben; die sie in ihrem fünfzehnten Jahre hatten, oder die das Volk hat, wie man leicht sehn kann, wenn man sie einmal ernstlich ausfragt und von den Worten zu den Sachen kommt. Diese reinen Gelehrten, Ueberlieferer des Ueberlieferten, haben jedoch den Nutzen, daß das Vorhandene durch sie sich erhält und zu dem selbstdenkenden Menschen gelangen kann, der immer nur als eine Ausnahme, als ein Wesen von ungewöhnlicher Art dasteht. Er wird durch jene Ueberlieferer mit seinesgleichen in Verbindung gesetzt, die einzeln und zerstreut in den Jahrhunderten lebten, und kann so die eigene Kraft durch die Bildung stärken und wirksamer machen: wie man durch die Postsekretäre in Verbindung gesetzt wird mit seinen entfernten Anverwandten. — Es sollte mir leid thun, wenn unter meinen Zuhörern sich viele befänden, deren Taug-

lichkeit sich auf bloßes Empfangen zum Hinlegen oder zum Weiterbefördern beschränkte. Doch kann ich das nicht ändern. Ich kann keinen umformen, sondern auf jeden nur nach Maßgabe der Fähigkeiten wirken, die ihm die Natur ein für allemal gab. Selbst das Wort Fähigkeiten paßt nicht recht zur Philosophie. Es deutet auf ein Können, ein Leisten: das ist gut, wenn man einen Künstler, Handwerker, oder einen Arzt oder Advokaten zu bilden hat; die sollen Können und Leisten lernen. Hier aber gilt es, dem Menschen von seinem Dasein und dem der ihn umgebenden Welt eine richtigere und deutlichere Vorstellung zu geben. Es ist also nicht sowohl von Fähigkeit zum Lernen die Rede, als von dem Grade der Klarheit des Bewußtseins, mit dem jeder sein eigenes Dasein und das der ihn umgebenden Welt auffaßt. Dieser Grad der Klarheit ist die Basis der Empfänglichkeit für Philosophie. Je klärer und heller in einem Menschen das Bewußtsein, die Anschauung der Welt ist, desto mehr wird sich ihm das Rätselhafte des Daseins aufdringen, desto stärker wird das Bedürfnis gefühlt werden, irgend einen Aufschluß, eine Rechenschaft vom Leben und Dasein überhaupt zu erhalten; desto weniger wird man zufrieden sein eben nur zu leben und in der Dürftigkeit dieses Lebens die sich täglich meldende Not immer nur abzuwehren, bis unter vielen getäuschten Hoffnungen und überstandenen Leiden das Leben eben abgelaufen ist, ohne daß man sich die Muße gemacht hätte, je ernstlich darüber nachzudenken. Dies aber ist der Fall derer, deren Bewußtsein schwächer, dunkler ist und der tierischen Dumpfheit näher steht. Wie das Tier dahin lebt, ohne umzuschauen weiter als nach seinen Bedürfnissen, und sich daher nicht wundert, daß die Welt da ist und so ist, wie sie ist; so sind auch die Menschen von geringeren Anlagen ohne merkliche Verwunderung über die Welt. Sie finden eben alles ganz natürlich: allenfalls überrascht sie irgend eine ungewöhnliche Erscheinung und macht sie auf deren Ursache begierig: aber das Wunderbare, was im Ganzen aller Erscheinungen liegt, das Wunderbare ihres eigenen Daseins werden sie nicht inne. Sie sind daher geneigt, diejenigen auszulachen, die sich darüber wundern, darüber nachsinnen, und mit solchen Forschungen sich beschäftigen. Sie meinen, daß sie viel ernstere Dinge vorhaben, das Sorgen für sich und die Ihrigen und allenfalls das nähere Orientieren über den Zu-

sammenhang der Erscheinungen untereinander, zum nützlichen Gebrauche derselben. Aber diese ihre Lebensweisheit teilen sie mit den Tieren, die eben auch dahin leben für sich und die Ihrigen sorgen, unbekümmert, was das alles sei und bedeute. — Die Klarheit des Bewußtseins, auf welcher das Bedürfnis und die Anlage zur Philosophie beruht, zeigt sich daher zuerst durch ein Verwundern über die Welt und sein eigenes Dasein, welches den Geist beunruhigt und es ihm unmöglich macht, dahin zu leben, ohne eben über das Leben selbst zu denken. Dieses Verwundern gab schon Platon als die Quelle der Philosophie an, und sagt: μαλα γαρ φιλοσοφικον τουτο το παθος, το θαυμαζειν· οὐ γαρ ἀλλη ἀρχη φιλοσοφιας ἠ αὑτη. — admirari illud, admodum philosophica affectio est; neque ulla alia res philosophiae principium ac fons est. Theaetet. p. 76. — Aristoteles: διο γαρ το θαυμαζειν οἱ ανθρωποι και νυν και το πρωτον ηρξαντο φιλοσοφειν. Metaph. L. I, c. 2. — Man kann sogar sagen: Die philosophische Anlage bestehe darin, daß man sich über das Gewöhnliche und Alltägliche verwundre und daher das Allgemeine der Erscheinungen zu seinem Problem macht: dagegen die Forscher in speziellen Wissenschaften verwundern sich nur über seltene und ausgesuchte Erscheinungen, nur diese machen sie zu ihrem Problem, dessen Auflösung durch eine Kombination dann darin besteht, daß sie solche zurückführen auf allgemeinere Erscheinungen oder bekanntere Thatsachen.

Um sagen zu können, wie viel Anlage einer zur Philosophie hat, müßte ich wissen, wie in seinen Augen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sich darstellen, ob als sehr verschiedene Dinge, oder fast eines-wie das andre, ob sein Bewußtsein in diesen Strom der Zeit so tief eingetaucht ist, daß es selbst sich mit ihm fortbewegt, oder ob es den Strom der Zeit an sich vorüberfließen sieht und ihn als etwas Fremdes mit Verwunderung beobachtet. Damit einer das Wunderbare und Rätselhafte der Zeit auffasse, wodurch man besonders zur Philosophie getrieben wird, ist erfordert, daß er eine lebhafte Phantasie habe, aus einem eigenen Grunde: nämlich nur ein solcher vermag die Scene seines Lebens, die vor zehn Jahren da war, jetzt so lebendig zu vergegenwärtigen, als die wirklich jetzt gegenwärtige Scene: wodurch denn die Verwunderung entsteht über die Form unsers Daseins, die Zeit, vermöge deren

jenes ferne so Reale, so zu gar nichts wird, wie die Vergangenheit nichts ist, und dieses Schicksal auch jeden Moment treffen muß, in dem wir eben uns befinden.

Wo nun die erwähnte Klarheit des Bewußtseins und das aus ihr hervorgehende Verwundern sich nicht findet: da ist eben keine Anlage zur Philosophie; ihr Vortrag ist für einen solchen, was dargebotene Speise dem nicht hungernden Magen. Vor allen Dingen muß ja das Rätsel haben der, dem man die Auflösung desselben geben will; sonst ist ihm diese ein Wort ohne Bedeutsamkeit. Dieses Rätsel aber wird durch den Eindruck der anschaulichen Welt gegeben, durch die Klarheit, mit der sie im Bewußtsein dasteht. Das Abstrakte, durch Worte Ausgedrückte, hat stets seine Bedeutung allein durch die Beziehung auf das Anschauliche. Wo also jene Klarheit des Bewußtseins fehlt, ist alles Philosophieren sehr vergeblich und bildet allenfalls Schwätzer, nicht Philosophen. — Uebrigens sind auch solche Leute, die wegen der Dumpfheit ihres Bewußtseins ohne Bedürfnis und ohne Anlage zur Philosophie sind, darum doch nicht ohne eine Art von Philosophie, von System religiöser oder andrer Art: denn sie sind doch Menschen und bedürfen als solche einer Metaphysik; aber sie haben eben das erste beste festgehalten und sind meistens sehr hartnäckig in dessen Behauptung, weil, wenn sie es fahren ließen, dies ihnen die Notwendigkeit auflegen würde, zu denken, zu forschen, zu lernen: was sie eben vorzüglich scheuen und daher sehr froh sind, so etwas ein für allemal zu haben, was sie jeder Arbeit dieser Art überhebt.

Ich sprach von den Fortschritten der Philosophie, die ihre Geschichte uns darlegt. Da Philosophie zwar die Erfahrung im allgemeinen, aber doch keine spezielle Erfahrung voraussetzt, wie z. B. Physik und Astronomie thun: so ließe es sich, ungeachtet der erwähnten notwendigen Entwickelung in ihrem Gange, doch nicht leugnen, daß vielleicht durch besondere Begünstigung des Schicksals, durch die Geburt der ausgezeichnetsten Geister und ihr Zusammentreffen in derselben Zeit die Fortschritte sehr viel schneller hätten sein können, ja vielleicht die Wahrheit, gesetzt daß sie gefunden werden könne, gleich anfangs getroffen wäre. Vielleicht ist letzteres sogar in gewissem Sinne wirklich der Fall gewesen, jedoch in einem Lande, dessen Kultur von der europäischen ganz getrennt gewesen ist, in Hindostan. Nämlich die Re-

sultate dessen, was ich Ihnen vorzutragen gedenke, stimmen überein mit der ältesten aller Weltansichten, nämlich den Vedas. Doch ist dies nicht so zu verstehn, als ob, was ich lehre, dort schon stehe. Die Vedas, oder vielmehr die Upanischaden, d. i. der dogmatische Teil im Gegensatz des Liturgischen, haben keine wissenschaftliche Form, keine nur irgend systematische Darstellung, gar keine Fortschreitung, keine Entwickelung, keine rechte Einheit. Es ist kein Grundgedanke darin ausgesprochen; sondern sie geben bloß einzelne, sehr dunkele Aussprüche, allegorische Darstellungen, Mythen u. dgl. Den Einheitspunkt, aus dem dies alles fließt, wissen sie gar nicht auszusprechen, noch weniger ihre Aussprüche durch Gründe zu belegen, nicht einmal sie in irgend einer Ordnung zusammenzustellen: sondern sie geben gleichsam nur Orakelsprüche voll tiefer Weisheit, aber dunkel, ganz vereinzelt und bildlich. Hat man jedoch die Lehre, welche ich vorzubringen habe, inne; so kann man nachher alle jene uralten indischen Aussprüche als Folgesätze daraus ableiten und ihre Wahrheit nun erkennen; so daß man annehmen muß, daß was ich als Wahrheit erkenne, schon auch von jenen Weisen der Urzeit der Erde erkannt und nach ihrer Art ausgesprochen, aber doch nicht in seiner Einheit ihnen deutlich geworden war; so daß sie ihre Erkenntnis nur in solchen abgerissenen Aussprüchen, welche das Bewußtsein ihrer hellsten Augenblicke ihnen eingab, nicht aber im ganzen und im Zusammenhang an den Tag legen konnten. Eine Erkenntnis dieser Art war also möglich gleich anfangs, ohne daß durch die lange Reihe der Philosophen die Vernunft Gewandtheit, Selbstkenntnis und Witzigung erhalten hatte: aber eine Erkenntnis in jener Form hat keine Waffen gegen skeptische Angriffe jeder Art oder gegen Nebenbuhler, die andere Lehren vortragen. Es ist hiemit gerade, wie in der Astronomie: schon in der ganz alten Zeit lehrten die Pythagoreer, daß die Sonne stehe und die Erde nebst den Planeten um sie laufe (ein gewisser Hiketas soll der erste gewesen sein): es war der Ausspruch einer unmittelbaren Erkenntnis, eines ahnungsvollen Treffens des Richtigen: aber die Gründe zeigen, das System beweisen, es im einzelnen durchführen, anwenden, berechnen, das konnten sie nicht. Darum blieben sie auch ohne Anerkennung, ohne Einfluß, und konnten ihre Wahrheit nicht gegen den herrschenden Irrtum geltend machen, wie er sich im ptolemäischen

System ausspricht, welches von jener richtigen Lehre der Pythagoreer nicht verhindert wurde aufzukommen und allgemein zu gelten. Erst nach den gesammelten Erfahrungen und Belehrungen zweier Jahrtausende konnten Kopernikus, Kepler, Galiläi dieselbe Wahrheit auf einem festen Fundament aufstellen und sie gegen alle Angriffe schützen, weil sie auf dem wissenschaftlichen Wege dazu gelangt waren, und den ganzen Zusammenhang der Sache einsahen.

So also steht, was ich hier vorzubringen habe, obwohl es mit den uralten indischen Aussprüchen sehr genau übereinstimmt, dennoch im Zusammenhang mit der ganzen Entwickelung der Philosophie im Occident und reihet sich an die Geschichte derselben an, ergibt sich gewissermaßen als ein Resultat daraus.

Darum ist Geschichte der Philosophie die beste Einleitung zu dem, was ich vorzutragen habe. Ohne dieselbe wird schon der Anfang unsers Ganges, nämlich das Anheben von der Betrachtung des Subjekts, unsres Selbst, unsers Erkenntnisvermögens, manchem befremdend sein und seiner Neigung widerstreiten. Denn im Geiste des Einzelnen ist die Anlage und der Hang, denselben Gang zu gehn, den die Erkenntnis des ganzen Menschengeschlechts gegangen ist. Dieser Gang fängt an mit dem Nachdenken über die Außenwelt, aber er endigt mit dem Nachdenken über sich selbst. Man fängt damit an, über das Objekt, über die Dinge der Welt bestimmte Aussprüche zu thun, wie sie an sich sind und sein müssen: dies Verfahren heißt Dogmatismus. Dann erheben sich Zweifler, Leugner, daß es so sei, wie man sage, Leugner, daß man irgend etwas davon wissen könne: d. i. der Skepticismus. Spät erschien, nämlich mit Kant, der Kriticismus, der als Richter beide hört, beide vermittelt, ihre Ansprüche abwägt, durch eine Untersuchung nicht der Dinge, sondern des Erkenntnisvermögens überhaupt, und demgemäß angibt, wiefern sich von den Dingen, wie sie an sich sind, etwas wissen lasse und welche Schranke hier das Erkennen als solches, seine ihm wesentliche Form, setze.

In der occidentalischen Philosophie (welche wir von der orientalischen in Hindostan, die gleich anfangs einen viel kühneren Flug nahm, gänzlich unterscheiden müssen) finden wir nun eben diesen natürlichen Gang. Der Mensch bemerkte zuerst alles, nur sich selbst nicht, sich übersah er,

und seine ganze Aufmerksamkeit haftete auf den Dingen außer ihm: sich sah er nur als ein kleines Glied in der Kette dieser, nicht als eine Hauptbedingung des Daseins der Außenwelt, wie er es doch ist. Demnach suchten die Philosophen in Jonien, mit denen man die Geschichte der occidentalischen Philosophie anhebt, nicht sowohl die Natur überhaupt ihrem Dasein nach, als die bestimmte gegebene Natur ihrer Beschaffenheit nach zu erklären. Sie suchten daher einen Grundstoff, der vor allen Dingen gewesen und durch dessen Veränderungen alles geworden wäre. Sonach war die erste Philosophie eigentlich Naturwissenschaft. Thales, der Ahnherr aller occidentalischen Philosophie, nimmt das Wasser für jenen Urgrundstoff, aus dem sich alles entwickelt*). Von seinem Schüler Anaximander wissen wir noch weniger: er nennt als den Ursprung der Dinge das απειρον, infinitum, womit er vielleicht nur die Materie als solche, ohne irgend eine Form und Qualität versteht. Anaximenes nimmt die Luft als das Erste an, und das ist vielleicht sehr richtig, da die neuste Astronomie es wahrscheinlich macht, daß jeder Weltkörper in einem dunstförmigen Aggregatzustande, als ein Nebelstern zuerst existierte, dann in den flüssigen, zuletzt in den festen Zustand überging. Diese ionischen Philosophen betrachteten jedoch die Materie, von der sie ausgingen, nicht als ein Totes (wie später Demokritos that), sondern erkannten, daß Kräfte in ihr wohnen, deren Aeußerungen allein ihre Wirksamkeit ausmache: sie erkannten diese Kräfte als von der Materie verschieden, als etwas Geistiges, redeten daher von einer Seele der Welt. Diese Ansicht trat überwiegend hervor im Anaxagoras, der auf den Anaximenes folgte und die ionische Philosophie nach Athen brachte. Die inwohnende Seele der Welt, der Geist der in allem wirkt, ὁ νους, ist ihm der erste Ursprung der Dinge, das schaffende Prinzip, daher auch Anaxagoras als erster Theist angesehn wird. Der Beiname νους mag ein Spottname gewesen sein, weil er in die Philosophie, die damals Physik war, ein ganz hypothetisches, nicht nachweisbares Prinzip brachte. Mit seinem Schüler

*) Diese Philosophen fragten also nicht, wie überhaupt eine Natur möglich sei, — diese ihrer Natur nach vorhergehende Frage warf zuerst Kant nach drittehalbtausend Jahren auf; — sondern sie fragten bloß wie eine so und so beschaffene Natur, als diese hier vorhandene ist, entstehen konnte. Erst nach zweieinhalb Jahrtausenden also, fragte Kant nach einer Erklärung dessen, was die ersten Philosophen als gar keiner Erklärung bedürftig, als das, was sich von selbst versteht, angenommen hatten.

Archelaos sehn wir aber die Philosophie den Weg der Naturbetrachtung plötzlich verlassen, welches allein von der Individualität des Sokrates herrührt, der eine einseitige Neigung für ethische Betrachtungen hatte, die freilich an sich ein viel interessanterer und würdigerer Gegenstand der Betrachtung sind, als die blindwirkenden Kräfte der Natur. Allein die Philosophie ist ein Ganzes, wie das Universum ein Ganzes ist, und so wenig man das Objekt ganz verstehen und ergründen wird, wenn man das Subjekt überspringt, wie die Jonier thaten, so wenig wird man das Subjekt, des Menschen Wollen und das Erkennen, welches das Wollen leitet, ganz und gar verstehn, wenn man das Objekt, das Ganze der Welt und ihr inneres Wesen, außer acht gelassen hat.

Wir wissen zwar vom Leben des Sokrates ziemlich viel, von seinen Meinungen und Lehren aber äußerst wenig. Aus der Vortrefflichkeit seines Lebenslaufes, aus seinem großen Ansehn bei den Edelsten seiner Zeitgenossen, aus den ausgezeichneten Philosophen, die aus seiner Schule hervorgingen und, so höchst verschieden ihre Lehren waren, doch alle ihn als ihren Lehrer anerkannten; aus allem diesen schließen wir auf die Vortrefflichkeit seiner Lehren, die wir eigentlich nicht kennen. Xenophon schildert ihn so platt, wie er nicht gewesen sein kann, sonst er auch nicht dem Aristophanes Stoff zu den Wolken gegeben hätte: Platon schildert ihn zu phantastisch und braucht überhaupt nur seine Maske, unter welcher er selbst lehrt. So viel scheint indessen ganz gewiß, daß des Sokrates Philosophie eine bloße Ethik gewesen. —

Gleichzeitig mit Thales aber lehrte ein höchst wahrscheinlich viel größerer Mann als dieser: Pythagoras. Man könnte den Ursprung der occidentalischen Philosophie ebensowohl von diesem als von Thales herleiten: denn, obwohl unsichere Angaben ihn auf seinen Reisen auch den Thales besuchen und von ihm lernen lassen, so kann dieser Einfluß des Thales nur einen kleinen Teil an seiner Bildung gehabt haben, da er den ganzen Orient durchwanderte, um überall zu lernen, folglich gar viele Lehrer dem Thales diesen Schüler streitig machen würden: auch würde was er dem Thales verdankt, wohl mehr Astronomie als Philosophie sein. Er selbst steht auf einem viel höhern Standpunkt als Thales, ist nicht wie dieser fast nur hypothesierender Physiker

und Astronom, sondern Philosoph im ganzen und großen Sinn dieses Worts, das bekanntlich ihm seinen Ursprung dankt. Seine Philosophie war eigentlich Metaphysik mit Ethik verbunden und sein Wissen umfaßt dabei zugleich eine ziemlich vollkommene Mathematik und alle Realkenntnis, die in seinem Zeitalter auf der weiten Erde mühsam zusammengesucht werden konnte. Er scheint die Vielseitigkeit und den Forschungstrieb des Aristoteles mit der Tiefe des Platon zugleich besessen zu haben. Wie er, der bekanntlich in Groß-Griechenland seine Schule und gewissermaßen seinen Staat gründete, durch einen weiten Raum vom Thales getrennt war; so ist auch seine Lehre im ganzen völlig unabhängig von der des Thales; und so gut als diese, die obendrein die Theogonien philosophischer Dichter vor sich hatte, ein erster Anfang der Philosophie.

Ewig beklagenswert ist es, daß zwei so große Männer, wie Pythagoras und Sokrates, nie geschrieben haben. Es bleibt sogar schwer zu begreifen, wie Geister, die das gewöhnliche Menschenmaß so weit überstiegen, entweder zufrieden sein konnten, bloß auf ihre Zeitgenossen zu wirken, ohne Einfluß auf die Nachwelt zu suchen; oder daß sie sollten die Fortpflanzung ihrer Lehre genug gesichert geglaubt haben durch den Weg der Schüler, die sie durch mündlichen Unterricht gebildet. Von Pythagoras ist es nicht nur fast ganz gewiß, daß er nicht geschrieben; sondern auch, daß seine esoterische Lehre wie ein Mysterium verschwiegen gehalten wurde, mittelst eines Eides der Geweihten. Oeffentlich hielt er populäre Vorträge ethischen Inhalts an das Volk. Aber die eigentlichen Schüler mußten fünf Jahre hindurch mannigfaltige Prüfungen durchgehn: nur höchst wenige bestanden diese so, daß sie zum nackten, unverhüllten Unterricht des Pythagoras gelangten (intra velum), die anderen erhielten diese Lehren nur in symbolischer Einkleidung. — Pythagoras hatte wohl eingesehn, daß die meisten Menschen unfähig sind, diejenige Wahrheit zu fassen, welche den tiefsten Denkern des menschlichen Geschlechts offenbar geworden: daß sie daher jene Lehren mißverstehen und verdrehen, oder hassen und verfolgen, eben weil sie sie nicht verstehn und ihren Aberglauben dadurch gefährdet halten. Darum wollte er durch vielfältige Prüfungen, deren erste physiognomisch war, die Fähigsten, die in seinen Bereich kamen, auslesen und diesen allein das Beste mitteilen, was

er wußte: diese sollten nach seinem Tode auf gleiche Weise seine Lehre fortpflanzen an auf gleiche Weise Auserwählte, und so sollte sie stets leben im Geiste der Edelsten. Der Erfolg lehrte, daß das nicht anging: die Lehre erlosch mit seinen nächsten Schülern, von denen wenige zuletzt, als die Sekte völlig zerstreut und verfolgt war, einiges aufgeschrieben haben sollen, um die Trümmer jener Weisheit zu bewahren. Von solchen Bruchstücken sind einzelne bis auf uns gekommen, besonders durch die Neuplatoniker Jamblichos, Porphyrios, Plotinos, Proklos, auch durch Plutarch, Aristoteles, Stobäos: aber alles höchst unzusammenhängend und von unverbürgter Echtheit. Besser wäre es gewesen, wenn Pythagoras es gemacht hätte, wie Herakleitos, der sein Buch im Tempel der Diana zu Ephesos niederlegte, daß es dort auf einen würdig es verstehenden Leser im Laufe der Jahrhunderte warten sollte.

Allein, wenn ich oben gesagt, daß man den Ursprung der occidentalischen Philosophie ebensowohl vom Pythagoras als vom Thales herleiten könnte, so ist hiegegen besonders dies einzuwenden, daß es überhaupt die Frage ist, ob nicht die Lehre des Pythagoras im Occident eine ganz fremde Pflanze und eigentlich zur orientalischen Philosophie gehörig sei. Denn Pythagoras ist auf seinen Wanderungen, die über dreißig Jahre gedauert haben sollen, nicht nur nach Aegypten, sondern auch nach Babylon und, wie es mir doch wahrscheinlich ist, bis nach Hindostan gekommen, und dorther scheint ganz und gar das Fundament seiner Lehre genommen zu sein. Aus den Bruchstücken erhellt so viel fast unwidersprechlich, daß Pythagoras' Lehre im wesentlichen die in Hindostan entstandene und dort noch vorhandene ist*). Denn wir finden als Lehre des Pythagoras das in Europa bis dahin ganz fremde Dogma der Metempsychose, und infolge desselben das Gebot der Enthaltung von tierischer Nahrung. Sogar aber soll das Dogma der Metempsychose zu den exoterischen gehört haben, und den esoterischen Schülern allein der wahre darunter verborgene Sinn eröffnet worden sein. Grade so aber ist es in Indien: die Volksreligion glaubt fest die Metempsychose: die Vedas lehren statt dessen

*) Nach den neueren Untersuchungen der Engländer in Calcutta aber ist die alte ägyptische Religion und die ägyptische herrschende Priesterschaft ganz entschieden in uralter Zeit aus Hindostan gekommen: daher es nicht durchaus notwendig ist, daß Pythagoras selbst bis Indien gekommen.

das Tatoumes, dessen wesentlichen Inhalt Sie weiterhin in der von mir Ihnen mitzuteilenden Philosophie wiederfinden werden.

Was Pythagoras symbolisch durch Zahlen gelehrt, wie er die Musik, die zuerst von ihm eine arithmetische Grundlage erhielt, damit in Verbindung gebracht, — das alles liegt ganz im Dunkeln. Ueberhaupt gehört die Betrachtung der übergebliebenen vorgeblichen Lehren des Pythagoras nicht in diese ganz allgemeine historische Betrachtung. In seinen ethischen Vorschriften erkennen wir eine Anleitung den Geist über alles Irdische hinaus zu erheben und das Leben gleichsam zu einem verklärten, betrachtenden Wandel umzugestalten: nach indischer Weise; doch nicht ganz so auster und asketisch.

Von seiner Metaphysik scheint so viel gewiß, daß auch seine Lehre, wie die aller alten Philosophen dem beizuzählen sei, was man Pantheismus nennt, d. h. daß er eine Weltseele, ein in allen Wesen der Welt sich äußerndes Prinzip annahm, welches er θεος genannt haben soll, jedoch in der Hauptstelle, welche im dorischen Dialekt uns Justinus der Märtyrer erhalten hat, sich ausdrücklich dagegen verwahrt, daß dieser θεος etwas außerhalb der Welt sei, vielmehr sei das innere Lebensprinzip der Welt damit gemeint.

Aus der Pythagorischen Schule ist später in Sicilien Empedokles hervorgegangen, zu Agrigentum. Der Pythagorische Ursprung seiner Philosophie gibt sich kund an der Seelenwanderung und an dem in allen Dingen lebenden nämlichen Wesen, wie auch am Verbot tierischer Nahrung. Auch hat aber Empedokles deutlich ein Emanationssystem gelehrt, einen sündlichen Abfall aus einem bessern Dasein ins gegenwärtige, aus welchem nach überstandener Strafe und Läuterung die Seele zum bessern Dasein zurückkehrt.

Den Empedokles sehn wir schon nicht bloß auf dem objektiven Weg philosophieren, wie die frühern Philosophen, sondern auch den subjektiven betreten und Untersuchungen über den Ursprung der Erkenntnis anstellen, die sinnliche von der vernünftigen unterscheiden und fragen, welcher zu trauen? Dann entscheiden: der vernünftigen, nicht den Sinnen. Ob er aber zuerst diesen Weg betrat, oder nach Vorgang des Anaxagoras, der ziemlich gleichzeitig lebte, und τα φαινομενα entgegensetzt τοις νοουμενοις, ist ungewiß. Diese Unterscheidung brachte ihn aber dahin, eine sinnliche und

eine vernünftige Seele im Menschen anzunehmen (anima sensitiva et rationalis), jene als Teil der ewigen Weltseele, diese als Teil der Materie darzustellen, und dadurch den Dualismus von Geist und Materie einzuführen. Jene zwei Seelen und diesen Dualismus finden wir noch beim Cartesius, bei dem die vernünftige Seele, die aus lauter abstrakten Gedanken und überlegten Beschlüssen besteht, Geist und unsterblich ist, hingegen das anschauende und empfindende Wesen Materie, Maschine, wozu er auch die Tiere rechnet. Es scheint, daß diese Unterscheidung zweier Seelen und jener Dualismus seit dem Empedokles bis auf den Cartesius nie ganz außer Kredit gekommen; sondern erst seit Kant. — Die Natur konstruiert Empedokles durch Liebe und Haß, d. i. Suchen und Fliehen, Anziehen und Abstoßen.

Ebenfalls aus der Pythagorischen Schule entsprossen ist die Eleatische, von Xenophanes gestiftet; jedoch hat sie schon einen ganz eigentümlichen Charakter, berücksichtigt sehr das Subjektive, streitet subtil über die Vernunft und die Sinne als Quell wahrer Erkenntnis, ist aber ganz für die Vernunft, daher geht sie von Begriffen aus und leitet aus diesen Dinge ab, die der Erfahrung geradezu widerstreiten, z. B. die Unmöglichkeit der Bewegung, bleibt demnach der abstrakten Erkenntnis, dem νοουμενον treu, im Gegensatz der Sinnenerkenntnis φαινομενον. Man ist in neuerer Zeit wieder sehr aufmerksam auf die Eleaten geworden, weil sie ein Aehnliches mit dem Spinozismus haben, der auch erst in unsern Tagen zu Ehren gekommen. Uebrigens waren die Eleatischen Philosophen Xenophanes, Parmenides, Zeno Eleates, Melissos, sehr tiefe Denker, wie die wenigen Bruchstücke bezeugen: Brandis comment. Eleaticae. —

Ich darf jedoch nicht fortfahren, die Meinungen der alten Philosophen vorzutragen, da ich sonst Geschichte der Philosophie lehren würde, statt der Philosophie — denn ich müßte nunmehr ausführlich werden, da Philosophen folgen, deren Schriften wir besitzen. — Die Eleaten wirkten wieder auf den Sokrates, in welchem sich also die beiden Zweige der alten Philosophie, der ionische und der italische vereinigen und beitragen den wunderbaren Mann zu bilden, von dem nachher die mannigfaltigsten Sekten ausgehn, Platon, mit der ganzen Akademie, mittelbar durch diesen Aristoteles, unmittelbar aber noch Aristippos der Hedoniker, Eukleides der

Megariker (der die eristische, streitende Schule stiftete), Antisthenes der Cyniker und Zeno der Stoiker.

Möge Ihnen je die Muße werden, sich mit dem was von diesen Denkern der Vorzeit übrig ist bekannt zu machen: es ist ein sehr schönes Studium, außerordentlich einflußreich auf die echte Bildung des Geistes, da man in den Systemen der alten Philosophie gewissermaßen lauter natürliche Entwickelungen des menschlichen Denkens findet, einseitige Richtungen, die einmal konsequent durchgeführt werden mußten, damit man sähe, was dabei herauskäme, so die Hedonik, der Stoicismus, der Cynismus, später der Skepticismus. Auf dem theoretischen Wege aber treten zwei gewaltige Geister einander gegenüber, die man als Repräsentanten zweier großer und durchgreifender entgegengesetzter Geistesrichtungen im Spekulativen ansehn muß: Platon und Aristoteles. Erst aus meinem spätern Vortrage kann Ihnen verständlich werden, was den Gegensatz derselben am schärfsten bezeichnet, nämlich Aristoteles geht der Erkenntnis einzig am Leitfaden des Satzes vom Grunde nach: Platon hingegen verläßt diese, um die ganz entgegengesetzte der Idee zu ergreifen. Verständlicher wird es Ihnen sein, wenn ich sage: Platon folgte mehr der Erkenntnisweise, aus welcher die Werke der schönen Künste jeder Art hervorgehn; Aristoteles hingegen war der eigentliche Vater der Wissenschaften, er stellte sie auf, sonderte ihre Gebiete und wies jeder ihren Weg. — In den meisten Wissenschaften, namentlich in allen, die der Erfahrung bedürfen, ist man seitdem viel weiter gekommen; hingegen die Logik brachte schon Aristoteles zu solcher Vollendung, daß seitdem im wesentlichen derselben keine großen Verbesserungen zu machen waren. Aristoteles liebt das Scharfe, Bestimmte, Subtile, und hielt sich so viel möglich auf dem Felde der Erfahrung. Platon hingegen, der eigentlich in die Natur der Dinge viel tiefer eindrang, konnte grade in den Hauptsachen keinen scientifischen, sondern nur einen mythischen Vortrag seiner Gedanken finden. Grade dieser Vortrag aber scheint dem Aristoteles unzugänglich gewesen zu sein; bei aller Schärfe ging ihm die Tiefe ab, und es ist verdrießlich zu sehn, wie er das Hauptdogma seines großen Lehrers, die Ideenlehre, mit trivialen Gründen angreift und eben zeigt, daß er den Sinn davon nicht fassen konnte. Grade diese Ideenlehre des Platon blieb zu allen Zeiten, bis auf den heutigen Tag, ein Gegenstand des Nachdenkens, des

Forschens, Zweifelns, der Verehrung, des Spottes, so vieler und so verschieden gesinnter Köpfe im Laufe der Jahrhunderte: ein Beweis, daß sie wichtigen Inhalt und zugleich große Dunkelheit hatte. Sie ist die Hauptsache in der ganzen Platonischen Philosophie. Wir werden sie gründlich untersuchen, an ihrem Ort, im weitern Fortgange unserer Betrachtung, und da werde ich nachweisen, daß der eigentliche Sinn derselben ganz übereinstimmt mit der Hauptlehre Kants, der Lehre von der Idealität des Raumes und der Zeit: allein bei aller Identität des Inhalt dieser beiden großen Hauptlehren der zwei größten Philosophen, die es wahrscheinlich je gegeben hat, ist der Gedankengang, der Vortrag, die individuelle Sinnesart beider so grundverschieden, daß vor mir niemand die Identität des innern Sinnes beider Lehren eingesehen hat. Vielmehr suchte man auf ganz andern Wegen Beziehungen, Einheitspunkte zwischen Platon und Kant, hielt sich aber an die Worte, statt in den Sinn und Geist zu dringen. Die Erkenntnis dieser Identität aber ist von der größten Wichtigkeit, weil eben, da beide Philosophen auf so ganz verschiedenen Wegen zum selben Ziel gelangten, auf so grundverschiedene Weise dieselbe Wahrheit einsehn und mitteilen, die Philosophie des einen der beste Kommentar zur Philosophie des andern ist. Den Gegensatz aber, der sich so entschieden und deutlich zwischen Platon und Aristoteles aussprach, sehn wir nachher im düstern Mittelalter wieder auftreten im sonderbaren Streit zwischen Realisten und Nominalisten.

In den Dialogen des Platon, wo er in der Person des Sokrates spricht, hat er die Methode seines Lehrers darin beibehalten, daß er zu keinem entschiedenen Resultate geradezu leiten will, sondern nachdem er die Probleme lange hin und her gewendet, sie von allen Seiten betrachtet, alle Data zu ihrer möglichen Auflösung vorgeführt, nun die Auflösung, die Entscheidung dem Leser selbst überläßt, seiner eigenen Sinnesart gemäß. Vom Platon gilt, was man nach Kants Vorgang fälschlich auf alle Philosophen überträgt, daß man von ihm nicht sowohl die Philosophie, als das Philosophieren lernen kann. Er ist die wahre Schule des Philosophen, an ihm entwickeln sich philosophische Kräfte, wo sie vorhanden sind, am allerbesten. Daher hat jeder gewesene und wird jeder künftige Philosoph dem Platon unendlich viel zu danken haben: seine Schriften sind die wahre Denkschule,

jede philosophische Saite des Gemüts wird angeregt und doch nicht durch aufgedrungene Dogmen wieder in Ruhestand versetzt, sondern ihr Thätigkeit und Freiheit gegeben und gelassen. Wer daher von Ihnen philosophische Neigung in sich spürt, der lese anhaltend den Platon: er wird nicht etwan gleich aus ihm ganz fertige Weisheit zum Aufspeichern nach Hause tragen, aber er wird denken lernen und zugleich disputieren lernen, Dialektik: er wird die Nachwirkung eines aufmerksamen Studiums des Platon in seinem ganzen Geiste spüren.

Von den übrigen Sekten, die aus Sokrates' Schule entsprangen*), zu reden, würde zu weit führen. Die Ethik der Stoiker werden wir im Zusammenhang unserer ferneren Betrachtungen auseinandersetzen. Nach diesen vom Sokrates ausgegangenen Philosophen finden sich keine originellen, ursprünglichen Denker mehr: an den von ihm ausgegangenen Lehren, Ansichten, Methoden mußte die ganze Nachwelt fast zwei Jahrtausende hindurch zehren, nach Abirrungen immer wieder auf dieselben Wege zurückkommen, in der Römerwelt das von jenen Griechen Gelernte mannigfaltig hin- und herwenden, annehmen und darüber streiten, so daß wir die größten Männer des römischen Staats sich Peripatetiker, Stoiker, Akademiker, Epikureer nennen sehn; dann mußte die Lehre Platons zu Alexandrien als Neuplatonismus ein wunderliches Gemisch religiöser Dogmen und Platonischer Lehren hervorbringen: dann gab später Platon den Kirchenvätern Nahrung; sodann kam die lange Nacht des Mittelalters, in der kein andres Licht leuchtete als ein schwacher Widerschein von dem des Aristoteles, und von den andern Philosophen der Alten nur die Namen bekannt und wie fabelhafte Heroen der Vorzeit genannt wurden. Wie endlich im 14. und 15. Jahrhundert die Wiederherstellung der Wissenschaften eintrat, so waren es ja eben wieder jene Schüler des Sokrates, welche die Menschheit des Occidents aus der tiefen Barbarei und der jämmerlichsten Befangenheit herausrissen. Nun gab es, im 15. und 16. Jahrhundert wieder Platoniker, Peripatetiker, Stoiker, Epikureer, ja Pythagoreer, Eleaten und ionische Philosophen! So unglaublich groß, so weitreichend, so kräftig ist die Wirkung einzelner Köpfe auf die ganze Menschheit und so selten sind

*) Akademikern, Peripatetikern, Megarikern, Hedonikern, Cynikern, Stoikern, Skeplikern u. s. w.

wirkliche ursprüngliche Denker, so selten auch die Umstände, die sie zur Reife, zur Ausbildung, zur Wirksamkeit gelangen lassen.

Mit dem Eintritt des Christentums mußte, wie die Weltgeschichte, so auch die Philosophie eine ganz andere Gestalt annehmen: letztere gewiß eine sehr traurige, da ein festes, vom Staat sanktioniertes, mit der Regierung jedes Staates ganz eng verknüpftes Dogma eben das Feld einnahm, auf welchem die Philosophie sich allein bewegt. Alles freie Forschen mußte notwendig ganz aufhören. Die Kirchenväter benutzten inzwischen aus der Philosophie der Alten, was eben zu ihren Lehren brauchbar war und paßte: das übrige verdammten sie und sahen mit Abscheu auf das blinde Heidentum.

Im eigentlichen Mittelalter, wo die Kirche den höchsten Gipfel erreichte, und die Geistlichkeit die Welt beherrschte, mußte diesem entsprechend die Philosophie am tiefsten sinken, ja in gewissem Sinne, nämlich als freies Forschen betrachtet, untergehn und statt ihrer ein Zerrbild ihrer selbst, ein Gespenst, das bloß Form ohne Substanz war, unter ihrem Namen dastehen: die Scholastik. Diese gab nie vor, etwas anderes zu wollen, als die Dienerin der Theologie zu sein, profitetur philosophia se theologiae ancillari, nämlich ihre Dogmen erklären, erläutern, beweisen u. s. f. Der Kirchenglaube herrschte nicht nur in der Außenwelt und mit physischer Macht so, daß die leiseste Abweichung von ihm ein todeswürdiges Verbrechen war; sondern er hatte sich, dadurch, daß alles Denken und Thun sich nur um ihn drehte, auch wirklich der Geister, die schon mit dem allerersten Bewußtsein sogleich ihn aufnehmen mußten, dergestalt bemächtigt, daß er die Fähigkeit des Denkens, nach dieser Seite hin, gänzlich lähmte, und jeder, selbst der Gelehrte, die hyperphysischen Dinge, die der Glaube lehrte, für wenigstens so real hielt, als die Außenwelt, die er sah, und wirklich nie dahin kam, nur zu merken, daß die Welt ein ungelöstes Rätsel ist; sondern die früh aufgedrungenen Dogmen galten ihm wie faktische Wahrheit, an der zu zweifeln Wahnsinn wäre. Es konnte, vor dem lauten, von allen Seiten tönenden Ruf des Glaubens, gar keiner nur zu so viel Besinnung kommen, daß er sich einmal ernstlich und ehrlich fragte: wer bin ich? was ist diese Welt? die auf mich gekommen ist, wie ein Traum, dessen Anfang ich mir nicht

bewußt bin. — Wie soll aber wer noch nicht einmal das Rätsel vernehmen kann, die Lösung finden? An Nachforschung der Natur war auch nicht zu denken: dergleichen brachte in den Verdacht der Zauberei. Die Geschichte schwieg: die Alten waren meist unzugänglich; ihr Studium brachte Gefahr. Aristoteles, in ganz schlechten und verdrehten Sarazenischen Uebersetzungen wurde gelesen und als übermenschlich verehrt, eben weil man ihn gar nicht verstand. Und doch lebten auch damals, eben unter den Scholastikern, Leute von Geist und großer Denkkraft. Ihr Los ist durch ein Gleichnis verständlich zu machen: man denke sich einen lebhaften Menschen von Kindheit auf in einem Turme gefangen, ohne Beschäftigung und Gesellschaft. Er wird aus den wenigen Gegenständen, die ihn umgeben, sich eine Welt konstruieren und sie mit seinen Phantasien bevölkern. So die Scholastiker, in ihren Klöstern eingesperrt, ohne deutliche Kunde von der Welt, von der Natur, vom Altertum, von der Geschichte; allein mit ihrem Glauben und ihrem Aristoteles, konstruierten sie eine christlich-aristotelische Metaphysik: ihr einziges Bauzeug waren höchst abstrakte Begriffe, die weit von aller möglichen Anschaulichkeit lagen: ens, substantia, forma, materia, essentia, existentia, forma substantialis und forma accidentalis, causa formalis, materialis, efficiens und finalis, haecceitas, quidditas, qualitas, quantitas, u. s. f. Dagegen an Realkenntnis fehlte es ganz: der Kirchenglaube vertrat die Stelle der wirklichen Welt, der Erfahrungswelt. Und so, wie die Alten und heute wir über diese wirkliche, in der Erfahrung daliegende Welt philosophieren, so philosophierten die Scholastiker nur über den Kirchenglauben: den erklärten sie; nicht die Welt. Wie sehr ihnen alle Kunde von dieser abging, spricht sich höchst naiv darin aus, daß sie alle ihre Beispiele gleich von hyperphysischen Dingen nehmen: z. B. so: sit aliqua substantia, e. c. Deus, Angelus: denn dergleichen liegt ihnen immer viel näher als die Erfahrungswelt.

Am Leitfaden der unverstandenen und in ihrer gänzlichen Verstümmelung unverständlichen Aristotelischen Metaphysik wurde nun aus solchen abstrakten Begriffen und ihrer Entwickelung eine Philosophie gemacht, die aber in allen Stücken mit dem bestehenden und wunderlich zusammengekommenen Kirchenglauben harmonieren mußte. Der rege,

thätige Geist, bei unausgefüllter Muße, nahm vor, was er allein hatte, jene Abstrakta, ordnete, spaltete, vereinigte Begriffe, warf sie hin und her und entfaltete selbst bei diesem unfruchtbaren Geschäft oft bewundernswürdige Kräfte, Scharfsinn, Kombinationsgabe, Gründlichkeit, die eines bessern Stoffes würdig gewesen wären. Selbst manche wahre und vortreffliche Gedanken, auch in Hinsicht auf den menschlichen Geist lehrreiche Untersuchungen sind in den Scholastikern anzutreffen: aber der Zeitverlust bei den weitläuftigen Schriften jener müßigen Denker ist so groß, daß man sich höchst selten an sie wagt*).

Nachdem nun schon das Licht der wiederauflebenden klassischen Litteratur seine Strahlen in die Nacht der Scholastik warf und ihre Nebel zerstreute, die Geister empfänglich für das Bessere gemacht und zugleich der Kirche eigentlich den ersten Stoß versetzt hatte, auf den bald ein viel ernstlicherer folgte, die Reformation: da traten endlich am Ende des 16. Jahrhunderts Männer auf, welche durch Lehre und Beispiel zeigten, daß auf die Zeit, worin die Menschheit so tief gesunken war (im Intellektualen), daß sie von ihren eigenen freien Geisteskräften etwas zu hoffen durchaus nicht wagte, ja für vermessen und frevelhaft hielt, sondern sie alles Heil und Licht einzig und allein, teils von der Offenbarung, teils von den Schriften der Alten, den Denkmalen eines edlern und stärkern Geschlechts hoffte; — daß, sage ich, auf diese Zeiten dennoch wieder andre folgen könnten, in denen die Menschheit aus dem Zustande der Unmündigkeit heraustreten und wieder die eigenen Kräfte gebrauchen, auf eigenen Beinen stehen könnte. Schon Cardanus gab ein Beispiel des eigenen Forschens in der Natur und des eigenen Denkens über das Leben. Besonders aber trat Baco von Verulam auf und reformierte den ganzen Geist der Wissenschaften. Statt des Weges, den die ganze Scholastik und zum teil selbst die Alten gegangen waren, vom Allgemeinen zum Besondern, vom Abstrakten zum Anschaulichen, welches der Weg des Syllogismus ist, stellte er als den allein rechten den umgekehrten Weg dar, den vom Besondern zum Allgemeinen, vom Anschaulichen zum Abstrakten, vom Fall zur Regel, den Weg der Induktion, die allein ausgehen kann von der Erfahrung. — Er hatte es

*) (Als Probe Suarez disp. met.)

nicht auf spekulative Philosophie abgesehn, sondern auf empirisches Wissen, besonders auf Naturwissenschaft. Alle die großen Fortschritte dieser in den letzten 200 Jahren, vermöge welcher unsre Zeit auf alle früheren wie auf Kinder herabsieht, haben ihren Ursprung, ihren Ausgangspunkt in der Reform Bacos; diese freilich aber war durch den Geist der Zeit herbeigeführt. Was Luther in der Kirche, ist Baco in der Naturwissenschaft. In der Philosophie ward er, obwohl er selbst nicht spekulierte, noch weniger ein System schuf, Anlaß und indirekter Urheber des eigentlichen Empirismus, der sich schon ganz deutlich aussprach in seinem jüngern Zeitgenossen Hobbes, und endlich ganz vollendet sich hervorthat in Locke, dessen System eine notwendige Stufe zu sein scheint, auf der der menschliche Geist einmal stehen mußte. In England herrscht Locke eigentlich noch jetzt. Baco veranlaßte auch die Stiftung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London, und wie er vom Spekulieren zum Experimentieren leitete und mehr die Naturwissenschaft als die Philosophie hob; so ist es noch ganz in Bacos Geist, daß man in England unter natural philosophy Experimental-Physik und unter philosophical transactions die unphilosophischeste aller Sammlungen, nämlich reine Erzählungen sehr schätzbarer Erfahrungen versteht.

Ueberhaupt können wir seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts in Europa zwei verschiedene philosophische Stämme unterscheiden, den englischen und den französisch-deutschen. Obgleich sie aufeinander wechselseitig einwirkten, so sind sie eigentlich doch getrennt und verschieden und gehn jeder für sich. Den englischen bilden Baco, Hobbes, Locke, Hume, deren Lehren durchaus im Zusammenhang stehn und im selben Geiste sind; wiewohl Hume als Skeptiker die Negative hält. Den französisch-deutschen Stamm bilden Cartesius, Mallebranche, Leibniz, Wolff. — Eigentlich ganz unabhängig von beiden Stämmen, dem Geiste nach, wiewohl unter dem Einfluß ihrer Form, stehen zwei Männer am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts, in denen unstreitig viel größerer philosophischer Tiefsinn, Ernst und Kraft lebte, als in allen jenen: Jord. Brunus und Bened. Spinoza. Sie gehören nicht ihrem Jahrhundert, noch ihrem Weltteil an, die dem einen mit dem Tode, dem andern mit Verfolgung und Schimpf lohnten, und denen sie immer fremd blieben. Ihre Geistesheimat war Hindostan, dort waren und sind ähnliche

Ansichten zu Hause. Man könnte im Scherz sagen, sie wären Brahminenseelen, zur Strafe ihrer Vergehungen in europäische Leiber inkarniert, gewesen. Sie haben keine Sekte gestiftet und eigentlich nicht auf den Geist ihrer Zeit, noch auf den Gang der Philosophie unmittelbar eingewirkt. Die Zeit war nicht reif für sie: ihnen sollte erst viel später, erst im 19. Jahrhundert, die gebührende Ehre werden. Beide, sowohl Bruno, als Spinoza, waren erfüllt und durchdrungen von dem Gedanken, daß, so mannigfaltig auch die Erscheinungen der Welt seien, es doch *ein* Wesen sei, welches in ihnen allen erscheine, welches durch sich allein da wäre, sich ungehindert äußert und außer welchem es nichts gäbe; daher in ihrer Philosophie Gott als Schöpfer keinen Raum findet, sondern die Welt selbst, weil sie durch sich selbst ist, von ihnen Gott genannt wird. Bruno unterscheidet sehr deutlich das innere Wesen der Welt (die Weltseele) von dessen Erscheinung, die er den *Schatten* und das *Abbild* (ombra, simulacro) jenes nennt; er sagt, daß was die Vielheit in den Dingen macht, nicht jenem innern Wesen der Welt zukomme, sondern nur dessen Erscheinung; daß jenes innere Wesen in jedem Dinge der Natur *ganz* wäre; denn es sei unteilbar: endlich daß im Wesen an sich der Welt Möglichkeit und Wirklichkeit dasselbe seien.

Spinoza lehrt im ganzen dasselbe: er lebte gleich nach dem Bruno; ob er ihn gekannt, ist ungewiß, doch höchst wahrscheinlich. Er hatte weniger Gelehrsamkeit, besonders weniger Kenntnis der alten Litteratur, als Bruno, welches sehr zu bedauern ist; denn er bleibt, was den *Vortrag*, die Form der Darstellung betrifft, ganz befangen in dem, was die Zeit bot, in den Begriffen der Scholastik, in der Demonstriermethode, die er mathematisch nennt, im Gange und in den Beweisen des Cartesius, an dessen Philosophie er die seinige unmittelbar knüpft. Er bewegt sich daher mit großer Mühe in diesem Apparat von Begriffen und Worten, die gemacht waren, ganz andere Dinge auszudrücken, als er zu sagen hatte, und mit denen er stets kämpfen muß. Bruno hatte auch Kenntnis der *Natur*, die dem Spinoza zu fehlen scheint; Bruno stellt alles mit italienischer Lebhaftigkeit dar, in Dialogen, die großes dramatisches Verdienst haben; Spinoza, der Holländer, bewegt sich schwer und bedächtig in Propositionen, Demonstrationen, Korollarien und Scholien. — Indessen lehren beide ganz dasselbe, sind von derselben

Wahrheit, demselben Geist ergriffen, und es ist nicht zu sagen, wer tiefer eingedrungen sei, obwohl Spinoza gründlicher, methodischer, ausführlicher zu Werke geht. Er lehrt besonders, daß das eine bestehende Wesen zwei Formen seiner Erscheinung habe, Ausdehnung und Denken, worunter er Vorstellen versteht; sah aber nicht ein, daß die Ausdehnung selbst zur Vorstellung gehört, daher nicht der Gegensatz sein kann.

Mit der Ethik steht es bei beiden sehr schlecht: Bruno gibt, soviel ich gefunden, gar keine. Spinoza gibt eine, gut gemeinte, aber sehr schlechte, da durch die gröbsten, plumpsten Sophismen aus egoistischen Prinzipien reine Moral abgeleitet wird. Wie in der Musik falsche Töne viel mehr beleidigen, als eine schlechte Stimme; so in der Philosophie Inkonsequenzen, falsche Folgerungen mehr, als falsche Prinzipien: Spinozas Moral vereinigt aber beides: seine einzelnen Sätze über Recht und andere Gegenstände beleidigen das Gefühl jedes denkenden Menschen aufs heftigste. Sonderbar, daß er seine Philosophie Ethik inskribiert: man pikiert sich immer dessen am meisten, wozu man am wenigsten Anlage hat. —

Ich sagte vorhin, daß, nachdem in der alten, wie in der neuen Zeit die Philosophie teils Dogmatismus, teils Skepticismus gewesen war, deren Krieg durch alle Jahrhunderte gedauert und in den mannigfaltigsten Gestalten sich dargestellt hatte, Kant endlich diesen Streit auf immer zu entscheiden unternahm durch eine Untersuchung des Subjekts, der Erkenntniskräfte, um ein für allemal festzusetzen, was sich, auf dem Wege, den man bisher als den allein möglichen angesehen hatte, leisten lassen könne.

Dieser Weg bestand aber darin, daß man die Außenwelt, die Objekte, als für sich bestehende schlechthin reale Dinge betrachtete und dennoch nach Grundsätzen, die vor aller Erfahrung gewiß wären, entscheiden wollte, wie ein für allemal solche Dinge beschaffen sein müßten: dies nannte man Ontologie. Kant zeigte, daß eben weil man vor aller Erfahrung über ihre Beschaffenheit urteilen könne, sie keine Dinge an sich wären, sondern Erscheinungen. Und diese Wahrheit, daß eben weil wir über die Beschaffenheit der die vorhandene Welt ausmachenden Dinge das Allgemeinste durchaus vor aller Erfahrung, d. i. a priori wissen, diese Dinge schlechterdings nur Erscheinungen sind, nicht

Dinge an sich, nicht so, wie sie erscheinen, für sich bestehende Wesen, und der hieraus entspringende Unterschied zwischen Erscheinung und Ding an sich: — ist der Kern der ganzen Kantischen Philosophie, die Erkenntnis davon ist der Geist derselben.

Kant führte aber bei dieser Gelegenheit die Philosophie so sehr von der Außenwelt in die Innenwelt zurück, warf ein so helles Licht in das Subjekt alles Erkennens, zeigte eine so große Bedeutsamkeit des Subjekts im Verhältnis zu allem möglichen Objekt; — daß sich der Philosophie ein ganz neuer Weg, eine neue Sphäre eröffnete, die bis dahin unbekannt geblieben, ja die Kant selbst noch nicht erblickte, weil seine Kräfte, so außerordentlich sie auch waren, durch das, was er geleistet, ihr Maß erfüllt sahen; so daß er, weil er nicht zum zweitenmal jung werden und einen neuen Anlauf nehmen konnte, zwar die Menschheit um ein Großes weiter brachte, jedoch auf einen Punkt, auf welchem sie nicht auch nur einige Jahre hindurch stille stehn konnte, sondern sogleich das Bedürfnis fühlte, weiter zu gehn, den ersten besten, die sich darboten, sich als ihren Führern anvertraute (sie als große Propheten ausschreiend, aber das Geschrei auch wieder verhallen ließ) und die sonderbare Periode zahlloser Ausgeburten, ephemerischer, zum Teil monstroser Erscheinungen erlebte, welche die Geschichte der Philosophie dieser letzten dreißig Jahre ausmachen. Dieses alles beweist, daß Kant nichts weniger leistete als was er vermeinte, eine endliche Entscheidung aller metaphysischen Streitigkeiten und einen endlichen Ruhepunkt der Philosophie; sondern ganz im Gegenteil eröffnete er eine neue Bahn, die so einladend war, daß Unzählige sie betraten, ohne daß einer mit dauerndem Glück und sichtbarem Gewinne sie gegangen wäre.

Wie wichtig, wie inhaltsreich Kants Schriften sein müssen, können Sie schon aus dem Angeführten abnehmen: daher ich jedem das Studium derselben empfehle. Wer es ernstlich treibt und fähig ist einzudringen, wird, wie ich Ihnen schon neulich sagte, einen ganz andern Blick in die Welt erlangen, die Dinge in anderm Lichte sehen, er wird sich und der Dinge mit mehr Besonnenheit bewußt sein und merken, daß die Erscheinung nicht das Ding an sich ist. — Da ich in dem, was ich Ihnen vortrage, von Kant ausgehe, so wird wer dessen Philosophie studiert hat, mich viel

leichter und vollständiger fassen. Jedoch darf ich bei meinem Vortrag die Kantsche Philosophie nicht voraussetzen, vielmehr werde ich die Hauptlehren derselben in jenen aufnehmen und ausführlich darstellen. Viele Lehren Kants habe ich unrichtig befunden und in einer Kritik seiner Philosophie dies dargethan. Die Hauptlehren, welche ich beibehalten, sind gerade die einfachsten, deren Darstellung keine große Weitläuftigkeit erfordert, daher ich sie desto leichter einweben kann. Jedoch wird immer der vieles voraus haben, der durch Studium der eigenen Schriften Kants die ganz eigene, unglaublich wohlthätige Einwirkung seines außerordentlichen Geistes unmittelbar empfangen hat. — Nun aber wieder, um Kant ganz und gar zu verstehen, ist es von großem Nutzen, ja notwendig, seine Vorgänger zu kennen, einerseits Leibniz und Wolff, andererseits Locke und Hume. Erst nachdem man durch Kant auf einen viel höheren Standpunkt gestellt, nun mit Superiorität gerüstet, zu diesen Lehrern des vorigen Jahrhunderts zurückkehrt, sieht man, wo sie eigentlich fehlten, erstaunt, wie sie so große Dinge, so starke Unterschiede übersehen konnten, und indem man nun aus ihnen lernt, wohin jenes Uebersehen, jene Fehltritte führen, versteht man den Kant selbst sehr viel besser als vorher, und ermißt zugleich die ganze Größe seines Verdienstes. Einen ganz ähnlichen Nutzen gewährt nun durchweg das Studium der Geschichte der Philosophie. Es ist eine Geschichte von Irrtümern; aber sie sind überall mit Wahrheiten vermischt, und diese Wahrheiten lernt man vollständiger und gründlicher kennen, nachdem man sich daran geübt hat, sie von so verschiedenen Irrtümern, mit denen sie, zu verschiedenen Zeiten, eng verknüpft auftreten, herauszusondern, abzuscheiden.

Leider ist mir nicht vergönnt, die Geschichte der Philosophie mit Ihnen zu durchgehen. Ich muß in den unserm Zusammensein gewidmeten Stunden mich bestreben, Ihnen nicht mein Studium, sondern die Resultate meines Studiums und meines Denkens mitzuteilen. Das Beste, was ich vermag, ist, Sie auf den Standpunkt zu stellen, auf welchem ich selber stehe; ich kann Ihnen aber nicht zeigen, was alles vorhergehen mußte, ehe es überhaupt möglich war, dahin zu gelangen. — Jedoch werde ich, bei manchen Anlässen, die Gelegenheit benutzen, einige Philosopheme aus berühmten Systemen zu erläutern, da nämlich, wo wir auf

einem Standpunkt stehen, von dem aus sie besonders deutlich werden, sowohl was das Wahre in ihnen, als was den Ursprung und die Auflösung des Irrtums in ihnen betrifft.

Erster Teil.

Theorie des gesamten Vorstellens und Erkennens.

Exordium zur Dianoiologie.

Wenn man in einem Hause zu thun hat, pflegt man, ehe man hinein geht, doch einen Blick auf die Außenseite zu werfen. Wir haben es mit dem Intellekt von innen zu thun, d. h. vom Bewußtsein ausgehend. Vorher wollen wir ihn kurz von außen ansehen. Da ist er ein Gegenstand der Natur, Eigenschaft eines Naturprodukts, des Tieres und vorzüglich des Menschen. So ganz empirisch, ohne vorgefaßte Meinung ihn betrachtend, müssen wir ihn eine Funktion des menschlichen Lebens nennen, und zwar, wie alle andern Funktionen an einen besondern Teil gebunden, an das Gehirn. Wie der Magen verdaut, die Leber Galle, die Nieren Urin, die Hoden Samen absondern, so stellt das Gehirn vor, sondert Vorstellungen ab, und zwar ist dieses (nach Flourens' Entdeckung 1822, Mémoires de l'Acad. des sciences 1821—22, V, 5—7) ausschließlich Funktion des großen Gehirns, während das kleine die Bewegungen lenkt. Also der ganze Intellekt, alles Vorstellen, Denken, ist eine physiologische Funktion des großen Gehirns, der vordern Hemisphären, großen und kleinen lobi, des corporis callosi, glans pinealis, septum lucidum, thalami nervi etc. Aber diese Funktion hat etwas Eigenes, was sie gar höher stellt, als die Galle, welche die Leber, und den Speichel, welchen die Speicheldrüsen absondern, nämlich dieses: die ganze Welt beruht auf ihr, liegt in ihr, ist durch sie bedingt. Denn diese existiert nur als unsere (und aller Tiere) Vorstellung, und ist folglich von dieser abhängig und ohne sie nicht mehr. — Vielleicht scheint Ihnen das paradox, und es ist wohl noch einer und der andere von Ihnen, der ganz ehrlich meint: wenn auch der Brei aus allen Hirnkasten geschlagen würde, so blieben darum Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne, Pflanzen und Elemente

doch stehn. — Wirklich? — Besehn Sie doch die Sache etwas in der Nähe. Stellen Sie sich eine solche Welt ohne erkennende Wesen einmal anschaulich vor: — da steht die Sonne, die Erde rotiert um sie herum, Tag und Nacht, die Jahreszeiten wechseln, das Meer schlägt Wellen, die Pflanzen vegetieren: — aber alles, was Sie jetzt sich vorstellen, ist bloß ein Auge, das das alles sieht, ein Intellekt, der es percipiert: also eben das ex hypothesi Aufgehobene. Sie kennen ja keinen Himmel und Erde und Mond und Sonne so schlechthin, an und für sich; sondern, Sie kennen bloß ein Vorstellen, in welchem das alles vorkommt und auftritt, nicht anders, wie Ihre Träume des Nachts auftreten; welche Traumwelt das Erwachen morgens vernichtet: nicht anders wäre offenbar diese ganze Welt vernichtet, wenn der Intellekt aufgehoben oder, wie eben gesagt, der Brei aus allen Hirnkasten geschlagen wäre. Ich bitte, nicht zu meinen, das sei Spaß; es ist Ernst. Die Konsequenzen, welche daraus für die Metaphysik fließen, gehn uns hier nichts an. Wir betrachten es hier bloß, um auf die große Wichtigkeit, die hohe Dignität des Intellekts aufmerksam zu werden, der der Gegenstand unserer ferneren Betrachtung ist, und zwar jetzt von innen ausgehend, vom Bewußtsein desselben; wir stellen Selbstbetrachtungen des Intellekts an.

Ueber die Endlichkeit und Nichtigkeit der Erscheinungen.

Ist nun also, wie bereits gezeigt, der Satz vom Grunde in allen seinen Gestaltungen das Prinzip der Dependenz, Relativität, Endlichkeit in allen Objekten für das Subjekt; und läßt sich, wie wir eben sahen, das ganze eigentliche Wesen jeder Klasse von Objekten zurückführen auf die Relation, die der Satz vom Grunde in derselben bestimmt, so daß die Erkenntnis jener Art der Relation auch die des Wesens der Klasse von Vorstellungen ist; so folgt, daß vermöge des Satzes vom Grunde, als der allgemeinen Form aller Objekte des Subjekts, diese Objekte selbst durch und durch nur in der Relation zu einander bestehn, nur ein relatives, bedingtes Dasein haben, nicht ein absolutes, bestehendes Dasein an und für sich. Jene Instabilität, die der Satz vom Grunde den Objekten erteilt, ist am auffallendsten und sichtbarsten in seiner einfachsten Gestaltung,

der Zeit: in ihr ist jeder Augenblick nur, sofern er den vorhergehenden, seinen Vater vertilgt hat, um selbst wieder ebenso schnell vertilgt zu werden: Vergangenheit und Zukunft sind so nichtig, als irgend ein Traum, die Gegenwart allein ist wirklich da; aber sie ist nur die ausdehnungslose Grenze zwischen jenen beiden: was eben gegenwärtig war, ist schon vergangen.

Dieselbe Nichtigkeit, die uns hier augenfällig entgegentritt, ist aber dem Satze vom Grunde in jeder Gestalt eigen und auch jeder Klasse der Objekte, die er beherrscht, da, wie gezeigt, ihr Wesen eben nur in der Relation besteht, die er in ihr setzt, daher was von der Relation gilt auch auf die ganze Art der Vorstellung zu übertragen ist. Im Raume ist der Ort immer nur relativ, ist durch ein anderes bestimmt. Wir erkennen nie unseren absoluten Ort; sondern nur den relativen. Wo sind wir? — da und da; die Grenzen, die uns zunächst umgeben, kennen wir; diese haben andere Grenzen, und so ins Unendliche: denn der Raum ist unendlich: die Verhältnisse unseres Ortes zum nächsten Raume kennen wir; aber so weit wir unsere Kenntnis auch erstrecken, so ist dieser ganze Teil des Raumes endlich und begrenzt, der Raum selbst aber unendlich und unbegrenzt, so daß gegen ihn Ort und Lage, die wir einnehmen, alle Bedeutung verlieren, gänzlich verschwinden, ein unendlich Kleines werden, und unser Irgendwosein nicht viel mehr ist, als nirgends sein.

In der Klasse der anschaulichen vollständigen Vorstellungen oder realen Objekte bringt das darin herrschende Gesetz der Kausalität dieselbe Nichtigkeit hervor, welche die Grundform derselben, die Zeit, hat. So wenig, als diese je stille steht, beharrt irgend etwas in ihr, die Materie als solche ausgenommen, welches wir aus dem Anteile des Raumes an ihr abgeleitet haben. Materie als solche ist nicht anschaubar, sondern nur mit der Form; aber alle Zustände der Materie, alle Formen, sind in stetem Entstehn und Vergehn begriffen; sie werden durch Ursachen, und vergehen durch Ursachen, hängen stets von Ursachen ab, und das ganze Wesen der Welt ist ein beständiger Wandel und Wechsel. Wie die Zeit und der Raum selbst, so hat alles, was in ihnen ist, nur ein relatives Dasein, ist nur durch und für ein Anderes, ihm Gleichartiges, d. h. selbst nur wieder ebenso Bestehendes: daher ist nichts durch sich selbst, daher

hat nichts Bestand. Unter unseren Händen schwindet alles, wir selbst nicht ausgenommen.

Wir sehn also, daß eben weil der Satz vom Grunde in seinen verschiedenen Gestalten die Form alles Objekts ist; auch alles Objekt jener Endlichkeit, Zeitlichkeit, Dependenz, Instabilität, Relativität anheimgefallen ist, deren eigentliches Prinzip jener Satz ist; daher nur ein relatives Sein hat; ist und wieder nicht ist. Das Wesentliche dieser Ansicht ist sehr alt, ja ein lebhaftes und beständiges Bewußtsein derselben scheint zur Eigentümlichkeit philosophischer Geister zu gehören und hauptsächlich sie stets zum Nachdenken aufzufordern. Daher sehn wir schon den Herakleitos den ewigen Fluß der Dinge bejammern*). Die Eleatiker reden von einer beharrenden Substanz, die immer ist und immer sich gleich ist, ohne Bewegung und Veränderung (αμεταβλητον); dem, was sich bewegt und verändert, sprechen sie alles Sein ab, erklären es für bloßen Schein. — Platon nennt alle Dinge dieser Welt das immerdar Werdende, aber nie Seiende, das daher auch gar nie Gegenstand eines Wissens sein könne, sondern nur einer auf Empfindung gestützten Meinung. Und er redet als Gegensatz von dem immerdar Seienden, nie Gewordenen, nie Vergehenden, den ewigen Ideen: von denen allein es ein rechtes Erkennen und Wissen gäbe, suo loco. — Das Christentum nennt diese Welt die Zeitlichkeit, sehr treffend, nach der einfachsten Gestaltung des Satzes vom Grunde, dem Urtypus aller andern, der Zeit, und redet im Gegensatz hiezu von der Ewigkeit. — Spinoza lehrte, das allein Seiende wäre die ewige Substanz, das Ganze der Welt, auf ewige, nicht auf zeitliche Weise erkannt; sie wäre durch sich selbst und bedürfte keines andern als ihrer Ursache; sie bliebe sich immer gleich: aber das in der Zeit Entstehende, Vergehende, Bewegliche, Vielfältige, — das wären die bloßen Accidenzien jener einen beharrenden Substanz. — Der große Kant erklärt alles, was in Zeit und Raum und als Ursache und Wirkung sich darstellt, für bloße Erscheinung, die er entgegengesetzt dem Dinge an sich, dem alle jene Formen fremd wären.

---

*) *Ρειν τα ὁλα ποταμου δικην.*

Diog. Laert.

Λεγει που 'Ηρακλειτος, ὁτι παντα ρει, και ουδεν μενει· και ποταμου ροη απεικαζων τα οντα, λεγει, ὡς δις εις τον αυτον ποταμον ουκ αν εμβαιης.

Plat. Cratyl.

Diese Ansicht ist es eben auch, welche, durchgeführt und genauer erklärt, allen unseren ferneren Betrachtungen zum Grunde liegen wird. — Eben dieselbe Ansicht finden wir auch im Orient, bei dem weisesten und ältesten aller Völker, den Hindus: sie drücken in ihrer Mythologie oder Volksreligion die Sache etwa so aus: Diese ganze wahrnehmbare Welt ist das Gewebe der Maja, welches wie ein Schleier über die Augen aller Sterblichen geworfen ist und sie nun eine Welt sehen läßt, von der man weder sagen kann, daß sie sei, noch auch daß sie nicht sei: denn sie ist, wie ein Traum ist: ihre Erscheinung gleicht dem Widerschein der Sonne in der Sandwüste, welchen der durstige Wanderer von fern für ein Wasser ansieht, oder auch dem hingeworfenen Strick, den er für eine Schlange hält.

In allen diesen so verschiedenen Ausdrücken philosophierender Geister erkennen Sie dieselbe Grundansicht wieder, das Bewußtsein der Instabilität, Relativität und dadurch der Nichtigkeit aller Dinge, denen eben deshalb das eigentliche Sein abgesprochen und nur ein scheinbares zuerkannt wird. — Wir aber haben diese Beschaffenheit aller erscheinenden Dinge, d. h. aller Objekte des Subjekts, zurückgeführt auf ihre innere und gemeinschaftliche Wurzel. Sie sind erstlich nur Vorstellungen, und als solche bedingt durch das Subjekt, also schon deshalb nur relativ da: nur Erscheinungen, nicht Ding an sich. Zweitens ist ihre gemeinschaftliche Form der Satz vom Grunde, der in verschiedenen Gestalten sich darstellt, im wesentlichen aber nur e i n e r ist: er erscheint als Zeit, als Raum, als Kausalität, als Motivation, als Begründung der Erkenntnis. Das Gemeinschaftliche aller dieser Formen, wie ihr Unterscheidendes haben wir gesehn und haben erkannt, daß so wie sie in einem gemeinschaftlichen Ausdruck, welches der Satz vom Grunde ist, zusammentreffen, sie auch aus einer Urbeschaffenheit unseres Erkenntnisvermögens stammen müssen; die Wurzel des Satzes vom Grunde.

Zweiter Teil.

Metaphysik der Natur.

Den zweiten Teil meiner Betrachtungen betitle ich „M e t a p h y s i k“, zur Unterscheidung der beiden noch fol-

genden nenne ich ihn zwar Metaphysik der Natur; aber eigentlich liegt hierin eine Tautologie. Wir wollen vorläufig die Bedeutung des Wortes Metaphysik erörtern. Denn Sie alle haben den Ausdruck schon oft gehört; aber wahrscheinlich würde es Ihnen schwer werden bestimmt anzugeben, was eigentlich damit gemeint sei: denn die Bedeutung des Wortes ist mit der Zeit sehr vieldeutig geworden und hat sich nach verschiedenen Systemen bequemen müssen. „Metaphysik" — es ist ein schöner Name! „Das was jenseit der Natur und des bloß Natürlichen, jenseit der Erfahrung, liegt, — oder die Erkenntnis desjenigen dessen Erscheinung die Natur ist, das sich in der Natur offenbart" — die Erkenntnis des Kerns, dessen Hülle die Natur ist; — die Erkenntnis dessen, wozu sich die Erfahrung als bloßes Zeichen verhält; — in diesem Sinne klingt das Wort so reizend im Ohre jedes, der zum tiefen Denken gestimmt ist, dem die Erscheinung der Welt nicht genügt, sondern der das wahre Wesen in ihr erkennen möchte. Diesen Sinn gibt schon die Etymologie des Worts an und in diesem Sinne überhaupt nehme auch ich das Wort Metaphysik. Auch glaube ich, daß dieses mit dem ursprünglichen Sinne des Worts so ziemlich zusammentrifft. — — Ich habe nämlich gefunden, daß unsre Erkenntnis von der Welt nicht durchaus beschränkt ist auf die bloße Erscheinung, sondern wir allerdings data haben zur Erkenntnis des innern Wesens der Welt, desjenigen davon sie die Erscheinung ist, ihres innern Wesens und Kerns, also, da die Natur bloße Erscheinung ist, desjenigen was jenseit der Natur liegt, des innern Wesens, des Ansich der Natur: die Lehre von dieser Erkenntnis macht den zweiten Teil aus, den ich jetzt beginne: sie heißt demnach Metaphysik, oder tautologisch, jedoch bestimmter bezeichnend Metaphysik der Natur.

Dritter Teil.

Metaphysik des Schönen.

Was ich hier vortragen werde, ist nicht Aesthetik; sondern Metaphysik des Schönen, daher bitte ich nicht etwa die Regeln der Technik der einzelnen Künste zu erwarten. Hier so wenig als in der Logik oder nachher in der Ethik

ist unsre Betrachtung gradezu auf das Praktische gerichtet, in Form von Anweisung zum Thun oder Ausüben; sondern wir philosophieren überall, d. h. verhalten uns rein theoretisch. Aesthetik verhält sich zur Metaphysik des Schönen, wie Physik zur Metaphysik der Natur. Aesthetik lehrt die Wege, auf welchen die Wirkung des Schönen erreicht wird, gibt den Künsten Regeln, nach welchen sie das Schöne hervorbringen sollen. Metaphysik des Schönen aber untersucht das innere Wesen der Schönheit, sowohl in Hinsicht auf das Subjekt, welches die Empfindung des Schönen hat, als im Objekt, welches sie veranlaßt. Hier werden wir demnach untersuchen, was das Schöne an sich sei, d. h. was in uns vorgeht, wenn uns das Schöne rührt und erfreut; und da ferner dieses hervorzubringen die Wirkung ist, welche die Künste beabsichtigen; so werden wir untersuchen, welches das gemeinsame Ziel aller Künste, der Zweck der Kunst überhaupt sei, und dann zuletzt auch wie jede einzelne Kunst auf einem ihr eigenen Wege zu jenem Ziel gelangt.

Diese ganze Betrachtung des Schönen aber nehmen wir nicht müßig vor, nicht so ex nunc, weil es uns eben beifällt, daß es auch ein Schönes und Künste gibt; sondern diese Betrachtung ist ein notwendiger Teil des Ganzen der Philosophie, ist ein Mittelglied zwischen der abgehandelten Metaphysik der Natur und der folgenden Metaphysik der Sitten: sie wird jene viel heller beleuchten und diese sehr vorbereiten. Wir betrachten nämlich das Schöne als eine Erkenntnis in uns, eine ganz besondere Erkenntnisart und fragen uns, welche Aufschlüsse diese uns über das Ganze unsrer Weltbetrachtung erteilt.

Vierter Teil.

Metaphysik der Sitten.

Die Philosophie kann nirgends mehr thun, als das Vorhandene deuten und erklären, das Wesen der Welt, welches in concreto, d. h. als Gefühl jedem verständlich sich ausspricht, zur deutlichen abstrakten Erkenntnis der Vernunft bringen, und dieses in jeder Beziehung und von jedem Gesichtspunkt aus. Auf diese Weise wird jetzt das Handeln des Menschen der Gegenstand unsrer Betrachtung, und wir

werden finden, daß es wohl nicht nur nach subjektivem, sondern auch nach objektivem Urteil der wichtigste von allen ist. Ich werde dabei auf das bisher Vorgetragene mich als Voraussetzung stützen; ja eigentlich nur die eine Erkenntnis, welche das Ganze der Philosophie ist, jetzt an diesem Gegenstande entfalten, wie bisher an andern.

Eingang des letzten Kapitels: von der Verneinung des Willens zum Leben, oder von der Entsagung und Heiligkeit.

Wir sind mit der Betrachtung der ethischen Bedeutung des Handelns jetzt eigentlich zu Ende. Das Wesen von Recht, Unrecht, Tugend, Laster, ist erklärt und ausgelegt infolge unserer Metaphysik der Natur. Ich könnte insofern meinen Vortrag hier beschließen. Allein ich habe noch ein Kapitel abzuhandeln über einen Gegenstand, den die Philosophen sonst nie mit in ihre Betrachtung gezogen haben, die Resignation. Ich habe über diesen Punkt viele Widersprüche hören müssen, und sage es Ihnen, damit Ihr Urteil um so freier bleibe, mir beizustimmen, oder nicht. Von meiner Weltansicht ist jedoch dies Kapitel von der Resignation ein sehr wesentlicher Teil. Denn das Wesen der Resignation ist Verneinung des Willens zum Leben, also die Antithese der früher dargestellten Bejahung des Willens zum Leben. Durch diese Betrachtung der Verneinung des Willens zum Leben allein wird das Ganze meiner Philosophie abgeschlossen, indem dadurch allein das Dasein der Welt als relativ erscheint, nämlich als völlig abhängig vom ewig freien Willen, der ebensowohl, als er die Welt wollen kann, sie auch nicht wollen kann. Die Welt ist uns eben nur die Darstellung, das Abbild des Willens zum Leben, durch welches Abbild er sich selbst erkennt, sein eigenes Wesen ihm als Vorstellung gegeben wird. Wir haben daher zu betrachten, welche Rückwirkung auf den Willen selbst diese Erkenntnis haben kann, wodurch wir erst ein Ziel, einen Zweck der erscheinenden Welt erkennen. — Wir haben ferner das Dasein als dem Leiden wesentlich verknüpft erkannt: natürlich erhebt sich die Frage, ob wir denn diesem leidenden Dasein durch ein unwiderrufliches Fatum auf ewig anheimgefallen sind, oder ob es eine Erlösung davon gibt; denn daß der Tod nicht aus der Welt herausführt, ist gezeigt, so wenig als die Geburt eigentlich hineinführt:

nur unsre Erscheinung hat Anfang und Ende, nicht unser Wesen an sich.

Ueber dieses alles nun gibt dies letzte Kapitel einen Aufschluß und ist sonach der Schlußstein des Ganzen. Ihre Beistimmung bleibt frei. Immer aber bemerken Sie ein für allemal, daß alle meine ethische Betrachtungen nie die Form des Gesetzes oder der Vorschrift haben, ich nie sage, man soll dies thun und jenes nicht: sondern ich immer nur mich theoretisch verhalte und das Thun jeder Art auslege, deute; was im Innern dabei vorgeht darlege in Begriffen.

Unsere bisherige ethische Betrachtung über Recht, Unrecht, Tugend, Laster, nahm ihren Hauptlehrsatz aus der Metaphysik der Natur, wo uns die Einheit des Dinges an sich bei der Vielheit seiner Erscheinungen gewiß geworden war. In diesem letzten Kapitel von der Resignation oder Willenslosigkeit berücksichtige ich mehr den dritten Teil, die Metaphysik des Schönen, insofern nämlich wir schon dort, in der ästhetischen Anschauung, welche die Erkenntnis der Ideen ist, schon einen Zustand des willenslosen Erkennens gefunden haben, also einen Zustand, in welchem wir dasind, ohne zu wollen, eine Willenlosigkeit für den Augenblick. Also zur Sache.

Schluß des letzten Kapitels.

Die Dunkelheit welche über unser Dasein verbreitet ist, in deren Gefühl Lucrez ausruft

> Qualibus in tenebris vitae, quantisque periclis
> Degitur hocc' aevi quodcumque est!

diese Dunkelheit, die eben das Bedürfnis der Philosophie herbeiführt und deren sich philosophische Geister in einzelnen Augenblicken mit einer solchen Lebhaftigkeit bewußt werden, daß sie den andern als beinahe wahnsinnig erscheinen können: diese Dunkelheit des Lebens also muß man nicht daraus zu erklären suchen, daß wir von einem ursprünglichen Licht abgeschnitten wären, oder unser Gesichtskreis durch irgend ein äußeres Hindernis beschränkt wäre, oder die Kraft unsers Geistes der Größe des Objekts nicht angemessen wäre; durch welche Erklärungen alle, jene Dunkelheit nur relativ wäre, nur in Beziehung auf uns und unsre Erkenntnisweise

vorhanden. Nein, sie ist absolut und ursprünglich: sie ist daraus erklärlich, daß das innere und ursprüngliche Wesen der Welt nicht Erkenntnis ist, sondern allein Wille, ein Erkenntnisloses. Die Erkenntnis überhaupt ist sekundären Ursprungs, ist ein Accidentelles und Aeußeres. Darum ist nicht jene Finsternis ein zufällig beschatteter Fleck mitten in der Region des Lichtes; sondern die Erkenntnis ist ein Licht mitten in der grenzenlosen ursprünglichen Finsternis, in welche sie sich verliert. Daher wird diese Finsternis desto fühlbarer, je größer das Licht ist, weil es an desto mehr Punkten die Grenze der Finsternis berührt: ich will sagen, je intelligenter ein Mensch ist, desto mehr empfindet er, welche Dunkelheit ihn umfängt und wird eben dadurch philosophisch angeregt. Hingegen der Stumpfe und ganz Gewöhnliche weiß gar nicht, von welcher Dunkelheit eigentlich die Rede ist: er findet alles ganz natürlich: daher ist sein Bedürfnis nicht Philosophie, sondern nur historische Notiz davon, Geschichte der Philosophie.

Aphorismen.

1. Verhältnis der Philosophie zu Leben, Kunst und Wissenschaft.

1.

Vielen Menschen sind die Philosophen lästige Nachtschwärmer, die sie im Schlafe stören.

2.

Daß die meisten Menschen keine Philosophen werden, kommt daher, daß das Konkrete, Einzelne der Erscheinung, die Mannigfaltigkeit der Erfahrung, durch ihren Schein von Realität, ihre Aufmerksamkeit fesseln, so daß, wenn sie sich von jenen abziehn sollen zu einer Betrachtung des Ganzen der Erfahrung, ihnen angst und bang wird, wie dem Kind, wenn die Amme weggeht; und sie fürchten etwas zu versäumen, wenn sie jenen Strom der Erfahrung außer acht lassen sollen. Dem Philosophen hingegen wird eben in diesem Strom der einzelnen Erscheinungen angst und bang; und wenn jene nicht die Geduld haben, sich vom Einzelnen und Mannigfaltigen zu entfernen, und es fortfließen zu lassen, um das Ganze zu betrachten; so hat dieser nicht die Geduld, das Einzelne zu betrachten, bevor er weiß, was er aus dem Ganzen zu machen hat.

3.

Wem nicht zuzeiten die Menschen und alle Dinge wie bloße *Phantome* oder *Schattenbilder* vorkommen, der hat keine Anlage zur Philosophie: denn jenes entsteht aus dem Kontrast der einzelnen Dinge mit der Idee, deren Erscheinung sie sind. Und die Idee ist nur für das höher gesteigerte Bewußtsein zugänglich.

4.

Man denke sich das ganze menschliche Wissen als einen vielzweigichten Baum, doch so, daß vom Stamm wenige Zweige ausgehn, von welchen aus, durch allmähliche Verästelung, sich unzählige, zuletzt ganz kleine Zweige verbreiten.

— Der Bearbeiter einer speziellen Wissenschaft ist bemüht, zwei der letzten und kleinsten Zweige zusammenzubringen; was nicht schwer hält, da sie sehr nahe beisammen stehn. — Der Philosoph hingegen trachtet die unmittelbar vom Stamm ausgehenden Hauptäste in Verbindung zu setzen. Daher wird er nicht Experimente machen mit Laugensalzen und Säuren, oder mühsame Nachforschungen anstellen, um auszumachen, ob es wirklich nur sieben Könige in Rom gegeben, oder die Gleichung des Diameters gegen die Peripherie noch um einige Dezimalstellen weiter rechnen: sondern er wird das Leben im ganzen und großen betrachten, dessen Haupt- und Grundzüge, die sich eben auch in der alltäglichsten Erfahrung hervorthun, richtig und vollständig aufzufassen suchen.

5.

Der Anfang der Theologie ist die Furcht,
primus in orbe Deos fecit timor.

Petron. fragm. 22, p. 219.

Diesen berühmten Satz hat am gründlichsten Hume ausgeführt Nat. hist. of relig. und Dialogues: daher es, wenn die Menschen glücklich wären, nie zur Theologie käme. Aber der Anfang der Philosophie ist ein ganz anderer, nämlich zweckloses Besinnen, und sogar in einer Welt ohne Leiden und ohne Tod würde es in einem genialen Kopf dazu kommen. Aber etwas dem Intellekt Natürliches ist sie darum keineswegs, sondern etwas, dazu es nur durch ein monstrum per excessum, genannt Genie, kommt.

Die Natur wie die Bestimmung des Intellekts ist das Aufsuchen und Beurteilen der Objekte eines individualisierten Willens (als welchem beigegeben er jedesmal erscheint) und der Wege zu ihrer Erlangung: das Philosophieren fängt an durch Verlassen dieses Weges und ist demnach ein müßiges (dem Willen zweckloses) Besinnen über das Dasein überhaupt. Der Intellekt tritt hiebei auf als abgesondert von allem Willen, d. i. als reiner Intellekt: eine ihm nicht natürliche Stellung. Gemacht und bestimmt

ist der Intellekt nur, die Verhältnisse der Erscheinungen zu erkennen zum Dienste eines individualisierten Willens, dessen Objekte diese Erscheinungen sind. Beim Philosophieren wird er also angewandt auf etwas, dazu er gar nicht gemacht und berechnet ist, nämlich das Dasein überhaupt und an sich. Sein erster Versuch ist nun natürlich, die Gesetze der Erscheinung (die ihm eigentümlich sind) anzuwenden auf das Dasein überhaupt: also das Dasein an sich zu konstruieren nach Gesetzen der bloßen Erscheinung; z. B. Anfang, Ende, Ursache, Zweck des Daseins überhaupt zu suchen. Das ist aber so unzulänglich, als es wäre, mit bloßen geometrischen Flächenmaßen den Kubikinhalt zu erschöpfen. Daher ist jede Philosophie zuerst Dogmatismus. Nach deren Mißlingen und nach dem Darthun dieses Mißlingens, welches der Skepticismus ist, tritt spät ein die Erkenntnis, daß die Formen der Erscheinung gar nicht taugen, das Dasein selbst, dessen bloße Oberfläche gleichsam die Erscheinung ist, zu konstruieren: dies ist die Kritik der reinen Vernunft. Dann bleibt nichts übrig zu leisten, als die Nachweisung der Erscheinung als solcher, mitsamt ihren Gesetzen, sodann die Nachweisung des Dinges an sich an dem Punkte, wo es in die Erscheinung tritt und also insofern erkennbar wird, und endlich die Deutung der gesamten Erscheinung in Beziehung auf diesen Punkt und dadurch auf das Ding an sich: das ist die Darstellung der Welt als Wille und Vorstellung.

6.

Ein Dichter ist man nicht ohne einen gewissen Hang zur Verstellung und Falschheit; hingegen ein Philosoph nicht ohne einen gerade entgegengesetzten Hang. Dies ist wohl eine Fundamentaldifferenz beider Geistesrichtungen, die den Philosophen höher stellt, wie er denn auch wirklich höher steht und seltener ist.

7.

Dem Philosophen so wenig als dem Dichter darf die Moral über die Wahrheit gehen.

8.

Die Freude, das Allgemeine und Wesentliche der Welt, von irgend einer Seite, unmittelbar und anschau-

lich, richtig und scharf aufzufassen, ist so groß; daß der, dem sie wird, alle andern Zwecke vergißt, alles stehn und liegen läßt, um durch Aufzeichnung des Resultats solcher Erkenntnis in bloßen abstrakten Begriffen, wenigstens eine trockne farblose Mumie von ihr, oder auch einen groben Abdruck derselben aufzubewahren, zunächst für sich und nach Gelegenheit für andre, falls welche dergleichen zu schätzen wissen sollten.

9.

Wenn ein Tabulettkrämer den Herren Haarnadeln und den Damen Pfeifenköpfe anbietet, so lacht man über seine Dummheit; — aber wie viel toller ist der Einfall des Philosophen, der die Wahrheit zu Markte trägt, und sie an die Menschen abzusetzen hofft: die Wahrheit — für die Menschen!! —

10.

Für die Philosophie könnte nichts Besseres geschehn, als daß alle Professuren derselben aufgehoben würden. Dadurch würde der größte aller Uebelstände gehoben, nämlich daß die, welche die Wahrheit suchen, kollidieren mit denen, welche nur ein Stück Brot suchen, von deren Politik und Ränken jene mannigfach gestört werden, nie geholfen. — Philosophie ist für Ausnahmen: nur das entschiedenste Genie kann sie fördern: der gewöhnliche Mensch verdirbt sie, sobald er nur ein Wort aus eignen Mitteln hinzusetzt. Was ist daher aus der Philosophie seit Kant geworden! da alle die Ordinarien und Extraordinarien mitgeredet haben.

11.

Die Philosophie ist so lange vergeblich versucht, weil man sie auf dem Wege der Wissenschaft, statt auf dem der Kunst suchte. Daher hat keine Kunst so entsetzliche Pfuscherei aufzuweisen, als diese. Man suchte das Warum, statt das Was zu betrachten; man strebte nach der Ferne, statt das überall Nahe zu ergreifen; man ging nach außen in allen Richtungen, statt in sich zu gehen, wo jedes Rätsel zu lösen ist. Man war im Theoretischen auf eben die Art thöricht, wie wir alle es beständig im Praktischen sind, wo wir vom Wunsch zur Befriedigung und dann zum neuen Wunsch eilen und so das Glück endlich zu finden hoffen; statt nur

ein einziges Mal in uns zu gehn, vom Wollen uns loszureißen und im bessern Bewußtsein zu verharren.

Die horizontale Linie ist der Weg der Wissenschaft und des Genusses, die senkrechte der Weg der Kunst und der Tugend.

Der Satz vom Grunde in seinen vier Gestalten gleicht einem Sturm ohne Anfang und Ende, der alles mit sich fortreißt: auch die Wissenschaft geht seinen Weg stolzierend, im Wahn eines Ziels: aber die Kunst gleicht dem ruhigen Sonnenlicht, das kein Sturm erschüttert und das den Sturm durchschneidet. — Der Philosoph vergesse nie, daß er eine Kunst treibt und keine Wissenschaft. Läßt er sich im mindesten von jenem Sturm von der Stelle rücken, läßt er sich auf Ursach und Wirkung, auf Früher und Später, oder gar auf Abspinnen aus Begriffen ein; so ist ihm die Philosophie verloren, und an ihrer Statt werden ihm Märchen. Nicht dem Warum gehe er nach, wie der Physiker, Historiker und Mathematiker; sondern er betrachte bloß das Was, lege es in Begriffen nieder (die ihm sind was der Marmor dem Bildner), indem er es sondert und ordnet, jedes nach seiner Art, treu die Welt wiederholend, in Begriffen, wie der Maler auf der Leinwand.

12.

Wenn auch einst die Philosophie zur höchsten Vollendung gediehen sein wird, so wird sie doch nie, bei der Erkenntnis des Wesens der Welt, die anderen Künste entbehrlich machen; vielmehr wird sie ihrer stets als eines notwendigen Kommentares bedürfen. Umgekehrt ist auch sie der Kommentar der übrigen Künste, aber nur für die Vernunft, als abstrakter Ausdruck des Inhalts aller andern Künste, und sonach des Wesens der Welt.

13.

Wäre die Philosophie Erkenntnis nach dem Satz vom Grunde, d. h. Erkenntnis einer Notwendigkeit der Folge aus dem Grund, dann wäre sie, einmal gefunden, für jeden ohne Unterschied da und jedem erreichbar, der sich nur Mühe und Zeit nicht verdrießen ließe. Wer könnte aber wohl je im Ernst glauben, daß die Erkenntnis, gegen welche jede andre von unendlich kleinem Wert ist, so ohne Unterschied der Person besitzbar wäre, während die Madonna Raphaels,

der Don Juan Mozarts, der Hamlet Shakespeares und der Faust Goethes für jeden nur nach Maßgabe seines eignen Werts da sind; für die meisten fast gar nicht, die solche Werke nur auf Autorität verehren.

Mit der echten Philosophie, wenn sie je gefunden würde, könnte es, eben weil sie nur aus der höchsten Steigerung menschlicher Fähigkeiten hervorgehn gekonnt haben müßte, nicht anders sein.

14.

Meint ihr denn, die Philosophie werde nicht sein wie jedes echte Kunstwerk, das unerreichbare Maß, an dem jeder seine eigne Höhe mißt? sondern sie werde sein wie ein Rechnungsexempel, das auch der Beschränkteste und Geistesärmste sich vollständig aneignen und übersehn kann?

15.

Sofern die Philosophie nicht Erkenntnis nach dem Satz vom Grund ist, sondern Erkenntnis der Idee, ist sie allerdings den Künsten beizuzählen: allein sie stellt die Idee nicht, wie die andern Künste, als Idee, d. h. intuitiv dar, sondern in abstracto. Da nun alles Niederlegen in Begriffen ein Wissen ist, so ist sie insofern doch eine Wissenschaft: eigentlich ist sie ein Mittleres von Kunst und Wissenschaft, oder vielmehr etwas, das beide vereinigt.

16.

Sollte nicht Goethe mit seinem Gedicht, welches „Der Spiegel der Muse" überschrieben und den Propyläen eingerückt ist, den Gegensatz gemeint haben zwischen Wissenschaft und Kunst, Erkenntnis nach dem Satz vom Grund und Erkenntnis der Idee? Ist nicht der Fluß die Welt der einzelnen Dinge, die sich der Realität und Wahrheit rühmt, der stille See dagegen die Kunst, welche allein die eigentliche Wahrheit, d. h. die Platonische Idee, zeigt?

17.

Es war zu voreilig, daß man aus dem bisherigen Mißlingen die Hoffnung auf eine genügende Philosophie aufgab. Man hätte wenigstens denken sollen, daß auch hier est quadam prodire tenus. Aber die Hoffnung soll man aufgeben, daß eine genügende Philosophie das Abbild der Besinnung

des Menschen, ja dem dumpfen, besinnungslosen, taumelnden Pöbel einleuchten könne, und à la portée de tout le monde sein werde. Sie wird Kunst sein und wie diese, nur wenigen wirklich dasein. Denn für die meisten sind weder Mozart noch Raphael, noch Shakespeare je dagewesen: eine unübersteigbare Kluft trennt diese auf immer von der Menge: wie die Nähe von Fürsten dem Pöbel unzugänglich ist. Den meisten ist der Don Juan nur ein angenehmes Geräusch, auf das sie im ganzen auch wenig hören und achtgeben, sondern sich unterdessen mit andern Dingen amüsieren, Raphaels Madonna eben ein Bild wie die andern, und Shakespeare ein mißlungener Kotzebue. Autorität läßt sie ihre Meinung nicht aussprechen. — Anders kann es auch mit der echten Philosophie nicht sein.

18.

Nach Welt-Anfang und -Ende, Zustand vor und nach dem Tode u. s. w. fragen, worin der Zweck fast alles Philosophierens vor Kant bestand, und wozu uns allerdings die bloße Vernunft treibt: — dies ist das widersprechende Beginnen, das Ding an sich nach den Gesetzen der Erscheinung erkennen zu wollen: die Sonderung und Erkenntnis beider ist die wahre Philosophie.

Alle Mythen vom Zustande nach dem Tode, von Vergeltung und Strafe, alle Religionen, sind solche Versuche, das Ding an sich nach den Gesetzen der Erscheinung zu konstruieren: nach einer solchen Konstruktion wäre die Welt eine Frucht, deren dicke Schale ihre ganze Masse ausmachte, ohne Fleisch und Kern. So gut gemeint solche Mythen, ja zweckdienlich und ersprießlich sie sein mögen: sie sind doch für den Philosophen was chinesische Götzen dem Phidias wären. Und auch die Wahrheit hat ihre Rechte.

19.

Die Narren, welche heutzutage philosophische Schriften abfassen, haben zur innersten festen Ueberzeugung, die sie gar nicht einmal in Frage ziehn, diese, daß der letzte Zweck und das Ziel aller Spekulation sei — Erkenntnis Gottes; während er nichts andres ist, als Erkenntnis seines eignen Selbst; wie sie schon hätten am Tempel zu Delphi lesen, oder wenigstens von Kant lernen können: aber der hat

eigentlich so wenig Einfluß auf sie, als ob er 100 Jahre nach ihnen lebte.

20.

Dadurch daß einer bei der Kontemplation sich selbst vergißt, bloß weiß, daß hier jemand kontempliert, aber nicht weiß, wer es ist, d. h. von sich nur weiß, sofern er von den Objekten weiß: dadurch erhebt er sich zum **reinen Subjekt des Erkennens** und ist nicht mehr ein (immer beschränktes, einzelnes) Subjekt des Wollens.

Dadurch aber ferner, daß er von dem Zeitpunkt, in welchem er sowohl als das Objekt sich gemeinschaftlich befinden, nicht weiß: erhebt er das Objekt zur Platonischen Idee. Er wird dadurch von der letzten und am festesten haftenden Gestaltung des Satzes vom Grunde (der Zeit) befreit.

Denn erstlich ist schon gar keine Kontemplation möglich, solang einer sich mit Objekten der Vernunft beschäftigt: dann hat er lauter Begriffe und in ihnen den Satz vom Grund des Erkennens, mit seinem ewigen Weswegen.

Zweitens solang einer seinen Verstand mit Hilfe der Vernunft dem Kausalitätsgesetz nachgehn läßt, und den Ursachen des So-seins der betrachteten Objekte nachgeht, kontempliert er nicht: er denkt, ihn plagt das Warum.

Das Subjekt des Wollens muß mit seinen Motiven, wie oben gesagt, ganz gebannt sein. Welches das dritte ist.

Viertens also der Seinsgrund in der Zeit, das Wann muß vergessen werden, wenn die Platonische Idee des Objekts sich zeigen soll.

Folglich muß das kontemplierte Objekt gleichsam ganz aus dem Strom des Weltlaufs herausgerissen und isoliert werden.

Alsdann nun hat man nicht das Weswegen, das Warum noch das Wann, folglich nicht das, was der Satz vom Grund heischt: sondern man hat das reine Wie, das was dem Satz vom Grund gar nicht unterworfen ist: das ist die Platonische Idee, der adäquate Repräsentant des Begriffs*). Das ist das wahrhaft Seiende der Welt, die Welt, über die man zu beschließen hat, ob man sie will oder nicht, mit völliger Allmacht zur Ausführung seines Willens:

---

*) Das reine Erkennen ist in Hinsicht auf das Subjekt Freisein vom Wollen; in Hinsicht auf das Objekt Freisein vom Satz des Grundes.

denn der Tod gehört eben nur mit zur Welt. Dies ist es auch, was jedes gute Gemälde darstellt: es weiß auch von keinem Warum, Weswegen, noch Wann.

Die Wissenschaften sind eben die Betrachtung der Dinge nach ihren Beziehungen gemäß den vier Gestaltungen des Satzes vom Grunde, deren ja in jeder Wissenschaft eine besonders vorherrscht: das Objekt der Wissenschaften ist also eben das Warum, Weswegen, Wann, Wo u. s. w. — Was aber nach Abzug dieses von den Dingen übrig bleibt, das ist die Platonische Idee, das ist der Gegenstand aller Kunst. So ist also jedes Objekt einem Teile nach Objekt der Wissenschaft, dem andern nach Objekt der Kunst, und beide thun sich niemals Eintrag. — Da ich erwiesen habe, daß die wahre Philosophie sich bloß mit den Ideen beschäftigt, so finden wir auch hier den Beweis, daß sie Kunst sei und nicht Wissenschaft.

Die Wonne der Kontemplation fließt zur Hälfte aus der zuerst angegebenen ihrer Bedingungen, und besteht folglich darin, daß wir, von der Qual des Wollens befreit, reines Subjekt des Erkennens sind und so einen Sabbath der Zuchthausarbeit des Wollens feiern: zur andern Hälfte fließt sie aus der Erkenntnis des wahren Wesens der Welt, d. i. der Idee.

21.

Meine Philosophie soll von allen bisherigen (die Platonische gewissermaßen ausgenommen) sich im innersten Wesen dadurch unterscheiden, daß sie nicht, wie jene alle, eine bloße Anwendung des Satzes vom Grunde ist und an diesem als Leitfaden daherläuft, was alle Wissenschaften müssen, daher sie auch keine sein soll, sondern eine Kunst. Vielmehr wird sie nicht an dem was zufolge einer Demonstration sein muß, sondern einzig an dem was ist sich halten: aus dem Gewirre unsers Bewußtseins wird sie jede einzelne Thatsache herausheben, bezeichnen, benennen: wie der Bildner aus dem großen ungestalten Marmorfelsen bestimmte Formen heraustreten läßt: sie wird daher notwendig durchaus sondernd und trennend verfahren, da sie nichts Neues schaffen, sondern nur das Vorhandene zu unterscheiden lehren will: ihr wird deshalb der Name des Kriticismus im ursprünglichen Sinne des Worts zukommen.

22

Zwischen Dogmatismus und Kriticismus ist weiter kein Unterschied, als der, daß der Kriticismus ein Versuch ist, uns aus dem Traum des Lebens zu wecken, der Dogmatismus hingegen ein nur noch viel festeres Einschlafen. — Daß viele grade von denen, welche für alle andern Künste den meisten Sinn haben, gegen die Philosophie eifern, kommt daher, weil sie jene Beschaffenheit des Dogmatismus merken, und der Kriticismus, schon wegen seiner Schwierigkeit, ihnen ganz unbekannt ist.

23.

Finden wir Widersprüche in der Welt, so ist dies ein Zeichen, daß wir den wahren Kriticismus noch nicht besitzen und was Zwei ist für Eins halten.

24.

Philosophie hat viel Aehnlichkeit mit der Anatomie des Gehirns: falsche Philosophie (d. h. falsche Weltansicht) und fasche Anatomie des Gehirns zerschneiden und trennen was als Eins und ein Ganzes zusammengehört, und vereinigen dagegen in den abgeschnittenen Stücken fremdartige Teile. Wahre Philosophie und wahre Anatomie des Gehirns zerlegen alles richtig, finden und lassen als Eins was Eins ist und legen heterogene Teile auseinander. Vergl. Platons Phädros, S. 361—363.

25.

So oft ich in einen neuen Zustand, in eine neue Umgebung, getreten bin, bin ich anfangs meistens unzufrieden und verdrießlich. Dies kommt daher, daß ich vorher in Gedanken, den neuen Zustand im ganzen, wie die Vernunft es mit sich bringt, übersah, jetzt aber die Gegenwart voll neuer Objekte lebhafter, als sonst, auf mich einwirkt, dabei aber, wie alle Gegenwart, dürftig sein muß, und ich nun von ihr schon die Erfüllung alles dessen verlange, was der neue Zustand mir verhieß, indem ich eben ihrer lebhaften Einwirkung wegen mich mit ihr beschäftigen muß und nicht zur Uebersicht der ganzen Lebensweise, in der Vernunft, kommen kann.

Viele Verdrießlichkeit überhaupt entsteht mir, und allen lebhaften Menschen, durch ein solches zu starkes Befangensein in der Gegenwart. Die hingegen, deren Hauptkraft

die Vernunft, und zwar in ihrer Anwendung aufs Praktische, ist, d. i. die eigentlich vernünftigen, gesetzten, gleichmütigen Charaktere sind viel heiterer, doch weniger in einzelnen Augenblicken aufgeregt und in brillanter Laune; auch können sie nicht genial sein. Denn sie leben eigentlich und hauptsächlich in Begriffen, wobei das Leben selbst und die Gegenwart nur mit schwachen Farben vor ihnen stehn. Der Begriff aber kann nie mehr enthalten als die Anschauung, deren reflektierte, abstrakte Vorstellung er ist. Jene bloß vernünftigen haben wenig Phantasie (sonst würde diese bald, wie bei mir, die Vernunft überwältigen), ihre Begriffe sind also aus der Wirklichkeit abgezogen und diese gibt immer dürftige, fehlerhafte Exemplare, aus denen (woven es immer auch sei) die Phantasie erst das vollkommne Bild, das Ideal, das was gleichsam die Wirklichkeit hervorbringen will, aber nicht kann, — herausraten, divinieren und schaffen muß: ein solches Produkt der Phantasie, ein solcher idealer Repräsentant der Begriffe ist die Platonische Idee. Darum nun ist Genialität nie ohne Phantasie, welche ihr notwendiges Werkzeug ist, und dieserhalb hat man geglaubt, Genie sei Phantasie; was doch nicht ist. Aus diesen Ideen wieder Begriffe zu bilden und zu ordnen, aber vollständige und reiche, die das Gepräge ihres Ursprungs tragen, und diese zu einem systematischen Ganzen, zu einer Wiederholung der Welt im Stoff der Vernunft, den Begriffen, zusammenzusetzen, das ist die Methode, durch die ich eine Philosophie schaffen will: statt daß man bisher sie immer durch Anwendung des Satzes vom Grunde zu finden hoffte, der aber nur für die Wissenschaft taugt, die Philosophie hingegen eine Kunst ist.

Die deren Hauptkraft die Vernunft ist (eben weil die andern Kräfte bei ihnen nicht stark sind), die rein Vernünftigen können nicht viel Einsamkeit vertragen, obgleich sie doch nicht lebhaft in Gesellschaft sind: denn Begriffe beschäftigen nur einen Teil des Menschen, man will Anschauung, und sie müssen diese in der Wirklichkeit suchen: statt daß wer starke Phantasie hat, durch diese genug anschaut, daher der Wirklichkeit und auch der Gesellschaft mehr entbehren kann.

26.

Alle Wissenschaft ist nicht zufällig (d. h. ihrem dermaligen Stande nach), sondern wesentlich (d. h. immer und

ewig) ungenügend. Denn wenn die Physik auch zur Vollendung gediehen wäre, d. h. wenn ich auch jedes Phänomen aus einem andern zu erklären wüßte; so bliebe damit doch die ganze Reihe der Phänomene unerklärt, d. h. das Phänomen überhaupt bliebe ein Rätsel.

Eine letzte Ursach gibt es bloß für die Vernunft, nicht aber für den Verstand: d. h. eine letzte Ursach ist die Vorstellung einer selbst unmöglichen Vorstellung, d. h. ich kann den abstrakten Begriff einer letzten Ursach haben, denn sonst spräche ich ihn hier nicht aus: nicht aber kann ich mir anschaulich vorstellen ein Objekt, bei dem es mir gar nicht einfiele, seine Ableitung von einem andern zu suchen.

So arm und dürftig ist alle Wissenschaft, und ihr Weg ohne Ziel! — Aber die Philosophie verläßt ihn und tritt zu den Künsten über. Da wird sie sein, wie die Künste alle, reich und allgenugsam. — Seht den Musiker, wie er im Triumph seine Kunst übt, die ihre Allgenugsamkeit über ihn verbreitet. Bleiben da noch Zweifel und Skrupel zu lösen? Sie spricht auf ihre Weise die Welt aus und löset alle Rätsel. Keine Beziehung ohne Ende auf ein andres macht hier, wie in der Wissenschaft, alles zum Bettel. Man begehrt nicht weiter, man hat alles, man ist am Ziel; allgenugsam ist diese Kunst, und die Welt ist vollständig wiederholt und ausgesprochen in ihr. Auch ist sie die erste, die königlichste der Künste. Wie die Musik zu werden ist das Ziel jeder Kunst. Aber auch die Malerei löset ihre Aufgabe und ebenso die Skulptur: sie wiederholen die Welt, wo nicht die ganze, doch den Teil, der im Gebiet ihres Materials liegt: die Ideen stellen sie dar, dasjenige aus dieser Welt, was allein Bestand hat und nicht stets bei einem andern Anhalt sucht und bettelt, das was auf diesem rast- und bestandlosen Strom vierfachgestalteter Gründe und Folgen allein feststeht, wie der Regenbogen auf den unsteten, fallenden Tropfen. — Und so auch die Poesie erreicht ihr Ziel und ist allgenugsam. Zwar braucht sie schon die Begriffe, aber nur als Mittel, die Repräsentanten dieser Begriffe sind es, die sie durch dieselben herbeirufen will, daß der Hörer die Welt anschaue in derjenigen Ordnung, Zusammenstellung und von derjenigen Seite, die der Dichter will: und so angeschaut ist sie dann kein Rätsel mehr, sie spricht sich selbst aus, hier wie in der Musik. — Doch ist nicht zu leugnen, daß so unmittelbar am Ziel, so

ganz in jedem Teil, so allgenugsam und für alle Ewigkeit reich, wie die Musik, keine andre Kunst ist. Dafür aber liegt sie uns auch am fernsten, von unserm Jammer aus reicht keine Brücke zu ihr hinüber, und unser Leiden, unser Thun und Treiben bleibt ihr ewig fremd: sie kommt und schwindet wie ein Traum, wir bleiben im Jammer. Die unvollkommeneren Künste liegen unserm Leben näher und doch sind sie alle in ihrer Art der Allgenugsamkeit teilhaft, die der Kunst wesentlich ist, wie ewig unabhelfbare Dürftigkeit der Wissenschaft. So soll also auch die Philosophie allgenugsam werden, herausgehoben aus dem rastlosen Strom, der die Wissenschaften trägt, zur feststehenden ruhigen Kunst. Aussprechen soll sie was die Welt ist, nicht mehr nur das Material betrachten, auf dem sie abgebildet ist. Wiederholen soll sie die Welt, welches das Geschäft jeder Kunst ist: sie wird sie in Begriffen wiederholen, die hier nicht wie bei der Poesie Mittel sein werden, sondern Zweck: im allgemeinen wird sie die Welt aussprechen. Denn die Idee, die sich in der Vielheit des Wirklichen zersplittert, wird im Begriff wieder gesammelt, zwar nur in einem toten und farblosen, aber haltbaren, bleibenden, der Vernunft stets zu Gebot stehenden Abbild.

27.

Wo ist der Irrtum zu Hause? — Da wo der Zweifel. — Wo der Zweifel? — Da wo die Frage. — Wo die Frage? — Da wo das Warum: denn das Was läßt nicht zweifeln. — Wer frägt überhaupt? — Die Vernunft, und sie frägt ohne Ende. Denn in ihr ist der Satz vom Grunde Satz vom Grunde des Erkennens. Nur darüber wie wir die Antwort auf das Warum in abstrakte Begriffe absetzen, ist Zweifel möglich. Nur in den Begriffen wird nach Vergangenheit und Zukunft, nach Ursache und Wirkung u. s. w. gefragt, gezweifelt und geirrt. Nur die Vernunft ist nie mit dem Gegebenen zufrieden, sondern verläßt es, um seinen Grund zu suchen. —

Sehe ich die Natur an, d. h. bleibe ich in der ersten Klasse von Vorstellungen und verhalte mich rein anschauend; so plagen mich weder Skrupel noch Zweifel: da ist alles gegeben, da ist volle Befriedigung, man will nicht weiter, man hat Ruhe im Anschauen. Und auch hieraus ließe sich

das ästhetische Wohlgefallen erklären: obwohl es eigentlich daraus entspringt, daß wir in ihm reines Subjekt des Erkennens sind. Jene Befriedigung und Erlösung vom Zweifel und Fragen bei der Anschauung kommt aber daher, daß in der ersten Klasse der Objekte der Satz vom Grunde, als Gesetz der Kausalität herrscht, und nicht als Erkenntnisgrundgesetz: hier ist demselben schon dadurch genug gethan, daß die Dinge geworden sind: daß wir in abstracto wissen wollen, wodurch sie geworden sind, ist ein andres und fällt ins Reich der Vernunft. In der ersten Klasse also ist kein Fragen noch Irren: selbst beim Grund des Seins ist eigentlich kein Irrtum möglich, solange wir nämlich wirklich beim Anschauen des Seinsgrundes bleiben: der Irrtum wird erst möglich in den Begriffen von den Linien und Zahlen, nicht in diesen selbst. Die Tiere, welche nur die erste Klasse von Vorstellungen haben, kennen auch kein Zweifeln und Fragen, und leben frei davon in der Gegenwart und mit eigener Phantasie.

Künstler sind sehr wenig mit Begriffen beschäftigt, sondern bleiben bei der ersten Klasse. Daher sind ihnen

1. die Begriffe nicht geläufig, sie wissen nicht damit umzugehn, verstehn schwer und sind daher eigensinnig, zumal da sie

2. die Begriffe verachten, folglich auch die Menschen, welche ihnen in bloßen Begriffen zu leben scheinen: denn sie haben erkannt, welche Befriedigung im Anschauen ist und welches ewige Bedürfnis bei den Begriffen. Ein Philosoph kann nur der sein, der frei von aller Reflexion die Welt anschauen und die Ideen erfassen kann, wie der bildende Künstler und der Dichter, zugleich aber die Begriffe so in seiner Gewalt hat, daß er die Welt darin abdrücken und wiederholen kann,

> „Und was in schwankender Erscheinung schwebt
> Befestigt in dem dauernden Gedanken.“

Dem Philosophen muß bei aller Lebhaftigkeit der Anschauung die Reflexion immer ganz nahe liegen: ja er muß einen gleichsam instinktartigen Trieb haben, alles was er anschaulich erkannt sogleich in Begriffen auszudrücken, wie geborne Maler bei allem was sie sehn und bewundern sogleich zum Griffel greifen.

28.

Der ewige Gegensatz zwischen der Betrachtung nach dem Satz vom Grunde, der Wissenschaft, der Vernunft, und der Betrachtung der Idee, der Kunst, des Genies, hat sich wohl am frühsten deutlich in Aristoteles und Platon ausgesprochen.

Wie ich schon irgendwo oben gezeigt habe, daß der Begriff für die Kunst ewig unfruchtbar ist; so bemerkte Aristoteles sehr naiv Metaphys. I, c. 7, daß die Idee für die Wissenschaft völlig unfruchtbar ist.

29.

Eine Wissenschaft kann jeder erlernen, wenn auch der eine mit mehr, der andere mit weniger Mühe. Aber von der Kunst erhält jeder nur so viel, als er, nur unentwickelt, mitbringt. Was helfen einem Unmusikalischen Mozartsche Opern? Was sehn die meisten an der Raphaelschen Madonna? Und wie viele schätzen Goethes Faust nicht bloß auf Autorität? — Denn die Kunst hat es nicht, wie die Wissenschaft, bloß mit der Vernunft zu thun, sondern mit dem innersten Wesen des Menschen, und da gilt jeder nur so viel, als er wirklich ist. Eben dies nun wird der Fall sein mit meiner Philosophie; denn sie wird eben Philosophie als Kunst sein. Jeder wird davon genau nur so viel verstehn als er selbst wert ist: im ganzen wird sie daher wenigen wirklich gefallen, und wird paucorum hominum sein, was ein großer Lobspruch ist. Freilich wird den meisten diese Philosophie als eine Kunst sehr ungelegen sein. Allein ich dächte, wir könnten schon historisch aus dem Mißlingen aller Philosophie als Wissenschaft, d. h. nach dem Satz vom Grunde, versucht seit 3000 Jahren, wohl abnehmen, daß auf dem Wege sie nicht zu erreichen ist. Wer weiter nichts kann, als den Zusammenhang der Vorstellungen auffinden, d. h. Gründe und Folgen verknüpfen, der mag ein großer Gelehrter werden, aber so wenig ein Philosoph, als ein Maler, oder ein Poet oder Musiker. Denn diese alle müssen die Dinge an sich, die Platonischen Ideen, erkennen, der Gelehrte bloß die Erscheinung, d. h. eigentlich den Satz vom Grunde, denn die Erscheinung ist durch und durch nichts andres. Vollkommen bestätigen also wird sich Platons Ausspruch: το πληθος φιλοσοφον ειναι, αδυνατον.

30.

Man ist fast immer der Meinung gewesen, die Aufgabe der Philosophie sei etwas tief Verborgenes zu finden, das von der Welt verschieden und von ihr bedeckt und beschattet sei. Daß man dieses glaubte, kommt daher, daß in allen Wissenschaften offenbare Phänomene gegeben sind und nur die verborgenen, hinter ihnen liegenden, Gründe zu erforschen sind: diese mögen nun Ursachen oder Erkenntnisgründe (allgemeine Begriffe und engere unter diesen, die die Phänomene begreifen und ordnen, wie Cuvier sie zur Zoologie fand) oder Motive und Seinsgründe sein, gleichviel. Von der Philosophie glaubte man, es sei ebenso damit, und hielt sie deshalb auch für eine Wissenschaft. Auch konnte es nicht anders sein, solange man in dem Wahn stand, der Satz vom Grunde sei, wenn auch die Welt nicht wäre; und die Welt sei, wenn auch das vorstellende Subjekt nicht wäre. Aber nachdem wir wissen, daß die Welt nichts ist als eine Vorstellung des erkennenden Subjekts und daher nur für dieses ist, daß daher Sinnlichkeit und Verstand die Objekte gänzlich erschöpfen, wie die Vernunft die Begriffe erschöpft: nachdem wir ferner wissen, daß der Satz vom Grunde nichts ist als die in den vier Klassen der Vorstellungen sich immer in andern Gestalten zeigende Endlichkeit oder vielmehr Nichtigkeit aller Objekte*), vermöge welcher jedes Objekt nur eine scheinbare Existenz hat, wie ein Schatten, den man nicht festhalten kann: denn jedes Objekt ist nur insofern sein Nichtsein noch in der Zukunft liegt und nicht in der Gegenwart, was bei der Unendlichkeit der Zeit aber einerlei ist —: Nachdem wir diese besagten zwei Wahrheiten erkannt haben, werden wir nicht mehr glauben, mit uns werde Versteckens gespielt, indem einesteils im Objekte etwas liege

---

*) Gleichsam der Pferdefuß den der Teufel nicht verleugnen darf, welche Gestalt er auch annimmt, oder überhaupt die blutige Verschreibung jedes Objekts zum Tode und Nichtsein, die wir inne werden, wenn wir sehn wie jede Sekunde nur ist, sofern sie die vorhergehende verschlingt, was durchgeht durch alle Klassen, sich z. B. zeigt in unserm Atemholen, das nur ein stets gehemmtes Sterben ist, u. s. f.

Was willst du armer Teufel geben?
Doch hast du Speise, die nicht sättigt, hast
Du rotes Gold, das ohne Rast,
Quecksilber gleich dir in der Hand zerrinnt,
Ein Spiel, bei dem man nie gewinnt,
— — — — — — —
Zeig mir die Frucht, die fault, eh' man sie bricht,
Die Bäume, die sich täglich neu begrünen.

Goethe.

das Sinnlichkeit und Verstand nicht erkennten (denn das Sein des Objekts ist nur die Vereinigung wahrnehmbarer Zeit und Raumes durch den Verstand) oder anderenteils die Welt einen Grund habe, ein von ihr Verschiedenes, das gefunden werden müßte (denn die Welt ist nur sofern wir sie vorstellen, und der Satz vom Grund ist nur der Ausdruck der Richtigkeit aller und jeder Vorstellung). Vielmehr ist es uns jetzt offenbar daß die Welt nicht ein großes X für ein U ist, nicht ein großer Taschenspielerstreich, daß nicht etwas zu suchen sei, das dahinter steckt; sondern daß der Charakter der Welt durchaus **Ehrlichkeit** ist, daß sie selbst das ist, wofür sie sich gibt und daß wir um alle Offenbarung zu erlangen nichts brauchen, als zu merken auf das was vor uns ist, und die Welt wohl ins Auge zu fassen*). Wäre es nicht so, wie könnte denn alle Kunst um so schöner sein, je objektiver und naiver sie ist? Nun könnte man aber fragen: „Wozu denn noch Philosophie? Die Welt sehn wir alle und somit ist uns alle Weisheit gegeben und ferner nichts zu suchen!" Auf solche Frage muß zuvörderst gefragt werden: Was ist überhaupt Irrtum und Wahrheit? — Die Welt lügt nicht; indem wir sie anschauen (mit Sinnen und Verstand), können wir nicht irren; ebensowenig lügt unser eignes Bewußtsein: unser Innres ist was es ist, wir eben selbst sind es ja, wie könnte Irrtum möglich sein?! — Nur der Vernunft ist Irrtum möglich, nur in den Begriffen hat er statt. Wahrheit ist die Beziehung eines Urteils auf etwas außer ihm. Wir irren, indem wir Begriffe so vereinigen, daß sich eine dieser Vereinigung entsprechende außer ihnen nicht findet, wie z. B. in dem Urteil „die Welt und ich selbst sind nur als Folgen eines Grundes". Der Stoff, in welchem Philosophie geschaffen werden soll, sind Begriffe, diese (und also ihr Vermögen, die Vernunft) sind dem Philosophen was dem Bildner der Marmor: er ist Vernunftkünstler: sein Geschäft, d. i. seine Kunst, ist diese, daß er die ganze Welt, d. i. alle Vorstellungen und auch was in

*) Der Charakter der Welt würde **Falschheit** sein, wenn mit der Anschauung des Dings die eigentliche Erkenntnis seines Wesens nicht vollendet wäre, sondern man, um diese zu erreichen, etwas vom Dinge ganz Verschiedenes, seinen Grund, suchen müßte. Die so von einem zum andern weiter geschickte Erkenntnis ist nur die endliche, ist nur für die Vernunft, für die Wissenschaft: die philosophische Erkenntnis aber ist in sich ruhend und vollendet, sie ist die Platonische Idee, welche man durch klare, objektive, naive Anschauung erhält: da gibt sich jedes Ding für das, was es ist, spricht sich selbst rein aus, und schickt nicht von einem zum andern, wie der Satz vom Grunde.

unserm Innern sich findet (nicht als Vorstellung sondern als Bewußtsein), daß er dies alles abbilde für die Vernunft, diesem allem entsprechende Begriffe zusammensetze, also die Welt und das Bewußtsein in abstracto treu wiederhole. Sobald dies geschehn sein wird, sobald alles was im Bewußtsein sich findet zu Begriffen gesondert und zu Urteilen wieder vereint, für die Vernunft niedergelegt sein wird; — wird das letzte, unumstößliche, ganz befriedigende System der Philosophie, das Kunstwerk dessen Stoff die Begriffe sind, da sein. Vollkommen objektiv, vollkommen naiv, wie jedes echte Kunstwerk, wird also diese Philosophie sein. Um sie zu schaffen wird der Philosoph, wie jeder Künstler, immer unmittelbar aus der Quelle, d. i. der Welt und dem Bewußtsein, schöpfen, nicht aber es aus Begriffen abspinnen wollen, wie viele falsche Philosophen, besonders aber Fichte, es thaten, und wie es, scheinbar und der Form nach, auch Spinoza that. Solches Ableiten von Begriffen aus Begriffen ist in Wissenschaften von Nutzen, aber in keiner Kunst, also auch nicht in der Philosophie. Alle Objektivität ist Genialität, nur das Genie ist objektiv, und daher erklärt sich die gänzliche Unfähigkeit der meisten Menschen Philosophie zu produzieren und die Erbärmlichkeit fast aller Versuche. Die Philosophaster können nicht aus sich heraus, um die Welt anzuschauen und ihr Innres besonnen zu betrachten: aus Begriffen denken sie ein System abzuspinnen: es wird danach. — Platon hat die hohe Wahrheit gefunden: nur die Ideen sind wirklich, d. h. die ewigen Formen der Dinge, die anschaulichen adäquaten Repräsentanten der Begriffe. Die Dinge in Zeit und Raum sind hinschwindende nichtige Schatten: sie und die Gesetze, nach denen sie entstehn und vergehn, sind nur Gegenstand der Wissenschaft, ebenso auch die bloßen Begriffe und ihre Ableitung auseinander. Aber Gegenstand der Philosophie, der Kunst, deren bloßes Material die Begriffe sind, ist nur die Idee: die Ideen alles dessen, was im Bewußtsein liegt, was als Objekt erscheint, fasse also der Philosoph auf, er stehe wie Adam vor der neuen Schöpfung und gebe jedem Ding seinen Namen: dann wird er die ewigen lebenden Ideen in den toten Begriffen niederlegen und erstarren lassen, wie der Bildner die Form im Marmor. Wenn er die Idee alles dessen, was ist und lebt, gefunden und dargestellt haben wird, wird für die praktische Philosophie ein Nicht-sein-

wollen sich ergeben. Denn es wird sich gezeigt haben, wie die Idee des Seins in der Zeit die Idee eines unseligen Zustandes ist, wie das Sein in der Zeit, die Welt, das Reich des Zufalls, des Irrtums und der Bosheit ist; wie der Leib der sichtbare Wille ist, der immer will und nie zufrieden sein kann; wie das Leben ein stets gehemmtes Sterben, ein ewiger Kampf mit dem Tode, der endlich siegen muß, ist; wie die leidende Menschheit und die leidende Tierheit die Idee des Lebens in der Zeit ist; wie das Lebenwollen die wahre Verdammnis ist, und Tugend und Laster nur der schwächste und stärkste Grad des Lebenwollens; wie es Thorheit ist, zu fürchten, der Tod könne uns das Leben rauben, da leider das Lebenwollen schon das Leben ist, und wenn Tod und Leiden dies Lebenwollen nicht töten, das Leben selbst aus unerschöpflicher Quelle, aus der unendlichen Zeit, ewig fließt und der Wille zum Leben immer Leben haben wird, mit dem Tode, der bittern Zugabe, die mit dem Leben eigentlich eines ist, da nur die Zeit, die nichtige, sie unterscheidet und Leben nur aufgeschobener Tod ist.

31.

Das Ende und Ziel alles Wissens ist, daß der Intellekt alle Aeußerungen des Willens nicht nur in die anschauliche (denn dahin kommen sie von selbst), sondern auch in die abstrakte Erkenntnis aufgenommen habe; — also daß alles, was im Willen ist, auch im Begriff sei. Dahin streben alle echte, d. i. unbefangene Reflexionen und Wissenschaften.

32.

In diesem Jahrhundert ist der Glanz und daher die Präponderanz der Naturwissenschaften, wie auch die Allgemeinheit ihrer Verbreitung so mächtig, daß kein philosophisches System zu einer dauernden Herrschaft gelangen kann, wenn es nicht sich an die Naturwissenschaften schließt und in stetigem Zusammenhange mit ihnen steht. Sonst kann es sich nicht behaupten.

33.

Vor dem Thron der Metaphysik ist jede Entdeckung der Physik, und wäre sie die allergrößte, doch nichts weiter,

als ein einzelner Fall zu einer Regel, die, weil sie a priori gewiß ist, gar keiner Bestätigung bedarf, nämlich zum Gesetz der Kausalität. Sie zeigt immer nur, daß jenes geheimnisvolle und unergründliche Verhältnis von Ursach und Wirkung seine Anwendung findet, wie in 1000 bekannten Fällen, so auch in einem wo wir es bisher noch nicht kannten. Kann sie nun diesen neuen Fall nicht nachweisen als Aeußerung einer schon bekannten Naturkraft, so stellt sie eine neue auf, die, so gut als alle schon bekannten, ihr nicht ferner ergründlich, sondern qualitas occulta ist. — Das Gesagte gilt von Newtons Entdeckung der Ursache der Centripetalkräfte im Weltgebäude, von der Entdeckung der Schwere der Luft, der Luftpumpe, der Elektrizität und des Elektromagnetismus, kurz von allem, was Physik je fand und finden wird.

Der Vorwurf, daß die Metaphysik der Physik nie geholfen habe, noch helfen könne, ließe noch manche Gegenrede zu. Aber viel gewisser ist es, daß alle möglichen Fortschritte der Physik die Metaphysik nicht fördern können. Denn daß Naturkunde der Metaphysik Stoff zu Anwendungen und Beispielen gibt, ist kein direktes Verdienst der Physik um die Metaphysik. Diese muß ihre Sätze schon zuvor haben, aus eignen Mitteln.

34.

Ich weiß mir keinen schönern Einwurf gegen den Wert alles Geschichtstudiums, als daß man den Historikus frägt: „Und wenn ich nun gelebt hätte, ehe alle diese Dinge sich zutrugen; hätte ich dann notwendig weniger weise werden müssen?" —

Sodann diesen: der Stoff der Geschichte ist unendlich, wie bekannt: d. h. beim Studium derselben ist durch alles was man davon erlernt hat die Summe des noch zu Erlernenden durchaus nicht vermindert.

Bei allen eigentlichen Wissenschaften ist eine Vollständigkeit des Wissens doch wenigstens abzusehn. — Wenn die Geschichte Chinas und Indiens uns offen stehn wird, wird die Unendlichkeit des Stoffs das Verfehlte des Weges offenbaren und die Wißbegierigen zwingen einzusehn, daß man im Einen das Viele, im Fall die Regel, in der Kenntnis der Menschheit das Treiben der Völker erkennen muß, nicht aber Thatsachen aufzählen ins Unendliche.

35.

Der Geschichte bedürfte es zur Philosophie, also zum Verständnis des Wesens des Lebens?! Nur hineinzusehn braucht man in die Welt, gleichviel wo, aber mit klaren Augen, um das Wesen des Lebens zu erkennen. Not, Tod und als Köder die Wollust — diese die Sünde, das Leben die Buße: das ist's überall und in allen 10000 kaleidoskopisch wechselnden Gestalten. Am Durchschnitt erkenne ich den ganzen Marmor und brauche nicht dessen Adern zu verfolgen: der Durchschnitt aber zeigt überall dasselbe.

36.

Die Philosophie hat zwei Perioden: die erste war die, wo sie, Wissenschaft sein wollend, am Satz vom Grunde fortschritt und immer fehlte, weil sie am Leitfaden des Zusammenhangs der Erscheinungen das suchte, was nicht Erscheinung ist, dem gleich, der eine Größe beständig halbierend und wieder halbierend zuletzt keinen Rest zu behalten hofft: wovon die Unmöglichkeit doch schon im leitenden Prinzip liegt, hier wie dort.

Die zweite Periode der Philosophie wird die sein, wo sie, als Kunst auftretend, nicht den Zusammenhang der Erscheinungen, sondern die Erscheinung selbst betrachtet, die Platonische Idee, und diese im Material der Vernunft, in den Begriffen, niederlegt und festhält.

Nach dem Prinzip, welches durchaus die erste Periode charakterisiert, schien die Geschichte der Philosophie ohne Ende zu sein: mit der zweiten Periode möchte aber wohl auch das Ende dasein: — da, wo nichts Technisches ist, mit der rechten Methode auch schon die Ausführung da ist.

37.

Das eigentliche Wesen des Materialismus ist dieses, daß er die Materie setzt, absolut, und die Beziehung auf ein Subjekt, in der sie doch allein ist, überspringt: nun aber indem er nach dem Gesetz der Kausalität alle Zustände der Materie durchgeht, zuletzt und unter andern auch das Erkennen als einen solchen durch die Umstände eben herbeigeführten Zustand der Materie entstehn läßt. Bei diesem letzten Punkt werden wir, wenn wir mit anschaulichen Vorstellungen dem philosophierenden Materialisten gefolgt sind,

eine plötzliche Anwandlung des unauslöschlichen Lachens der Olympier verspüren, weil uns eben mit einemmal klar wird, daß das was jetzt als letztes Resultat hervorgeht (das Erkennen) schon beim allerersten Ausgangspunkt (der Materie) als notwendige Bedingung stillschweigend vorausgesetzt und das Resultat also postuliert war: indem dort statt der angeblich gedachten Materie schon das die Materie vorstellende Subjekt gedacht war. Es ist also eine Art Eulenspiegelstreich, oder ein Münchhausianum.

Ein Gegenstück dieses Lächerlichen muß notwendig hervorgehn, wenn man umgekehrt statt des Objekts ohne das Subjekt, das Subjekt ohne Objekt voraussetzt, welches der eigentliche Idealismus ist. Dies Lächerliche zeigt in seiner ganzen Enormität eigentlich nur der Fichtische Idealism, der nach dem Satz vom Grunde, welcher doch erst für Objekte Bedeutung hat, das Subjekt die Objekte produzieren läßt. Aber auch der reinere Idealism der bloß das erkennende Subjekt zum Ausgangspunkt nimmt und nun alle Objekte für dessen Vorstellungen erklärt (indem er davon absieht, daß sie die Erscheinung des Willens sind), hat eine Spur dieses Lächerlichen, darin, daß er redet als wäre das Subjekt ohne Objekt gedenkbar, und wenigstens für Augenblicke vergißt, daß durchaus nur mit den Objekten das Subjekt ist.

Beide Irrwege vermeidet allein meine Lehre, nach welcher der Wille ist und die Erkenntnis dieses Willens die Welt, Erkenntnis aber in Objekt und Subjekt zerfällt: daß aber den Willen die Erkenntnis begleitet, ist das wahre Evangelium, der Weg der Erlösung, indem der Wille, nachdem er sich erkannt hat, sich wendet und endet. — Nur in Begriffen (d. h. durch die Vernunft) läßt sich das Ganze übersehn, und das Wesen der Welt (welche die Objektität des Willens ist) in Begriffen auszudrücken und so die Anschauung in einem andern Stoff (den Begriffen) zu wiederholen ist diejenige Kunst, welche Philosophie heißt.

Das Gebiet der Wissenschaft dagegen ist die Anwendung des Satzes vom Grunde. Jede Wissenschaft geht eben dadurch von zwei Datis aus: davon das eine allemal der Satz vom Grunde ist, das andere aber verschieden, z. B. in der Geometrie der Raum, in der Arithmetik die Zeit, in der Logik der Begriff, in der Physik aber die Materie. Das Ideal der Physik ist dies: nach dem Satz vom Grunde des Werdens aus der Materie alle ihre Zustände zu erklären,

von dem wo sie am wenigsten bis zu dem wo sie am meisten unmittelbares Objekt des Subjekts ist, d. h. dem menschlichen Organismus. Beide äußersten Enden sind vielleicht gleich schwer zu finden: nämlich der Zustand der Materie von dem alle andern Modifikationen sind, d. h. das Urelement, der einzige Grundstoff, das Problem der Chemie, und die Gesetze des Organismus, das Problem der Physiologie. Bisher ist die Physik (Naturkunde überhaupt) immer noch in der Mitte zwischen beiden Endpunkten geblieben. Das Subjekt muß dabei immer notwendige Voraussetzung bleiben, sowohl bei der rohesten totesten Materie als bei dem menschlichen Organismus. Das Verhältnis dieser beiden zum Subjekt zu erklären kann man sich bildlich der Verhältnisse des Raums bedienen und da alle Materie wirklich unmittelbares Objekt des Subjekts ist, gleichnisweise sagen: der menschliche Organismus ist die dem Subjekt am nächsten liegende Materie, die andern sind immer entfernter, gleichsam weniger hörbar, und die toteste Materie ist die vom Subjekt am fernsten liegende, von der nur noch ein leiser Anklang zum Subjekt gelangt.

Alle Philosophen haben darin geirrt, daß sie die Philosophie für eine Wissenschaft hielten, und sie daher am Leitfaden des Satzes vom Grunde suchten. Die Naturphilosophie ist der Irrtum, daß das erreichte Ideal der Physik die Philosophie sein würde.

38.

Einerseits finden wir nur die Materie als real, bleibend, wahrhaft seiend, unendlich: die Form dagegen als hinfällig, verschwindend, nichtig. Andrerseits ist nur die Form das Reale, von Zeit und Raum freie, die nur die Art ihres Erscheinens sind, wie die Materie eben nur ihre Sichtbarkeit. Die Form (εἶδος) ist unendlich, unvergänglich weil sie außer der Zeit liegt; die Materie ist unvergänglich, weil sie in unendlicher Zeit (die ihr nichts anhaben kann) besteht.

Der ersten Ansicht ist die Form eine Nebensache, ein Zufälliges, eines, dessen vergängliche Dauer, im Gegensatz der unendlichen Zeit, in der die Materie immer beharrt, gänzlich verschwindet und durch Annäherung = 0 wird: die Materie dagegen ist alles, ist real. — Der andern Ansicht

ist die Form allein beachtenswert, da nur sie Bedeutung hat, indem sie Ausdruck der Platonischen Idee ist: die Materie dagegen kommt bloß in Betracht, sofern sie die Form ausdrückt. — In der hier aufgestellten Gestalt drückt sich vielleicht am deutlichsten der Gegensatz aus, der alle Menschen in zwei Parteien, nämlich die vernünftigen und die genialen teilt, welche Parteien sich einander in tausendfachem Streit entgegenstellen. Bald will die erste das Nützliche, dagegen die andre das Schöne. Bald will die erste Egoismus, die zweite Tugend und Aufopferung. Die erste müßte, um konsequent zu sein, immer reinen Materialismus predigen, wie das Système de la Nature. Aber sie ist meistens nicht resolut genug dazu und hilft sich durch eine andre Welt in Wolkenkuckucksheim, durch Theismus, durch Religion. Man sieht, der Name ihrer Anhänger ist Legio*).

Diese **Antinomie** liegt nicht in der Vernunft, sondern sie ist der Wendepunkt, auf dessen Spitze die Welt balanciert: sie ist einer der Ausdrücke des Gegensatzes zwischen empirischem und besserm Bewußtsein: jede ihrer Antithesen ist wahr und ist falsch, je nachdem man auf diesem oder jenem Standpunkt steht. Sie ist theoretisch, was Tugend und Laster praktisch. Der erste Standpunkt ist der der Wissenschaft, der zweite der der Kunst. Zum ersten leitet die Vernunft: zum zweiten das Genie. Alle Philosophen haben auf einem von beiden gestanden. Auf dem ersten Aristoteles und fast alle: auf dem zweiten sehr wenige, aber Platon und Kant. Auf dem ersten steht der Empirismus, aber eigentlich ebenfalls der Rationalismus, der also der wahre Gegensatz jenes nicht ist, weil eben die Vernunft so gut, als Sinne und Verstand, dem empirischen Bewußtsein angehört, das daher ebenso gut das rationale heißen kann, am besten aber die Erkenntnis nach dem Satz vom Grund: als der wahre Gegensatz vom Empirismus und Rationalismus steht auf dem zweiten Standpunkt der echte Kriticismus.

Aber das beßre Bewußtsein kennt weder Objekt noch Subjekt: es steht also auf keinem von beiden Standpunkten, da auch die platonische Idee ein Objekt ist. Aber seine

---

*) Diese entgegengesetzten Ansichten stellt Platon auf im Sophista, S. 259 bis 266. — Siehe Jakobis Darstellung der Philosophie des **Bruno**, in seinen Briefen über das System des Spinoza, 1789, S. 269—287.

Aeußerung, das Genie, steht auf dem zweiten Standpunkt. Seine andre Aeußerung, die Heiligkeit, besteht darin, daß man die Idee der Welt anschaut und sie nicht will.

---

2. Zur Erkenntnislehre und Metaphysik.

39.

Wenn ich mich besinne; — so ist es der Weltgeist, der zur Besinnung kommen will, die Natur, die sich selbst erkennen und ergründen will. Es sind nicht Gedanken eines andern Geistes, denen ich auf die Spur kommen will: sondern das was ist will ich zu einem Erkannten, Gedachten umwandeln, was es außerdem nicht ist, noch wird.

40.

Der wahre und ganze Inhalt des Begriffes Sein*) (mit dem die heutigen Philosophaster so viel Aufhebens machen und ihm gern einen nicht-empirischen Ursprung andichten) ist „das Ausfüllen der Gegenwart": da nun diese, wie ich längst gesagt, der Berührungspunkt des Objekts mit dem Subjekt ist, so kommt beiden das Sein zu, d. h. was ist, erkennt entweder oder wird erkannt, versteht sich in der ersten Klasse der Vorstellungen.

Daher muß ich zu mir sagen: „Ehe ich geboren war, war ich nicht," d. h. ich füllte keine Gegenwart aus. — Ebenso: „Sokrates ist nicht mehr." —

Offenbar also ist dieser Begriff empirischen Ursprungs, obwohl der allgemeinste, welchen man aus der Erfahrung abstrahiert hat. —

Die wirklich a priori vorhandenen Erkenntnisse bedürfen seiner auch nicht, ja kennen ihn nicht: denn sie betreffen bloße Formen, d. h. dasjenige, was zu aller Zeit ist und nicht von der Gegenwart abhängt.

41.

Oft ist ein Satz a priori, in Hinsicht auf die speziell darin ausgesprochene Wahrheit; jedoch a posteriori in Hinsicht auf die jener zum Grunde liegende allgemeine:

*) Sein ist der Infinitiv der Kopula.

z. B. wenn einer, ohne hinzusehn, sagt: „Das Wasser auf dem Herde muß jetzt kochen;“ — weil er weiß, daß die Temperatur daselbst über 80° ist.

42.

Die **Logik** hat dieses mit der **Mathematik** gemein, daß ihre Wahrheiten, wenn auch nicht in abstracto, doch in concreto, d. h. also die auf ihren Gesetzen beruhenden Urteile, jedem begreiflich und gewiß gemacht werden können, keiner sie bezweifeln kann, sobald er sie versteht, und folglich kein Streit (es sei denn durch Mißverstand) möglich ist über das was auf rein logischen Verhältnissen der Begriffe und Urteile beruht, so wenig wie über das rein Geometrische oder Arithmetische; sondern zwischen allen Köpfen eine unbedingte Uebereinstimmung **so weit** muß zu Wege gebracht werden können: während es sich ganz anders verhält bei unmittelbaren Urteilen, welche dadurch entstehn, daß die Urteilskraft den Uebergang vom physisch Anschaulichen zum Abstrakten macht, d. h. abstrakte Sätze, nicht durch andre, sondern durch die anschauliche Erkenntnis unmittelbar begründet: hier, wo vom Gebiet des Anschauens auf das des Denkens gleichsam ein Sprung durch die Luft zu machen ist, bleibt sehr oft eine nicht zu hebende Verschiedenheit zwischen Kopf und Kopf und richtiges sicheres Urteil ist eine höchst seltene Gabe. Dieser Unterschied beruht jedoch ohne Zweifel großenteils darauf, daß bei den empirischen Wissenschaften wir oft von der Folge auf den Grund zu gehn haben; hingegen bei den Wissenschaften a priori uns stets der entgegengesetzte Weg offen steht, der allein sicher ist.

Jene Eigenschaft der logisch erkennbaren Wahrheiten macht die Logik, wie die Mathematik, zu einer **objektiven** Wissenschaft, d. h. man spricht von ihren Aussagen wie von einem außer uns vorhandenen Gegenstand, über welchen, wegen seiner von allen urteilenden Individuen unabhängigen Existenz und Beschaffenheit, die Urteile schlechterdings übereinstimmen müssen. Inzwischen wissen wir, daß die logischen Gesetze, und die abstrakten Begriffe, so wenig wie die Zahlen und Figuren ein physisches Dasein außer uns haben, vielmehr rein subjektiven Ursprungs sind, jene als die Formen unsers Denkens, diese als die Formen unsers Anschauens:

jene notwendige Uebereinstimmung aller rührt also nicht von etwas Aeußerem her, sondern von der gleichen Beschaffenheit der subjektiven Erkenntnisformen in allen Individuen. Da aber doch diese im Gehirn gegründet sein müssen, welches, wie alles Organische, Abnormitäten unterworfen ist, so ist es höchst auffallend, daß hinsichtlich der logischen und mathematischen Wahrheiten keine solche Abnormität sich kundgibt; selbst nicht bei Wahnsinnigen; denn diese werden entweder (besonders die Blödsinnigen) die auf solche Wahrheiten sich beziehende Rede gar nicht verstehen, oder aber sie ebenfalls einsehn: während z. B. die Farben von einigen, sonst gesunden Leuten falsch, ja von manchen gar nicht gesehn werden. Dies spricht für die Meinung einiger Philosophen, daß die Vernunft vom Gehirn unabhängig, etwas rein Geistiges, Hyperphysisches, der sogenannten Seele Angehöriges wäre.

Sonderbar bleibt es, daß das wirklich außer uns Vorhandene, das physisch Erkennbare, Verschiedenheit der Urteile zuläßt; nicht aber das ganz und gar Subjektive, das Logische und Mathematische. (Man bemerke aber den Unterschied zwischen Subjektiv und Individuell.) Bei jenem ersteren beruht die Möglichkeit individueller Verschiedenheit der Urteile darauf, daß subjektive Erkenntnisformen hier einen rein objektiven Stoff zu verarbeiten, zu assimilieren haben; noch mehr darauf, daß der Verstand die komplizierten, oft unvollständig gegebenen Kausalverhältnisse unmittelbar zu fassen, und die Vernunft wieder seine Erkenntnis in abstrakte Gedanken umzuwandeln hat: eine μεταβασις εις αλλο γενος. — Beim Logischen und Mathematischen ist der Stoff ganz und gar im Kopf eines jeden: und dieser Kopf ist entweder so, daß er die Funktionen gar nicht (der Blödsinnige), oder so, daß er sie richtig vollzieht. —

Mancher soll einen arithmetischen Satz unrichtig vollzogen haben und darüber wahnsinnig geworden sein; wahrscheinlich aber war es nur das erste Symptom.

43.

Dialektik ist etymologisch die Kunst der Unterredung; da aber keine Unterredung ohne Debatte lange unterhaltend bleibt, so geht die Dialektik ihrer Natur nach in Eristik über.

44.

Sagt mir wann der Raum entstand, und wo die Zeit, seine flüchtige Braut, geboren ward, endlich wie die Materie, ihr gemeinsames Kind, ins Dasein trat, und so das Grundgerüst zu einer leidenden Welt gelegt wurde. Mit dem Raume entstand der Streit, und mit der Zeit die Vergänglichkeit.

45.

Die Welt ist nicht gemacht: denn sie ist, wie Okellos Lukanos sagt, von jeher gewesen, weil nämlich die Zeit durch erkennende Wesen, mithin durch die Welt bedingt ist, wie die Welt durch die Zeit. Die Welt ist nicht ohne Zeit möglich; aber die Zeit auch nicht ohne Welt. Diese beiden sind also unzertrennlich, und ist so wenig eine Zeit, darin keine Welt war, als eine Welt, die zu gar keiner Zeit wäre, auch nur zu denken möglich.

46.

In der Mathematik schlägt der Kopf sich mit seinen eigenen Erkenntnisformen, Zeit und Raum, herum, — gleicht daher der Katze, die mit ihrem eignen Schwanz spielt.

47.

Sie hören nicht auf, die Zuverlässigkeit und Gewißheit der Mathematik zu rühmen. Aber was hilft es mir, noch so gewiß und zuverlässig etwas zu wissen, daran mir gar nichts gelegen ist. — Das ποσον.

48.

Es ist falsch, von drei Dimensionen der Zeit zu reden, wie Hegel thut, Encyklop. § 259: sie hat nur eine, aber diese hat drei Teile, Abschnitte, oder zwei Richtungen mit einem Indifferenzpunkt.

49.

Unser cerebraler Intellekt könnte vielleicht als eine bloße Schranke und Hemmung betrachtet werden, welche die Gedanken der geschiedenen Individuen, wie auch das Zukünftige und Abwesende vom Bewußtsein ausschließt. Denn die Kenntnis von diesem allen würde für uns so

unnütz und bloß zur Qual sein, wie der Pflanze, die keine Irritabilität und Lokomotivität hat, die Sensibilität und Perzeption sein würde.

50.

Wenn ich mir beim Anblick einer weiten Aussicht vergegenwärtige, daß sie entsteht, indem die Funktionen meines Gehirns, also Zeit, Raum und Kausalität, angewandt werden auf gewisse Flecke, die auf meiner Retina entstanden sind; — so fühle ich, daß ich die Aussicht in mir trage und mir wird die Identität meines Wesens mit dem der ganzen Außenwelt ungemein fühlbar.

51.

Sieh doch das große, massive, schwere Zeughaus an: — ich sage dir, diese harte, lastende, weitläuftige Masse existiert doch nur im weichen Brei der Gehirne, nur dort hat sie ihr Dasein und ist außer denselben gar nicht zu finden. Dies mußt du zu allererst begreifen.

52.

O, welches Wunder ich gesehn habe! — In dieser Welt der Dinge und Körper lagen vor mir zwei solche Dinge: beide waren Körper, schwer, regelmäßig geformt, schön anzusehn. Das eine war eine Vase von Jaspis, mit goldenem Rand und Henkeln: das andre war ein Organisches, ein Tier, ein Mensch. — Nachdem ich beide genugsam von außen bewundert, bat ich den Genius, der mich begleitet, nun auch mich in ihr Inneres eindringen zu lassen. Es geschah. In der Vase fand ich nichts vor, als den Drang der Schwere und einige dumpfe Sehnsucht, die sich als chemische Verwandtschaft aussprach. — Als ich aber in das andre Ding gedrungen war, — wie soll ich mein Erstaunen aussprechen, über das, was ich dort gewahrte! übertrifft es doch an Unglaublichkeit alle je ersonnenen Märchen und Fabeln: doch will ich es erzählen, auf die Gefahr hin, keinen Glauben zu finden. In diesem Dinge also, oder vielmehr in dessen oberm Ende, Kopf genannt, welches von außen gesehn, ein Ding wie alle andern, im Raum begrenzt, schwer u. s. w. ist, fand ich nichts Geringeres vor, als eben — die ganze Welt selbst, mitsamt dem ganzen Raum, in welchem das alles ist, und der ganzen Zeit, in

der sich das alles bewegt, nebst allem endlich, was beide füllt, in seiner ganzen Buntscheckigkeit und Zahllosigkeit: ja, was das tollste ist, mich selbst fand ich darin herumspazierend! —

Und dies alles nicht etwa im Bilde, wie in einem Guckkasten, sondern in seiner ganzen Wirklichkeit.

Und so steckt es wirklich und wahrhaftig in diesem Dinge, das nicht größer ist, als ein Kohlkopf, und welches gelegentlich der Scharfrichter abschlägt, mit einem Hieb, wo dann plötzlich Dunkelheit und Nacht jene Welt bedeckt: und sie wäre dann weg, wucherten nicht jene Dinge wie die Pilze, so daß ihrer stets genug sind, die in nichts versinkende Welt wieder aufzufangen, so daß sie von ihnen stets, wie ein Ball, im Schweben erhalten wird, als eine allen gemeinsame Vorstellung, deren Gemeinsamkeit sie durch das Wort Objektivität ausdrücken.

Mir ward dabei etwa so zu Mute, wie dem Ardschuna, als Krischna sich ihm in seiner wahren Gottgestalt zeigte, mit hunderttausend Armen und Augen und Mäulern, u. s. w., u. s. w.

53.

Es gibt etwas, das jenseit des Bewußtseins liegt, aber zuzeiten in dasselbe hereinbricht wie ein Mondstrahl in die umwölkte Nacht. Alsdann bemerken wir, daß unser Lebenslauf uns ihm weder näher noch ferner bringt, der Greis ihm so nahe steht wie das Kind, und werden inne, daß unser Leben zu ihm keine Parallaxe hat, so wenig wie die Erdbahn zu den Fixsternen.

Es ist unser außer der Zeit liegendes Wesen an sich.

54.

Wenn wir aus einem uns lebhaft affizierenden Traum erwachen, so ist was uns von seiner Nichtigkeit überzeugt nicht sowohl sein Verschwinden, als das Aufdecken einer zweiten Wirklichkeit, die unter jener uns so sehr bewegenden verborgen lag und nun hervortritt. Wir haben eigentlich alle eine bleibende Ahnung oder Vorgefühl, daß auch unter dieser Wirklichkeit, in der wir leben und sind, eine zweite ganz andre verborgen liegt: die ist das Ding an sich, das ὕπαρ zu diesem ὄναρ.

55.

Wie sollte doch das Individuum, als dessen Eigenschaft die Erkenntnis überhaupt auftritt, Kenntnis erhalten vom Wesen an sich einer Welt, die bloß als Vorstellung in seinem Kopf ihm gegeben ist, wenn es nicht geschieht durch die Betrachtung, daß der Makrokosmos, von dem es selbst ein unendlich kleiner Teil ist, von gleicher Beschaffenheit mit diesem Teil sei, der ihm als Mikrokosmos näher bekannt ist. Sein eigenes Inneres gibt ihm den Schlüssel zur Welt. Γνωθι σαυτον.

56.

Ich habe das Ding an sich, das innre Wesen der Welt, benannt nach dem aus ihr, was uns am genauesten bekannt ist: Wille. Freilich ist dies ein subjektiv, nämlich aus Rücksicht auf das Subjekt des Erkennens gewählter Ausdruck: aber diese Rücksicht ist, da wir Erkenntnis mitteilen, wesentlich. Also ist es unendlich besser, als hätt' ich es genannt etwa Brahm oder Brahma, oder Weltseele oder was sonst.

57.

Das Primäre und Ursprüngliche ist allein der Wille, das θελημα, nicht βουλησις: die Verwechslung dieser beiden, für welche nur ein deutsches Wort vorhanden, ist Quelle des Mißverstehns meiner Lehre. θελημα ist der eigentliche Wille, der Wille überhaupt, wie er in Tier und Mensch erkannt wird: βουλη aber ist der überlegte Wille, consilium, der Wille nach erfolgter Wahlbestimmung: den Tieren legt man keine βουλη, wohl aber θελημα bei: weil in den neuern Sprachen nur ein Wort für beide ist, so sind die Philosophen uneins, ob sie den Tieren Willen beilegen sollen, oder nicht; die es zugestehn, denken θελημα, die es leugnen, βουλη.

58.

Ich sage: Der Wille zum Leben als das Ding an sich ist nicht zerteilt, sondern ganz in jeglichem individuellen Wesen. — Also kann dasselbe Ding an mehrern Orten zugleich sein? — Ja, das Ding an sich kann es, weil es gar nicht im Raum begriffen ist, als welcher ihm völlig fremd und bloß die Form seiner Erscheinung ist. Man denke sich eine Substanz, welche die in der Er-

scheinungswelt unmögliche Eigenschaft hätte, einen neuen Ort einnehmen zu können, ohne den, welchen sie bis dahin einnahm, zu verlassen. Diese Substanz (hier bildlicher Ausdruck) ist das Ding an sich, der Wille zum Leben an sich, der vermöge seiner absoluten Unerschöpflichkeit, in jeder Erscheinung ganz und ungeteilt ist, den ihre Vermehrung nicht vergrößert, und ihre Verminderung nicht mindert.

59.

Die Begreiflichkeiten liegen alle im Gebiete der Vorstellung: sie sind die Verknüpfung einer Vorstellung mit der andern: die Unbegreiflichkeiten treten ein, sobald man an das Gebiet des Willens stößt, d. h. sobald der Wille unmittelbar in die Vorstellung eintritt: uns zunächstliegend ist der Fall, sobald wir ein Glied rühren: das bleibt unbegreiflich: sodann Organismus, Vegetation, Krystallisation, jede Naturkraft: sie bleiben unbegreiflich, weil der Wille sich hier unmittelbar kundmacht.

60.

Das Natürliche im Gegensatz zum Uebernatürlichen bedeutet das dem gesetzmäßigen Zusammenhange der Erfahrung überhaupt gemäß Eintretende: da aber die Erfahrung bloße Erscheinung ist, d. h. da ihre Gesetze bedingt sind durch die Form der Vorstellung in der sie sich darstellt, d. h. durch den Intellekt dem die Erfahrung gegeben wird; so ist das Uebernatürliche, d. h. das jenen Gesetzen zuwider dennoch Erfolgende, Aeußerung des Dinges an sich als solchen, welche in den Zusammenhang der Erfahrung gesetzwidrig einbricht. Die Entgegensetzung eines Natürlichen und Uebernatürlichen spricht schon die dunkle Erkenntnis aus, daß die Erfahrung mit ihrer Gesetzmäßigkeit bloße Erscheinung sei, hinter welcher ein Ding an sich steckt, das ihre Gesetze jeden Augenblick aufheben könnte.

Philosophie ist eigentlich das Bestreben, durch die Vorstellung hindurch das zu erkennen, was nicht Vorstellung ist und doch auch in uns selbst zu finden sein muß, sonst wir bloße Vorstellung wären.

61.

Der Unterschied des Grades der Geisteskräfte, welcher eine so weite Kluft offen hält zwischen dem Genie

und dem gewöhnlichen Erdensohn, beruht zwar auf nichts weiterem als einer größern oder geringern Entwickelung und Vollendung des Cerebralsystems: dieser Unterschied ist aber dennoch so wichtig, weil diese ganze reale Welt, in der wir leben und sind, ihr Dasein bloß in Bezug auf ein solches Cerebralsystem hat, jener Unterschied demnach eine andre Welt und ein andres Dasein setzt.

Zudem beruht der Unterschied zwischen Mensch und Tier auf demselben Umstand.

62.

Das Brustfenster des Momus ist bloß ein allegorisches Späßchen und nicht einmal der Imagination möglich. Allein daß die Hirnschale nebst Integumenten durchsichtig wäre, läßt sich vorstellen, und o Himmel! welche Unterschiede würde man da gewahren an der Größe, Gestalt, Beschaffenheit und Bewegung des Gehirns! welche Abstufungen! Der große Geist würde auf den ersten Blick so viel Respekt einflößen, wie jetzt drei Sterne auf der Brust, und wie erbärmlich würde mancher, der diese trägt, figurieren!

63.

Menschen von Genie und Geist, und solche, bei denen die Ausbildung des Intellektuellen, des Theoretischen, des Geistes, der des Moralischen, des Praktischen, des Charakters weit vorgeeilt ist, sind im Leben oft nicht nur ungeschickt und lächerlich, wie es Platon im siebenten Buch der Republik bemerkt und Goethe im Tasso geschildert hat; sondern sie sind auch oft sogar moralisch schwach, erbärmlich, ja fast schlecht (wirkliche Beispiele hat Rousseau gegeben). Dennoch ist die Quelle aller Tugend, das beßre Bewußtsein, in ihnen oft stärker, als in vielen besser Handelnden, doch weniger schön Denkenden, ja jene sind eigentlich mit der Tugend genauer bekannt als diese, die sie besser üben. Jene möchten voll Eifer für das Gute, wie für das Schöne, graden Laufes sich zum Himmel erheben; aber das dicke Erdenelement widersteht ihnen und sie sinken zurück. Sie gleichen gebornen Künstlern, denen das Technische mangelt, oder denen der Marmor zu hart ist. Mancher andere, der viel weniger als sie für das Gute begeistert ist, ungleich weniger dessen Tiefen ergründet hat, übt es viel besser: er sieht auf jene mit Verachtung herab und hat ein Recht dazu,

und doch versteht er sie nicht, und auch sie verachten ihn, nicht mit Unrecht. Sie sind zu tadeln, denn jeder Lebende hat eben durch sein Leben die Bedingungen des Lebens unterschrieben: aber sie sind noch mehr zu bedauern. Sie werden erlöst, nicht auf dem Wege der Tugend, sondern auf einem eignen Wege: nicht die Werke, sondern der Glaube macht sie selig.

64.

Bildung verhält sich zu natürlichen Vorzügen des Intellekts, wie eine wächserne Nase zu einer wirklichen, auch wie Planeten und Monde zu Sonnen. Denn vermöge seiner Bildung sagt der Mensch nicht was er denkt, sondern was andre gedacht haben und er gelernt hat (Dressur); und er thut nicht sogleich was er möchte, sondern was man ihn zu thun gewöhnt hat.

65.

Wie offenbar die Tiere manche Verstandesverrichtungen, wie z. B. das Zurückfinden eines Weges, das Erkennen einer Person u. dgl. m. weit besser als der Mensch vollziehn — ebenso ist zu vielen Angelegenheiten des wirklichen Lebens das Genie ungleich weniger fähig und tauglich als der gemeine Kopf. Und wie ferner die Tiere eigentlich nie auf Narrheiten geraten; ebenso ist diesen der gewöhnliche Mensch nicht in dem Grade unterworfen, wie das Genie.

66.

Zwischen dem Genie und dem Wahnsinnigen ist die Aehnlichkeit, daß sie in einer andern Welt leben, als die für alle vorhandene.

67.

Auf dem Gesicht des Apolls von Belvedere lese ich den gerechten und tiefgefühlten Unwillen des Musengotts über die Erbärmlichkeit und gänzliche, nicht zu bessernde Verkehrtheit der Philister. Auf diese hat er seine Pfeile gesendet, um die Brut der ewig Abgeschmackten zu vertilgen.

68.

Wie Hamlet, wenn er den Geist seines Vaters erblickt, die Augen starr allein auf diesen heftet und alle Umstehenden unbeachtet läßt, — so haben alle die, welche

eine große und wichtige Wahrheit zuerst erkannten, nur diese ihr ganzes Leben hindurch im Auge behalten, ohne auf das derweilige Treiben der Zeitgenossen zu achten, oder mit dem, was diese zu ihrem Gesichte sagten, sich aufzuhalten. Denn eine solche Erkenntnis macht den Blick gewissermaßen starr.

69.

Eine Anthropologie müßte drei Teile haben:

1. Beschreibung des äußeren oder objektiven Menschen, d. h. des Organismus.

2. Beschreibung des inneren oder subjektiven Menschen, d. h. des Bewußtseins, das diesen Organismus begleitet.

3. Nachweisung bestimmter Verhältnisse zwischen dem Bewußtsein und dem Organismus, also zwischen dem äußern und innern Menschen. (Letzteres nach Cabanis zu bearbeiten.)

Psychologie als selbständige Wissenschaft kann kaum bestehen; denn die Phänomene des Denkens und Wollens lassen sich nicht gründlich betrachten, wenn man sie nicht zugleich ansieht als Wirkung physischer Ursachen im Organismus: daher setzt sie Physiologie voraus, und diese Anatomie: sonst bleibt sie höchst oberflächlich. Daher ist nicht Psychologie, sondern Anthropologie zu lehren: diese begreift aber jene zwei sonst medizinischen Wissenschaften und erhält dadurch ein unverhältnismäßig großes Gebiet.

70.

Daß der so unermeßliche Unterschied zwischen Menschen höherer und niederer Art nicht hingereicht hat, zwei Spezies zu konstituieren, könnte einen wundern, wohl gar betrüben.

71.

Himly hat bemerkt, daß das Hervorrufen des physiologischen Farbenspektrums die Augen angreift. Wirklich ist dasselbe für die Augen, was Onanie für die Genitalien: hingegen ist das wirkliche Erblicken der geforderten Farbe für die Augen, was die natürliche Geschlechtsbefriedigung für die Genitalien. Beide letztern Fälle sind das Zusammentreffen und Neutralisieren der entgegengesetzten Pole: in den beiden erstern hingegen muß der eine wirklich gegebene Pol den andern aus sich selbst ersetzen.

72.

Das Thun und Treiben der Menschen, in jeder, der wichtigsten, wie der unwichtigsten, ihrer Beschäftigungen, ja in jeder ihrer Bewegungen, trägt den eigentümlichen Charakter des Absichtlichen und Vorsätzlichen und dadurch gewährt es einen von den Bewegungen der Tiere so grundverschiedenen Anblick, daß, wenn wir uns einen, vom fernsten Planeten gekommenen, ganz unkundigen Beobachter denken, ihm augenscheinlich sein müßte, daß die Menschen von einer Gattung Motiven bewegt werden, welche für die Tiere gar nicht vorhanden ist. Das sind die Begriffe, die nichtanschaulichen, abstrakten Vorstellungen.

73.

Wenn die Natur den letzten Schritt bis zum Menschen, statt vom Affen aus, vom Hunde oder Elefanten aus, genommen hätte; wie ganz anders wäre da der Mensch. Er wäre ein vernünftiger Elefant, oder vernünftiger Hund, statt daß er jetzt ein vernünftiger Affe ist. Sie nahm ihn vom Affen aus, weil es der kürzeste war; aber durch eine kleine Aenderung ihres früheren Ganges wäre er von einer andern Stelle aus kürzer geworden.

74.

Mancher Zoolog ist doch im Grunde nichts weiter, als ein — Affenregistrator.

75.

Die Pfaffen und ihre Gesellen, deren es heutzutage aber auch unter den Zoologen gibt, z. B. Rudolf Wagner in Erlangen, wollen nicht leiden, daß im System der Zoologie der Mensch zu den Tieren gerechnet werde: die Elenden! welche den ewigen Geist verkennen, der in allen Wesen lebt, einer und derselbe, und in ihrem kindischen Wahn sich an ihm versündigen.

Dagegen will jetzt Geoffroy den Unterschied zwischen Bimanen und Quadrumanen aufheben, beide zu einer Familie vereinigen, und den Orang-Utang zwischen homo und Simia in die Mitte stellen.

76.

Die Insekten und andere untere Tiere in ihrem Gehn und Thun, Treiben und Beabsichtigen sind anzusehn als die

ABC-Schützen der Schöpfung: sie liefern die Rudimente unseres Thuns und Treibens.

77.

So oft, durch große Naturrevolutionen, die Oberfläche unsers Planeten untergeht und mit ihr alle Geschlechter der Lebenden, so daß neue zu entstehn haben; — so ist dies ein Changement de décoration auf dem Welttheater.

78.

Bisher haben die Philosophen sich viel Mühe gegeben, die Freiheit des Willens zu lehren: ich aber werde die Allmacht des Willens lehren.

---

3. Zur Ethik, Rechtsphilosophie und Politik.

79.

Die Philosophen des Altertums haben viele ganz heterogene Dinge in einen Begriff vereint: Beispiele davon liefert jedes platonische Gespräch in Menge. Die größte Verwirrung und Verwechselung derart ist aber die der Ethik mit der Politik. Der Staat und das Reich Gottes oder Moralgesetz sind so heterogen, daß ersterer eine Parodie des letztern ist, ein bittres Lachen über dessen Abwesenheit, eine Krücke statt eines Beines, ein Automat statt eines Menschen.

80.

Von dem, was die Pseudophilosophen unsrer Zeit lehren, der Staat habe zur Absicht Beförderung des moralischen Zwecks des Menschen, ist viel eher das Gegenteil wahr. — Der Zweck des Menschen (ein parabolischer Ausdruck) ist nicht, daß er so oder anders handele, denn alle opera operata sind an sich gleichgültig. Sondern daß der Wille, davon jeder Mensch ein vollständiges Spezimen ja dieser Wille selbst ist, sich wende, wozu nötig ist, daß der Mensch (der Verein von Erkennen und Wollen) diesen Willen erkenne, das Entsetzliche dieses Willens erkenne, sich spiegele in seinen Thaten und deren Greueln. Der Staat, dem es nur aufs Wohlsein Aller abgesehn ist, hemmt die Aeuße-

rungen des bösen Willens, keineswegs den Willen, was unmöglich wäre. Dadurch geschieht es, daß höchst selten ein Mensch seine ganze Entsetzlichkeit im Spiegel seiner Thaten erblickt. Oder glaubt ihr wirklich, Robespierre, Bonaparte, der Kaiser von Marokko, die Mörder, die ihr rädern seht, seien allein so schlecht unter allen? Seht ihr nicht, daß viele dasselbe, als jene thäten, wenn sie nur könnten?

Mancher Verbrecher stirbt ruhiger auf dem Schafott, als mancher Nichtverbrecher in den Armen der Seinen. Jener hat seinen Willen erkannt und gewendet. Dieser hat ihn nicht wenden können, weil er ihn nie hat erkennen können. Der Staat bezweckt ein Schlaraffenland, das dem wahren Zweck des Lebens, der Erkenntnis des Willens in seiner Furchtbarkeit, grade entgegensteht.

81.

Bonaparte ist wohl eigentlich nicht schlechter, als viele Menschen, um nicht zu sagen, als die meisten. Er hat eben den ganz gewöhnlichen Egoismus, sein Wohl auf Kosten anderer zu suchen. Was ihn auszeichnet, ist bloß die größere Kraft, diesem Willen zu genügen, größerer Verstand, Vernunft, Mut, wozu der Zufall ihm noch einen günstigen Spielraum schenkte. Durch alles dies that er für seinen Egoismus, was tausend andre für den ihrigen wohl möchten, aber nicht können. Jeder schwache Bube, der durch kleine Schlechtigkeiten einen geringen Vorteil zum Nachteil andrer, wenn auch dieser Nachteil ebenso gering ist, sich verschafft, ist ebenso schlecht, als Bonaparte.

Die, welche eine Vergeltung nach dem Tode wähnen, würden verlangen, daß Bonaparte durch unsägliche Qualen alle unzählbare Leiden büßte, die er verursacht hat. Aber er ist nicht strafbarer, als alle die, welche denselben Willen haben, nur nicht mit derselben Kraft. Dadurch, daß ihm diese seltne Kraft beigegeben ist, hat er die ganze Bosheit des menschlichen Willens offenbart: und die Leiden seines Zeitalters, als die notwendige andre Seite davon, offenbaren den Jammer, der mit dem bösen Willen, dessen Erscheinung im ganzen diese Welt ist, unzertrennlich verknüpft ist. Eben dieses aber, daß erkannt werde, mit welchem namenlosen Jammer der Wille zum Leben verknüpft und eigentlich eins ist, ist der Zweck der Welt. Bonapartes Erscheinung trägt

also viel zu diesem Zweck bei. Daß die Welt ein fades Schlaraffenland sei, ist nicht ihr Zweck; sondern daß sie ein Trauerspiel sei, in welchem der Wille zum Leben sich erkenne und sich wende. Bonaparte ist nur ein gewaltiger Spiegel des menschlichen Willens zum Leben.

Der Unterschied zwischen dem, der das Leiden verursacht, und dem, der es leidet, ist nur in der Erscheinung. Es ist das alles ein Wille zum Leben, der mit großen Leiden eins ist, durch deren Erkenntnis er sich wenden und enden kann.

82.

Was die alte Zeit hauptsächlich vor der neuen voraus hatte, war vielleicht dieses, daß in der alten Zeit (Bonapartes Ausdruck zu gebrauchen) les paroles aux choses gingen, in der neuen nicht. Ich meine dies: in der alten Zeit war der Charakter des öffentlichen Lebens, des Staats und der Religion, wie des Privatlebens entschiedene Bejahung des Willens zum Leben: in der neuen Zeit ist er Verneinung jenes Willens, da diese der Charakter des Christentums ist: aber nun wird teils jener Verneinung selbst öffentlich abgedungen, weil sie zu sehr mit dem Charakter der Menschheit streitet; teils wird heimlich bejaht, was öffentlich verneint wird: daher ist Halbheit und Falschheit überall im Spiel: daher steht die neue Zeit so kleinlich hinter der alten.

83.

Der Tod des Sokrates und die Kreuzigung Christi gehören zu den großen Charakterzügen der Menschheit.

84.

Die Natur ist aristokratischer als alles, was man auf Erden kennt: denn jeder Unterschied, den Rang oder Reichtum in Europa, oder die Kasten in Indien zwischen Menschen festsetzen, ist klein im Vergleich des Abstandes, den in moralischer und intellektueller Hinsicht die Natur unwiderruflich eingesetzt hat, und eben wie in andern Aristokratien, so auch in ihrer, kommen zehntausend Plebejer auf einen Edlen, und Millionen auf einen Fürsten, die große Menge ist Pack, plebs, mob, rabble, la canaille.

Daher aber, beiläufig gesagt, sollen auch ihre Patrizier und Edele, so wenig als die der Staaten, sich unter das Pack

mischen, sondern je höher sie stehn, desto abgesonderter und unzugänglicher sein.

Sogar könnte man jene erwähnten, durch menschliche Einrichtungen herbeigeführten Rangunterschiede gewissermaßen als eine Parodie oder falsche Stellvertretung dieser natürlichen betrachten; sofern nämlich die äußern Zeichen der ersteren, wie die Ehrfurchtsbezeigungen von der einen, und die Aeußerungen der Ueberlegenheit von der andern Seite, eigentlich nur in Hinsicht auf die natürliche Aristokratie passend und ernstlich gemeint sein können*), während sie bei der menschlichen nur zum Schein gezeigt werden: so daß diese sich zu jener verhält, wie Flittergold zum echten, oder ein Theaterkönig zu einem wirklichen.

Uebrigens aber findet unter den Menschen jeder Rangesunterschied der willkürlichen Art willige Anerkennung, nur allein der natürliche nicht: Jeder ist bereit, den andern für vornehmer oder reicher als sich, anzuerkennen und demgemäß zu venerieren; aber den ungleich größern Unterschied, den die Natur zwischen Menschen unabänderlich eingesetzt hat, will keiner anerkennen, sondern an Geist, Urteil, Einsicht stellt jeder sich jedem gleich: daher kommen in der Gesellschaft gerade die Vorzüglichsten zu kurz; weshalb sie solche zu meiden pflegen.

Vielleicht wäre es kein übles Thema für einen Maler, einmal den Kontrast der natürlichen und menschlichen Aristokratie darzustellen, etwa einen Fürsten mit allen Abzeichen seines Vorzuges und einer Physiognomie vom allerletzten Range, in irgend einem Zwiesprach oder Verflechtung mit einer Physiognomie, die die größte geistige Ueberlegenheit sichtbar machte, aber in Lumpen gehüllt.

Eine radikale Verbesserung der menschlichen Gesellschaft und dadurch des menschlichen Zustandes überhaupt könnte dauernd nur dadurch zu stande kommen, daß man die positive und konventionelle Rangliste nach der der Natur regelte, so daß die Parias der Natur den unwürdigsten Beschäftigungen oblägen, die Sudra den rein mechanischen, die Vaysias der höhern Industrie, und nur die echten Kschatrias Staatsmänner, Heerführer und Fürsten wären, Künste und Wissenschaften aber allein in den Händen der echten Brahminen

*) ja nur durch die Anerkennung derselben entstanden sein müssen, da sie alle etwas ganz anderes anzudeuten scheinen als eine bloße Ueberlegenheit an Macht, für deren Anerkennung sie offenbar nicht erfunden sind.

wären; während jetzt die konventionelle Rangliste so selten mit der natürlichen zusammentrifft, ja so häufig im schreiendsten Widerspruch mit ihr steht. Aber dann erst wäre die vita vitalis. Freilich sind die Schwierigkeiten unabsehbar. Es wäre nötig, daß jedes Kind seine Bestimmung nicht nach dem Stande der Eltern, sondern nach dem Ausspruch des tiefsten Menschenkenners empfinge.

85.

Handeln aus Instinkt ist ein Handeln, dem nicht wie jedem andern der Zweckbegriff vorhergeht, sondern erst darauf folgt. Instinkt ist also die a priori gegebene Regel eines Handelns, dessen Zweck also unbekannt sein kann, da der Begriff desselben nicht erfordert wird, um zu ihm zu gelangen. Dagegen das vernünftige oder verständige Handeln nach einer Regel geht, die der Verstand einem Zweckbegriff gemäß selbst erfunden hat, daher sie irrig sein kann, der Instinkt aber untrüglich ist*).

Es gibt also dreierlei a priori Gegebenes:

1. Die theoretische Vernunft, d. h. die Bedingungen der Möglichkeit aller Erfahrung.

2. Instinkt, Regel zur Erreichung eines unbekannten mein sinnliches Dasein befördernden Zwecks.

3. Das Moralgesetz, Regel zu einem Handeln ohne Zweck.

1. Das vernünftige oder verständige Handeln geschieht nach einer einem Zweckbegriff gemäß entworfenen Regel;

2. das instinktmäßige Handeln nach einer Regel ohne Zweckbegriff;

3. das moralische nach einer Regel ohne Zweck.

Wie nun die theoretische Vernunft der Inbegriff der Regeln ist, denen gemäß all mein Erkennen, d. h. die ganze Erfahrungswelt ausfallen muß: so ist der Instinkt der Inbegriff der Regeln, nach denen all mein Handeln ausfallen muß, wenn nicht eine Störung geschieht. Daher scheint mir der Name praktische Vernunft dem Instinkt am angemessensten: denn er bestimmt, wie die theoretische Vernunft, das **Muß** für alle Erfahrung.

*) Vergleiche über die Apriorität des Instinkts Plato, Philebos S. 257. — Dem Plato erscheint solche als ein Erinnern von etwas, was man noch nie empfunden hat. Ebenso ist ihm im Phädon u. a. alles Lernen ein Erinnern: er hat eben kein andres Wort, um das a priori vor aller Erfahrung Gegeben-sein auszudrücken.

Das sogenannte Moralgesetz hingegen ist nur eine einseitige, vom Standpunkt des Instinkts genommene Ansicht des bessern Bewußtseins, welches jenseits aller Erfahrung, also aller Vernunft, sowohl theoretischer als praktischer (Instinkt) liegt und mit ihr nichts zu thun hat, als indem es vermöge seiner geheimnisvollen Verbindung mit ihr in einem Individuo, auf sie stößt, wo dann dem Individuo die Wahl entsteht, ob es Vernunft oder beßres Bewußtsein sein will.

Will es Vernunft sein, so wird es als theoretische Vernunft ein Philister, als praktische ein Bösewicht.

Will es beßres Bewußtsein sein, so können wir positiv von ihm nichts weiter sagen, denn unser Sagen liegt im Gebiet der Vernunft, wir können also nur sagen, was auf diesem vorgeht, wodurch wir von dem bessern Bewußtsein nur negativ sprechen. — Die Vernunft also leidet dann eine Störung: als theoretische sehn wir sie verdrängt und an ihrer Stelle das Genie, als praktische sehn wir sie verdrängt und an ihrer Stelle die Tugend. — Das beßre Bewußtsein ist weder praktisch noch theoretisch: denn dies sind bloß Einteilungen der Vernunft*). Steht aber das Individuum noch auf dem Standpunkte der Wahl, so erscheint ihm das beßre Bewußtsein von der Seite, wo es die praktische Vernunft (vulgo Instinkt) verdrängt hat, als gebietendes Gesetz, als Soll: erscheint ihm, sage ich, d. h. erhält in der theoretischen Vernunft, die alles zu Objekten und Begriffen macht, diese Gestalt. Inwiefern aber das beßre Bewußtsein die theoretische Vernunft verdrängen will, erscheint es dieser gar nicht, eben weil, sobald es hier eintritt, die theoretische Vernunft unterworfen ist und nur noch jenem dient. Daher kann das Genie nie Rechenschaft von seinen eignen Werken geben.

86.

In der Moralität unsers Handelns darf der juristische Grundsatz audienda et altera pars nicht gelten: d. h. die Sinnlichkeit und der Egoismus dürfen gar nicht gehört werden. Vielmehr heißt es, sobald der reine Wille sich ausgesprochen: nec audienda altera pars.

*) In Jacobis göttlichen Dingen S. 18 findet sich eine Vermischung des bessern Bewußtseins mit dem Instinkt, durch einen Synkretismus, dessen nur ein so unphilosophischer Geist als Jacobi fähig ist.

87.

In Hinsicht auf das menschliche Elend gibt es zwei entgegengesetzte Stimmungen unsers Gemüts.

In der einen ist uns das menschliche Elend unmittelbar gegenwärtig, an unsrer eigenen Person, an unserm eignen Willen, der heftig will und überall gebrochen wird, welches eben das Leiden ist. Die Folge davon ist, daß er immer heftiger will, welche sich in allen Affekten und Leidenschaften darstellt, und dies stärkere und stärkere Wollen erreicht sein Ende nur da, wo der Wille sich wendet und völlige Resignation, d. i. Erlösung eintritt. — Wer völlig in der beschriebenen Stimmung ist, wird fremdes Wohlsein, das ihm begegnet, mit Neid, fremdes Leiden ohne Teilnahme ansehn.

In der dieser entgegengesetzten Stimmung ist uns das menschliche Elend bloß als Erkenntnis, also mittelbar gegeben. Die Betrachtung des Leidens Anderer ist vorherrschend und zieht unsre Aufmerksamkeit vom eignen Leiden ab. In der Person Anderer nehmen wir das menschliche Leiden wahr, sind mit Mitleid erfüllt, und das Resultat dieser Stimmung ist allgemeines Wohlwollen, Menschenliebe: aller Neid ist verschwunden, und statt dessen freut es uns zu sehn, wenn irgend einer dieser gequälten Menschen einige Linderung, einige Freude erfährt.

Ebenso nun gibt es in Hinsicht auf die menschliche Schlechtigkeit und Verderbtheit zwei entgegengesetzte Stimmungen.

In der einen nehmen wir die Schlechtigkeit mittelbar wahr, an andern. Daraus entsteht Unwillen, Haß und Verachtung der Menschheit.

In der andern nehmen wir die Schlechtigkeit unmittelbar an uns selbst wahr: daraus entsteht Demut, ja Zerknirschung.

Zur Beurteilung des moralischen Werts des Menschen ist es sehr wichtig, welche von diesen vier Stimmungen paarweise (nämlich eine aus jeder Abteilung) in ihm vorherrschen. In sehr vortrefflichen Charakteren wird die zweite der ersten Abteilung und die zweite der zweiten Abteilung vorherrschen.

88.

Wie der schönste Menschenkörper in seinem Innern Kot und mephitischen Dunst verschließt, so hat der edelste Cha-

rakter einzelne böse Züge und das größte Genie Spuren von Beschränktheit und Wahnsinn.

89.

Alle allgemeinen Regeln über und Vorschriften für den Menschen sind deswegen nicht ausreichend, weil sie von der falschen Voraussetzung einer ganz oder ziemlich gleichen Beschaffenheit der Menschen ausgehn, welche die Philosophie des Helvetius sogar ausdrücklich aufstellte: während die ursprüngliche Verschiedenheit der Individuen im Intellektuellen und Moralischen unermeßlich ist.

90.

Die Frage nach der Realität der Moral ist diese, ob es wirklich ein gegründetes, dem Prinzip des Egoismus entgegenstehendes Prinzip gebe? —

Da der Egoismus die Sorge für das Wohl auf das einzelne, eigene Individuum beschränkt, so müßte das entgegengesetzte Prinzip solche auf alle fremde Individuen ausdehnen.

91.

Die Wurzel des bösen und des guten Charakters liegt, soweit wir solche mit der Erkenntnis verfolgen können, darin, daß die Auffassung der Außenwelt und zumal der belebten Wesen, und desto mehr je ähnlicher sie dem eigenen Selbst des Individuums sind, — bei dem bösen Charakter begleitet ist von einem beständigen „Nicht-Ich, Nicht-Ich, Nicht-Ich!“ — —

Beim guten Charakter (wir nehmen diesen wie jenen als im hohen Grade vorhanden an) ist umgekehrt der stets begleitende Grundbaß jener Auffassung ein beständig gefühltes „Ich, Ich, Ich!“ — woraus eben Wohlwollen und hilfreiche Gesinnung gegen alle Menschen und zugleich eine heitere, getroste, beruhigte Gemütsverfassung erwächst, von der das Gegenteil den bösen Charakter begleitet.

Dies alles ist aber nur das Phänomen, wenn auch an der Wurzel gefaßt. Aber daran knüpft sich das schwerste aller Probleme: woher, bei der Identität und metaphysischen Einheit des Willens als Ding an sich, die himmelweite Verschiedenheit der Charaktere? die hämische teuflische Bosheit des einen? die desto greller abstechende Güte des

andern? wodurch waren jene Tiberius, Caligula, Caracalla, Domitian, Nero? — und diese die Antonine, Titus, Hadrianus, Nerva u. s. w.? — Woher eine eben solche Verschiedenheit bei den Tierspezies? ja in den höhern Geschlechtern bei den tierischen Individuen? — die Bosheit des Katzengeschlechts am stärksten entwickelt im Tiger? — die Tücke des Affengeschlechts? — die Güte, Treue, Liebe des Hundes? des Elefanten? u. s. f.? Offenbar ist das Prinzip der Bosheit im Tiere dasselbe wie im Menschen. —

Etwas können wir die Schwierigkeit des Problems dadurch mildern, daß wir bemerken, daß alle jene Verschiedenheit denn doch am Ende nur den Grad betrifft, und die Grundneigungen, Grundtriebe in allem Lebenden sämtlich vorhanden sind, nur in sehr verschiedenem Grad und verschiedenem Verhältnis untereinander. Doch reicht das nicht aus.

Als Erklärungsgrund bleibt uns allein der Intellekt und sein Verhältnis zum Willen. Allein der Intellekt steht keineswegs in direktem und gradem Verhältnis zur Güte des Charakters. Wir können zwar im Intellekt selbst wieder unterscheiden Verstand als Auffassung der Verhältnisse nach dem Satz vom Grunde, — und die dem Genie verwandte, von diesem Gesetz unabhängige, das Principium individuationis durchschauende, mehr unmittelbare Erkenntnis, welche auch die Ideen auffaßt, und diese ist es, welche sich auf das Moralische bezieht. Allein auch die Erklärung hieraus läßt noch viel zu wünschen übrig. „Schöne Geister sind selten schöne Seelen", ist richtig bemerkt worden von Jean Paul: wiewohl sie auch nie das Umgekehrte sind. Baco von Verulam, freilich weniger ein schöner, als ein großer Geist, war ein Schurke.

Ich habe als principium individuationis Zeit und Raum erklärt, da die Vielheit des Gleichartigen nur durch sie möglich ist. Aber das Viele ist auch ungleichartig, die Vielheit und Verschiedenheit ist nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ. Woher die letztere, zumal in ethischer Hinsicht? — Wäre ich etwa in den dem Fehler Leibnizens bei seiner identitas indiscernibilium entgegengesetzten geraten?

Die intellektuelle Verschiedenheit hat ihren nächsten Grund im Gehirn und Nervensystem und ist dadurch etwas weniger dunkel: Intellekt und Gehirn sind den Zwecken und Be-

dürfnissen des Tieres, also seinem Willen, angemessen. Nur beim Menschen findet sich bisweilen ausnahmsweise ein Ueberschuß, der, wenn er stark ist, das Genie gibt.

Aber die ethische Verschiedenheit scheint unmittelbar aus dem Willen hervorzugehen. Sonst wäre sie auch nicht außerzeitlich, da Intellekt und Wille nur im Individuo vereinigt sind. Der Wille ist außerzeitlich, ewig, und der Charakter ist angeboren, also jener Ewigkeit entsprossen; folglich durch nichts Immanentes zu erklären.

Vielleicht wird nach mir einer diesen Abgrund beleuchten und erhellen.

92.

Nur weil der Wille nicht der Zeit unterworfen ist, sind die Wunden des Gewissens unheilbar, werden nicht, wie andere Leiden, allmählich verschmerzt; sondern die böse That drückt das Gewissen nach vielen Jahren mit eben der Stärke, als da sie frisch war.

93.

Da der Charakter angeboren ist, — die Thaten bloß seine Manifestationen, — der Anlaß zu großen Missethaten nicht oft kommt, — starke Gegenmotive abschrecken, — für uns selbst unsre Sinnesart sich durch Wünsche, Gedanken, Affekte offenbart, wo sie andern unbekannt bleibt, — so ließe sich denken, daß einer gewissermaßen ein angebornes schlechtes Gewissen hätte, ohne große Bosheiten verübt zu haben.

94.

Der Mensch, indem er sich mit seinem unmittelbaren Objekt verwechselt, sich als Zeitwesen erkennt, geworden zu sein glaubt und vergehn zu müssen, — gleicht einem, der am Ufer stehend den Wellen nachsieht und selbst fortzuschwimmen glaubt, während die Wellen feststehn; da er doch ruht und nur die Wellen ziehn.

95.

Wie wir von einem Orchester, das sich vorbereitet eine große schöne Musik zu erheben, nur verworrene Töne, vorübereilende Anklänge, hin und wieder anhebende Tonstücke, die aber nicht vollendet werden, kurz Stückwerk aller Art hören; so im Leben scheinen nur Bruchstücke, schwache Anklänge, unvollendete Anfänge und Probestücke von Glück-

seligkeit, von einem befriedigten, genesenen, in sich reichen Zustande durch, aus dem Gewirre des Ganzen. —

Welches Stück auch einer im Orchester anhebt, er muß es fallen lassen, es gehört nicht her, es ist das rechte nicht, nicht das große und schöne, das kommen soll.

96.

Nichts ist abgeschmackter, als die Märchen zu verlachen vom Faust und andern, die sich dem Teufel *verschrieben*. Das einzige Falsche an der Sache ist nämlich nur dies, daß es von einzelnen erzählt wird, wir aber alle in dem Fall sind und das Paktum geschlossen haben. Wir leben, streben entsetzlich das Leben (das doch nur eine lange Galgenfrist ist) uns zu erhalten (wir füttern den Delinquenten, der doch hängen muß), wir genießen, und für alles das müssen wir sterben, sind dafür dem Tode anheimgefallen, mit dem es nicht Spaß ist, sondern bittrer Ernst, er ist eben wirklich der Tod für alle zeitliche Wesen, für uns wie für die Tiere, für die Tiere wie für die Pflanzen, ja wie für jeden Zustand der Materie. So ist's, und das empirische vernünftige Bewußtsein ist wirklich keines Tröstes fähig. Dagegen aber auch ist ewige Qual nach dem Tode ein Unding, so gut, als ewiges Leben: denn das Wesen der Zeit, ja des Satzes vom Grunde, von dem die Zeit nur eine Gestaltung ist, ist eben dieses, daß nichts Festes, wirklich Bestehendes sein kann, alles nur vorüberfliegt, nichts dauert, nichts beharrt. „Die Substanz beharrt" sagen sie. Aber Kant sagt ihnen: sie ist kein Ding an sich, sondern nur Erscheinung: er meint: sie ist nur unsre Vorstellung, — wie alles Erkennbare: und wir sind keine Substanz, noch Substanzen.

97.

Wenn ich eine *Fliege* klappe, so ist doch wohl klar, daß ich nicht das *Ding an sich* totgeschlagen habe, sondern bloß *seine Erscheinung*.

98.

Lachen muß ich, wenn ich sehe, daß diese sogenannten Menschen mit Zuversicht und Trotz eine *Fortdauer*, durch alle Ewigkeit, *ihrer* erbärmlichen *Individualität* ver-

langen: da sie doch offenbar nichts andres sind, als die in Windeln menschenähnlich verlarvten Steine, die man mit Freuden vom Kronos verschlingen sieht, während nur der echte, unsterbliche Zeus vor ihm gesichert zur ewigen Herrschaft heranwächst.

99.

Des Menschen einziger Zeuge seiner geheimsten Regungen und Gedanken ist das Bewußtsein: aber das Bewußtsein muß er einst verlieren und weiß dies; und dies vielleicht vor allem treibt ihn zu glauben, daß es noch einen andern Zeugen seiner geheimsten Regungen und Gedanken gebe.

100.

Der Mensch ist eine Münze, auf deren einer Seite geprägt steht: „Weniger als nichts" — und auf der andern: „Alles in allem". —

Ebenso ist alles Materie und zugleich alles Geist (Wille und Vorstellung).

Ebenso war ich von jeher und werde stets sein: und zugleich bin ich vergänglich wie die Blume des Feldes.

Ebenso ist das wahrhaft Bestehende nur die Materie; und zugleich nur die Form. Das scholastische forma dat esse rei ist so zu berichtigen: (rei) dat forma essentiam, materia existentiam.

Ebenso sind eigentlich nur die Ideen; und zugleich nur die Individuen. (Realismus, Nominalismus.)

Ebenso hat der Todesgott Yama zwei Gesichter, ein grimmiges und ein unendlich freundliches.

Es mag noch mehrere solche Widersprüche geben, die ihre Ausgleichung nur in der wahren Philosophie finden.

101.

Wenn in zwei Liebenden der sie leitende Geist der Gattung, statt in instinktartigen Gefühlen, sich in deutlichen Begriffen ausspräche; so würde die hohe Poesie ihres verliebten Dialogs, welche jetzt nur in schwärmerischen Bildern und hyperphysischen Parabeln, von ewigen Gefühlen überschwenglicher Sehnsucht, Ahnung unendlicher Wonne, unaussprechlicher Seligkeit, Versprechen ewiger Treue, und in hyperbolischen Lobpreisungen der Perlen ihrer Zähne,

Rosen ihrer Wangen, der Sonne ihrer Augen, des Alabasters ihres Busens, gewähnter Geisteseigenschaften u. dgl. seiner Göttin redet — etwa folgendermaßen lauten:

Daphnis. Ich möchte der nächsten Generation ein Individuum schenken und glaube, daß du ihm geben könntest, was mir fehlt.

Chloe. Ich habe dieselbe Absicht und glaube, daß du ihm geben könntest, was ich nicht habe. Laß uns sehn!

Daphnis. Ich gebe ihm eine hohe Statur und Muskelkraft: beides hast du nicht.

Chloe. Ich gebe ihm Fülle des Fleisches und sehr kleine Füße. Du hast beides nicht.

Daphnis. Ich gebe ihm feine weiße Haut, die du nicht hast.

Chloe. Ich gebe ihm schwarze Haare und Augen: du bist blond.

Daphnis. Ich gebe ihm eine Adlernase.

Chloe. Ich gebe ihm einen kleinen Mund.

Daphnis. Ich gebe ihm Mut und Herzensgüte, die können von dir nicht erben.

Chloe. Ich gebe ihm eine hohe gewölbte Stirn, Geist und Verstand: diese können von dir nicht erben.

Daphnis. Graden Wuchs, gute Zähne und feste Gesundheit erhält er von uns allen beiden: wahrlich wir beide zusammen können das künftige Individuum vortrefflich ausstatten, darum begehre ich dein mehr als jeder andern.

Chloe. Und ebenso ich deiner.

102.

Je mehr Geist, desto bestimmtere Individualität, daher desto bestimmtere Forderungen an die dieser entsprechende Individualität des andern Geschlechts; woraus folgt, daß geistreiche Individuen sich besonders zu leidenschaftlicher Liebe eignen.

103.

Durch ein ernstlich und streng gehaltenes Klostergelübde oder auch sonst durch jede durchgeführte Verneinung des Willens zum Leben wird eigentlich der Akt der Bejahung, durch den das Individuum ins Dasein trat, wieder ausgelöscht.

104.

Wer für sein Vaterland in den Tod geht, hat die Täuschung überwunden, die das Dasein auf die eigne Person beschränkt: er dehnt es aus auf den Menschenhaufen seines Vaterlandes (und dadurch auf die Spezies), in welchem (als der Spezies) er fortlebt. — —

Dasselbe geschieht eigentlich bei jedem Opfer, das man andern bringt: man erweitert sein Dasein auf die Gattung, — wenn auch vorderhand nur auf einen Teil derselben, den man eben vor Augen hat. Die *Verneinung* des Willens zum Leben allererst tritt aus der Gattung heraus; daher die Lehrer der *Askese*, nachdem man diese übt, die guten Werke als überflüssig und gleichgültig betrachten, — noch mehr die Tempelzeremonien.

105.

Die aus dem *Geschlechtstrieb* entspringenden Capricen sind ganz analog den *Irrlichtern*. Sie täuschen auf das lebhafteste: aber folgen wir ihnen, so führen sie uns in den Sumpf, und verschwinden.

106.

Ἡ ἀλαζονεια της ἡδονης.

Die Täuschungen, welche die erotischen Gelüste uns bereiten, sind gewissen Statuen zu vergleichen, welche, infolge ihres Standortes, darauf berechnet sind, nur von vorne gesehen zu werden, und sich dann schön ausnehmen; während sie von hinten einen schlechten Anblick darbieten. Dem analog ist was die Verliebtheit uns vorspiegelt, solange wir es im Prospekt haben und als kommend erblicken, ein Paradies der Wonne; aber wann vorübergegangen und demnach von hinten gesehn, zeigt es sich als etwas Geringfügiges und Unbedeutendes, wo nicht gar Widerliches.

---

4. Zur Religionsphilosophie.

107.

Wenn wir annehmen (was sich ziemlich gewiß ergibt, sobald man die Evangelien als in der Hauptsache ganz wahr ansieht), daß *Jesus Christus* ein Mensch gewesen sei ganz

frei von allem Bösen und von allen sündigen Neigungen*); so muß (da mit dem Leibe sündige Neigungen eigentlich notwendig gesetzt sind, ja der Leib nichts ist als die verkörperte, sichtbar gewordene sündige Neigung) — Jesu Leib allerdings nur ein Scheinleib genannt werden**). Einen solchen von allen sündigen Neigungen ganz freien Menschen, einen solchen Träger eines Scheinleibs, sich als von einer Jungfrau geboren zu denken, ist ein vortrefflicher Gedanke. Selbst physisch läßt sich davon eine, wiewohl entfernte, Möglichkeit aufzeigen. Gewisse Tiere nämlich (ich glaube einige Insekten) haben das Eigne, daß die Befruchtung der Mutter auch auf das Junge und selbst auf dessen Junges nachwirkt, so daß dieses Eier legt, ohne selbst befruchtet zu sein. Daß dieses ein einziges Mal beim Menschen eingetreten sei, ist nicht so unwahrscheinlich zu denken, als daß es einen wirklich sündenfreien Menschen gegeben habe, und sobald wir letzteres annehmen, kann jenes, bei der, aller Vernunft unerreichbaren Harmonie zwischen der Korporisation und dem intelligibeln Charakter jedes lebenden Wesens und der Erblichkeit vieler Neigungen und Charakterzüge, sehr wohl angenommen werden.

108.

Was Theisten unterscheidet von Atheisten, Spinozisten, Fatalisten, ist, daß jene ein willkürliches, diese ein natürliches Prinzip der Welt setzen: jene sie aus einem Willen, diese aus einer Ursache entstehn lassen. Eine Ursache wirkt mit Notwendigkeit, ein Wille mit Freiheit. Allein ein Wille ohne Motiv ist so undenkbar, als eine Wirkung ohne Ursache. Soll die Welt entstanden sein, so muß entweder, nach Art der Atheisten, eine Ursach die erste gewesen sein: d. h. sie muß nichts vor sich gehabt haben, dessen Wirkung sie war, das sie selbst zu wirken zwang, und

*) Paulus ad Romanos 8, 3: „Deus filium suum misit in similitudinem carnis peccati." — Dies erläutert S. Augustinus, liber 83 quaestionum quaestio 66: Non enim caro peccati erat, quae non de carnali delectatione nata erat: sed tamen inerat ei similitudo carnis peccati, quia mortalis caro erat.

**) „Alii Valentinum secuti historiam generationis Christi totam converterunt in allegoriam; cui se opposuit ex orthodoxis Irenaeus. Post hunc Appelles aliique Christum verum hominem esse negarunt, Phantasma sine corpore esse affirmantes. Contra quos disputavit Tertullianus, eo praecipue argumento, quod incorporum nihil est. — Arrii haeresis negavit Christum esse Deum."

Hoppes, Leviathan c. 46.

woraus sie sich erklären ließe: sie wirkt also mit absoluter Notwendigkeit, sie wirkt durch absolutes (d. h. eben an keinem weitern Grund hängendes) Müssen, und dies ist denn der eigentliche Fatalismus. Lassen hingegen die Theisten einen Willen ohne Motiv wirken, so ist das Resultat etwas ebenso Unsinniges, als der Fatalismus: nämlich ein Wollen ohne Grund, wie dort ein Müssen ohne Grund.

Daß die meisten Menschen sich lieber bei einem Wollen ohne Grund befriedigen, als bei einem Müssen ohne Grund, ist sonderbar genug. Es mag daher kommen, daß jede Ursach an und für sich erforschlich ist, nicht aber jedes Motiv: denn der Handelnde kann es verhehlen: so schieben sie denn heimlich ein verborgnes Motiv unter.

Beide Parteien sind nur dadurch auflösbar, daß man zeigt, wie Wille und Kausalität, Freiheit und Natur eins sind. Den Weg hiezu wird meine neue Lehre zeigen, daß nämlich der Leib der Objekt gewordne Wille ist: und dennoch der Wille an sich dem Gesetz der Motivation, als Leib aber dem der Kausalität unterworfen ist. So wie ein Wille ist, ist aber ein Leib, folglich so wie Motivation zugleich Kausalität.

109.

Das Wort „Gott“ ist mir deshalb so zuwider, weil es in jedem Fall nach außen versetzt, was innen liegt. Danach, könnte einer sagen, ist der Unterschied zwischen Theismus und Atheismus ein räumlicher. Aber es verhält sich vielmehr so: „Gott“ ist wesentlich ein Objekt und nicht das Subjekt: sobald daher Gott gesetzt ist, bin ich nichts.

Behauptet man die Identität des Subjektiven und Objektiven, so mag man auch die Identität des Theismus und Atheismus behaupten. Freilich sind alle Gegensätze relativ und man kann von jedem auf einen allgemeinen Standpunkt steigen, wo der Gegensatz aufhört. Aber damit ist nichts gewonnen.

110.

Das Monstrose und ganz Absurde des Theismus darzulegen, ist nichts geeigneter, als die aus verdeckten Widersprüchen zusammengesetzte Darstellung desselben nach dem Koran, in Garcin de Tassys Exposition de la foi Musulmane: und dennoch ist sie ganz dem Christentum ge-

mäß und sagt nichts als was ein Christ von Gott Vater zugeben muß: denn dieser Begriff ist allen jüdischen Sekten gemeinsam; außer ihnen aber nirgends anzutreffen. Die Christen vermeiden aber gern diese explicite Darstellung und flüchten sich hinter den Mysticismus, in dessen Dunkelheit das Absurde verschwinden und fünf grade werden soll.

111.

Der Theismus muß sich zu einer von drei Annahmen bekennen:

1. Gott hat die Welt aus nichts geschaffen: — dies streitet mit der ganz sichern Wahrheit, daß aus nichts nichts wird.

2. Er hat sie aus sich selbst geschaffen: dann ist entweder er selbst auch darin geblieben — Pantheismus: oder, der Teil seiner selbst, der Welt wurde, trennte sich von ihm, Emanation.

3. Er hat die vorgefundene Materie geformt, dann ist diese ihm gleich ewig und er ist bloßer δημιουργος.

112.

Daß die Religion als Maske der niederträchtigsten Absichten dient, ist so alltäglich, daß es niemand wundern darf; — daß aber dieses der Philosophie begegnen sollte, der reinen Himmelstochter, die nie und nirgends etwas anderes, als die Wahrheit gesucht hat, — war unserer Zeit aufbehalten.

113.

Die katholische Religion ist eine Anweisung den Himmel zu erbetteln, welchen zu verdienen zu unbequem wäre. — Die Pfaffen sind die Vermittler dieser Bettelei.

114.

Wer einen Lohn seiner Thaten sucht, sei es in dieser Welt oder in einer künftigen, ist ein Egoist: verliert er den erstern durch den Zufall, der diese Welt beherrscht, oder den zweiten durch die Leerheit des Wahns, der ihm die künftige erbaute, so ist dies einerlei: nämlich in beiden Fällen nur ein Anlaß, der ihn vom Wollen, vom Nachgehn der Zwecke, heilen könnte.

Wenn aber einmal einer Zwecke seiner Selbstsucht hat, so muß ich ihn mehr achten, wenn er es nach Weise des Machiavelli angreift, und durch Klugheit und Kenntnis der Ursachen und Motive aus denen Wirkungen hervorgehn, seine Zwecke zu erreichen sucht; als wenn er viele Almosen verteilt in der Zuversicht, dereinst alles zehnfach wiederzuerhalten und so in jener Welt als steinreicher Mann aufzustehen. (Zwischen beiden ist kein Unterschied als der der Klugheit.) Und freue ich mich gleich der Linderung, die ein Unglücklicher durch diesen Mann erfährt, so würde meine Freude doch ganz dieselbe sein, wenn ein Zufall, ein ausgegrabner Schatz, dem Unglücklichen geholfen hätte.

Doch ist nicht zu übersehn, daß mancher aus reiner Liebe (die Mitleid ist) und gutem Willen gibt; aber, wenn er von diesem Thun seiner eignen Vernunft Rechenschaft geben will, aus Mangel der Erkenntnis und wahrer Philosophie, seine Vernunft mit allerlei Dogmen beschwichtigt. Solches ist ganz gleichgültig und nimmt seiner That nicht ihre wahre Bedeutung und ihren Wert.

115.

Der Mythos von der Seelenwanderung ist so sehr der gehaltreichste, bedeutendeste, der philosophischen Wahrheit am nächsten stehende, von allen Mythen, die je ersonnen worden, daß ich ihn für das non plus ultra der mythischen Darstellung halte. Daher auch haben ihn Pythagoras und Platon verehrt und angewandt: und das Volk, bei welchem er als Volksglaube allgemein herrscht und auf das Leben entschiedenen Einfluß hat, ist eben deshalb als das mündigste anzusehn, wie es auch das älteste ist.

---

5. Ueber Schriftstellerei und Stil.

116.

Wenn mir ein Gedanke nur undeutlich entsteht und als ein schwaches Bild vorschwebt; so ergreift mich unsägliche Begierde, ihn zu fassen; ich lasse alles stehn und liegen und verfolge ihn, wie der Jäger das Wild, durch alle Krümmungen, stelle ihm von allen Seiten nach und verrenne ihm

den Weg, bis ich ihn fasse, deutlich mache und als erlegt zu Papiere bringe. Bisweilen entrinnt er mir doch: dann muß ich warten, bis ein anderer Zufall ihn einmal wieder aufjagt: gerade die, welche ich erst nach mehreren vergeblichen Jagden fing, sind gewöhnlich die besten. Aber wenn ich bei so einer Verfolgung unterbrochen werde, besonders durch ein Tiergeschrei, das zwischen meine Gedanken hereinfährt, wie das Henkerschwert zwischen Kopf und Rumpf — da empfinde ich eines der Leiden, die wir verwirkt haben, als wir mit Hunden, Eseln, Enten in eine Welt hinabstiegen.

117.

Der angemessenste, d. h. der wahrhaft philosophische Stil für die Geschichte ist der ironische.

Der Stil des Tacitus ist bitter — ironisch.

118.

Wer die weite Reise zur Nachwelt vorhat, darf keine unnütze Bagage mitschleppen: denn er muß leicht sein, um den langen Strom der Zeit hinabzuschwimmen. Wer für alle Zeiten schreiben will, sei kurz, bündig, auf das Wesentliche beschränkt: er sei, bis zur Kargheit, bei jeder Phrase und jedem Wort bedacht, ob es nicht auch zu entbehren sei; wie, wer den Koffer zur weiten Reise packt, bei jeder Kleinigkeit, die er hineinlegt, überlegt, ob er nicht auch sie weglassen könne*).

Das hat jeder, der für alle Zeiten schrieb, gefühlt und gethan. Den breiten, Unverdautes hinwerfenden, endlosen Schwätzern, wie z. B. Fichten, ist es gar nie in den Sinn gekommen: wozu hätte es das auch gesollt?

119.

Eine große Schwierigkeit des Vortrags liegt darin, daß einerseits Reichtum und Fülle des Ausdrucks und der Gedanken den Eindruck der Rede auf den höchsten Grad der Stärke bringt, andrerseits aber jeder überflüssige Gedanke und Ausdruck die Kraft der passenden und treffenden schwächt, wie zugegossenes Wasser einen Trank. Daher Voltaire gesagt hat: l'adjectif est l'ennemi du sub-

*) Dasselbe steht in Voltaires Pensées par . . . in 12⁰, die damals noch nicht erschienen waren. [Späterer Zusatz Schopenhauers.]

stantif. Die Kunst des Vortrags besteht darin, hier das rechte Maß zu halten und mit scharfem Urteil das Wesentliche und stark Bezeichnende auszuwählen, alles Unwesentliche und Schwächere aber zu verwerfen. Es ist daher eben so viel Weisheit im Weglassen, als im Hinsetzen erfordert. Hierin verhält es sich mit den redenden Künsten gerade so wie in der Architektur.

Herder hat in der Regel drei Worte gebraucht, wo er mit einem hätte auskommen können.

120.

Hamann lesen befördert die Kühnheit des Ausdrucks und der Zusammenstellung: aber heutzutage bedarf diese mehr der Einschränkung, als der Beförderung.

121.

Aufgeschrieben und gedruckt zu werden, um wirklich ein Teil der Litteratur einer Nation zu sein und Jahrhunderte zu bestehn, verdienen nur die Gedanken, welche ein ganz außerordentliches Individuum und auch dieses nur in ganz außerordentlichen Augenblicken zu denken fähig war. Denn nur solche sind Gedanken, welche die Menschheit nur einmal und vielleicht nie wieder aus sich entwickeln konnte, und die daher verdienten festgehalten und aufbewahrt zu werden.

Thatsachen und ihre nächste Verbindung kann beinahe jeder und der Fähige zu jeder Zeit aufschreiben. Aber zu eigentlichen Geisteswerken, zu Gedanken, die als solche und an sich dauernden Wert haben, ist der gewöhnliche Mensch nie, und das Genie nur in seltnen Augenblicken fähig. Daher ist jedes seinsollende Geisteswerk mißlungen und dem Untergange bestimmt, wenn der Autor nur die normalen Geisteskräfte hatte und auch, wenngleich weniger und später, wenn er es als fortlaufende Arbeit schrieb, an die er ging, wie er jedesmal war, sich hinsetzend mit dem Gedanken: „Nun will ich schreiben." Denn da schreibt er bloß aus der Erinnerung und zwar aus einer ganz allgemeinen von vielen verschiedenzeitigen Anschauungen abstrahierten Erinnerung: bloße Begriffe sind ihm gegenwärtig: — hingegen im begeisterten Moment schreibt er aus einer gegenwärtigen Anschauung, einem neuen frischen Aperçu, vor welchem ihm die übrige Welt verschwindet. Alles

andre Denken ist ein bloßes Hin- und Herwerfen schon abgeschlossener fertiger Begriffe, ein Trennen und Vereinigen derselben, grade wie in den Gleichungen algebraischer Größen: es ist wie dieses algebraische Rechnen ein bloßes Deutlichmachen dessen, was schon in der Aufgabe mitgegeben war, das Umwandeln des implicite Gegebenen in ein explicite Erkanntes; aber so kommt keine eigentlich neue Erkenntnis in die Welt. Eine solche entspringt allein aus der anschaulichen Auffassung der Dinge von irgend einer neuen Seite. Sie macht sich von selbst und nicht, wie das Denken, mittelst einer Anstrengung, die doch zuletzt vom Willen ausgeht: der bleibt dort ganz aus dem Spiel.

122.

Jeder, der mit Genie geschrieben, hat Geister gesehen. Denn hätte er die Wirklichkeit wahrgenommen, so hätte er sich der menschlichen Meinung überhaupt, oder dem Wahne seiner Zeit akkommodiert und nicht in jedem Worte, beiden stracks entgegen, sich treffend ausgedrückt und wäre nicht oft hart am herrschenden Irrtum vorbeigegangen, ohne ihn der Notiz, selbst durch einen Widerspruch, zu würdigen.

123.

Durch viele Citate vermehrt man seinen Anspruch auf Gelehrsamkeit, vermindert aber den auf Originalität, und was ist Gelehrsamkeit gegen Originalität! Man soll sie also nur gebrauchen, wo man fremder Autorität wirklich bedarf. Denn überdies wird, wenn wir unsre Meinung durch einen ähnlichen Ausspruch eines früheren großen Schriftstellers belegen, der Neid sogleich vorgeben, wir hätten sie auch nur daher geschöpft (z. B. Rätze mit einem Worte Jakob Böhmes). Finden wir also, daß große frühere Autoren mit uns übereinstimmen; so ist dies sehr dienlich, uns in der Zuversicht, daß, was wir sagen, richtig ist, zu bestärken und zu ermutigen. Aber es anzuführen ist nicht dienlich: besondre Fälle ausgenommen: z. B. Stahls Physiologie, und überhaupt mehr aus ganz fremden Fächern, als aus unserem eigenen. Denn haben wir recht, so werden wir es auch ohne Anführung früherer ähnlicher Aussprüche behalten. Denn, wenn wir die Wahrheit auf unsrer Seite haben, wie wenig hat es dann noch auf sich, daß wir auch

noch diesen oder jenen Autor, sei er noch so groß, für uns haben; das ist immer nur ein αυτος εφα und nie ganz allgemein anerkannt.

124.

Alle Gedanken, welche ich aufgeschrieben, sind auf äußern Anlaß, meistens auf einen anschaulichen Eindruck, entstanden und vom Objektiven ausgehend niedergeschrieben, unbekümmert, wohin sie führen würden: aber sie gleichen Radien, die von der Peripherie ausgehend, alle auf ein Centrum laufen, welches die Grundgedanken meiner Lehre sind: zu diesen führen sie von den verschiedensten Seiten und Auffassungen aus.

125.

Es gibt Gedanken, die an und für sich selbst und allein nicht wert waren, hingeschrieben zu werden, die aber der Zusammenhang nötig machte: aus solchem Cement besteht wenigstens die Hälfte fast jedes Buches. — Kann man hingegen seinen Text zusammensetzen aus lauter Gedanken, die schon einzig und allein ihrer selbst wegen wert waren, aufgeschrieben zu werden, und es wurden, und jetzt im Verein wirken, so daß das Wertvolle zugleich das Notwendige und umgekehrt sei, analog der organischen Natur, wo das εξ αναγκης zugleich das χαριν του βελτιονος ist; dann gibt's ein Wunder, wie eine aus geschmolzenen Steinen gegossene Mauer.

126.

Je mehr Gedankenstriche in einem Buche, desto weniger Gedanken.

---

6. Ueber die Sprache.

127.

Man ist viel mehr geneigt, lateinische Worte, ohne etwas dabei zu denken, zu gebrauchen, als deutsche. Wenn man nun den Philosophen auflegte, statt zu sagen das Absolute, immer das Losgebundene, kürzer das Lose, zu sagen; so würden sie weniger faseln von „der in der Vernunft liegenden Idee des Absoluten!“

128.

Die Worte Wirklichkeit und wirklich sind in der Philosophie ungleich besser und treffender, als die gleich bedeutenden Realität und real: jene sind der deutschen Sprache ausschließlich eigen, und sie hat Ursach darauf stolz zu sein.

129.

Es ist bemerkenswert, wie Eitelkeit, vanitas, vanité zuerst Leerheit, Nichtigkeit, und dann Wunsch nach Bewunderung anderer bedeutet; so daß dieses letztere, das Leben in der Meinung anderer, die avaritia laudis, hiedurch als das Leere und Nichtige par excellence bezeichnet wird, durch einen sehr bedeutungsvollen Sprachgebrauch; denn es ist das nichtigste von allen Gütern.

130.

Worte und Begriffe werden immer trocken sein: denn das ist ihre Natur. Das wäre thörichte Hoffnung, wenn wir erwarten wollten, die Worte und der abstrakte Gedanken sollten das werden und leisten, was die lebendige Anschauung war und leistete, die den Gedanken hervorrief: er selbst ist nur ihre Mumie, und die Worte der Deckel des Mumiensarges. Hier ist die Grenze der geistigen Mitteilung: das Beste schließt sie aus. — Aber Worte und Begriffe, so trocken auch ihre Mitteilung war, dienen, wenn wir sie einmal gefaßt haben, zu verstehn was wir nachher anschauen, zusammenzubringen was zusammengehört u. dgl. m. — so wie das blecherne Pflanzenfutteral des Botanisierenden zwar selbst lebloses Metall ist, aber dient die Blumen, die er findet, zu Hause zu tragen und aufzubehalten.

131.

Wie bei den Engländern und Franzosen, wegen Armut ihrer Sprachen, das Wort Idée einen ungleich weitern Begriff bezeichnet, als im Deutschen, nämlich alles was nur irgend Vorstellung ist; so ist es gerade auch mit dem Wort passion, welches keineswegs allemal dem deutschen Leidenschaft entspricht; vielmehr bezeichnen sie damit jede Anregung des Willens, selbst die ganz gemäßigten oder schwachen, und die bloßen Affekte. Leidenschaft bedeutet die heftigste dauernde Neigung und Richtung des Willens. Sonderbar,

daß beide Worte von der Passivität des Willens gegen die Gewalt der Motive genommen sind. Das gilt auch am Ende von schwachen wie von heftigen Neigungen.

132.

Das französische Wort Métaphysique bedeutet schlechthin nur „allgemeines Raisonnement".

133.

Armut der Sprache kann eine dauernde Aequivokation und dadurch Verwirrung der Begriffe veranlassen. Z. B. „Liebe" im Deutschen bedeutet 1. caritas, αγαπη, welche, wie gezeigt, Mitleid ist, das im tiefsten Grunde auf Erkenntnis der metaphysischen Identität mit dem andern beruht. 2. amor, ερως, welcher der Wille als Genius der Gattung ist, oder kurz Wille der Gattung als solcher, zu seinen geheimen Zwecken.

Caritas und amor haben jedoch ganz in der Tiefe eine gemeinschaftliche Wurzel. In beiden nämlich handelt durch das Individuum sein jenseit der Erscheinung und der Individualität liegendes metaphysisches Substrat, der Wille zum Leben, einmal als Geist der Gattung, indem er sie zu perpetuieren und ihren Typus rein zu halten strebt, — im andern Fall, indem er auch hier sich über die Individualität erhebt, und in verschiedenen Individuen seine eigne Identität erkennend, eines für das andere sorgen läßt.

Amour, love, amore sind ebenso äquivok wie „Liebe": — also stehn hierin alle neuern Sprachen den alten nach. Demgemäß ist die sentimentale Liebe Produkt der neuern Zeit.

Caritas und amor, auf dieselbe Person und gegenseitig gerichtet, geben eine glückliche Ehe.

134.

Lichtenberg hat über hundert deutsche Ausdrücke für Betrunkensein aufgezählt; kein Wunder, da die Deutschen von jeher als Säufer berühmt waren: aber merkwürdig ist, daß in der Sprache der für die ehrlichste von allen geltenden deutschen Nation, vielleicht mehr, als in irgend einer andern, Ausdrücke für Betrügen sind; und zwar haben sie meistens einen triumphierenden Anstrich, vielleicht weil man die Sache für sehr schwer hielt: z. B. Betrügen, Täu-

schen, Hintergehn, Mystifizieren, Anführen, Beschuppen, Beschummeln, Hänseln, Bescheißen, Anschmieren, Prellen, zum besten haben, einem etwas weismachen, ihm etwas aufbinden, ihm einen Zopf machen, ihm ein X für ein V machen, ihn versohlen, ihn hinters Licht führen, ihn zum Narren machen, ihn narren, ihm eine Nase drehen, ihn in April schicken, ihn einseifen, übers Ohr hauen.

135.

Ich gebrauche oft das Wort Niaiserie, weil es kein deutsches Aequivalent dafür gibt. Dies muß doch wohl daher kommen, daß der Begriff davon in Deutschland nicht vorhanden ist; wovon der Grund dem ähnlich sein mag, aus welchem wir die Harmonie der Sphären nicht vernehmen.

136.

Natura ist ein richtiger, aber euphemischer Ausdruck: mit gleichem Rechte könnte es Mortura heißen.

137.

Wer von dem Ursprung unsrer Sprache, die, neben der schwedischen, dänischen und norwegischen, ein Dialekt der gotischen ist und mit dem Jargon der Bärenhäuter und Eichelfresser des Tacitus vermutlich nichts gemein hat, richtige Begriffe haben möchte, dem empfehle ich Rasks Buch über die Zendsprache.

Ich weiß nicht, warum mir eben einfällt, daß der Patriotismus, wenn er im Reiche der Wissenschaften auftreten will, ein schmutziger Geselle ist, den man beim Kragen packen und hinauswerfen soll.

Es gibt inzwischen Leute, welche aus lauter Patriotismus sogar die Leibnizsche Philosophie verehren: sie verdienen unter lauter Monaden eingesperrt zu werden, um dort die prästabilierte Harmonie anhören und dem Schauspiel der identitas indiscernibilium zusehn zu müssen.

7. Psychologische Aphorismen.

138.

Wer plötzlich in ein ganz fremdes Land oder Stadt versetzt wird, wo eine von dem seinigen sehr verschiedene Lebensweise, wohl gar auch Sprache herrscht, dem ist zuerst wie dem, der ins kalte Wasser gestiegen: ihn berührt plötzlich eine von der seinigen weit verschiedene Temperatur, er fühlt eine gewaltsame, überlegene Einwirkung von außen, die ihn beängstigt. Er ist in einem ihm fremden Element, in dem er sich nicht mit Leichtigkeit bewegen kann; obendrein fürchtet er, weil ihm alles auffällt, ebenso allem aufzufallen. Aber sobald er sich etwas beruhigt, sich in die Umgebung gefunden und von deren Temperatur ein wenig angenommen hat, wird ihm, wie dem im kalten Wasser, außerordentlich wohl: er hat sich dem Element assimiliert, er hört sodann auf, sich mit seiner Person beschäftigen zu müssen, und wendet seine Aufmerksamkeit rein auf die Umgebung, der er, eben durch die objektive, anteilslose Betrachtung jetzt sich überlegen fühlt, statt vorhin von ihr gedrückt zu werden.

139.

Auf Reisen sieht man das Menschenleben in vielerlei merklich verschiedenen Gestalten: und dies macht das Reisen so unterhaltend. Aber dabei sieht man immer nur die Außenseite des Menschenlebens, nämlich nicht mehr davon, als überall auch dem Fremden zugänglich ist und öffentlich sichtbar wird. Hingegen das Menschenleben im Innern, das Herz und Centrum desselben, wo die eigentliche Aktion vorgeht und die Charaktere sich äußern, bekommt man nicht zu sehn, ja hat sie eigentlich für jene Außenseite weggegeben, da man auch den Teil davon, den man zu Hause unter seinen Angehörigen übersah, aus den Augen verloren hat. Darum sieht man auf Reisen die Welt, wie eine gemalte Landschaft, mit weitem vielumfassendem Horizont, aber ohne allen Vordergrund. Dies schafft den Ueberdruß des Reisens.

140.

Auf Reisen, wo das Merkwürdige jeder Art sich drängt, ist die Geistesnahrung von außen allerdings oft so stark,

daß Zeit zur Verdauung fehlt. Man bedauert, daß die schnell vorübergehenden Eindrücke keine dauernde Spur hinterlassen können. Im Grunde aber ist es damit wie mit dem Lesen: wie oft bedauert man nicht, von dem was man liest, kaum $^1/_{1000}$ im Gedächtnis aufbehalten zu können: aber das Tröstliche in beiden Fällen ist, daß das Gesehene, wie das Gelesene seinen Eindruck auf den Geist macht, ehe es vergessen wird, so den Geist bildet und eigentlich ihm zur Nahrung wird, während das eigentlich nur im Gedächtnis Aufbehaltene ihn bloß ausstopft und bläht, das Hohle desselben mit ihm ewig fremdem Stoff füllend, sein Wesen doch leer lassend.

141.

Der eine ist mehr mit dem Eindruck, den er auf andre macht, beschäftigt; der andre mehr mit dem Eindruck, den andre auf ihn machen: jener hat subjektive, dieser objektive Stimmung: jener ist seinem ganzen Dasein nach mehr eine bloße Vorstellung; dieser mehr Vorstellendes.

142.

Uns sich antragen, wird kein Weib (entschiedne Huren ausgenommen): denn selbst bei aller Schönheit riskiert sie einen refus, weil Krankheit, Gram, Geschäfte, Grillen oft den Männern alle Lust benehmen, und ein refus wäre ein Todesstoß für ihre Eitelkeit: hingegen sobald man den ersten Schritt gethan und dadurch sie über diese Gefahr beruhigt hat, steht man erst auf gleichem Fuß mit ihnen und wird sie dann meistens ganz trätabel finden.

143.

Die großen Lobeserhebungen, die manche Männer von ihren Frauen machen, gelten wohl eigentlich ihrer eignen Urteilskraft bei der Auswahl derselben. Vielleicht im Gefühl dessen, was einer gesagt hat: was der Mensch sei, zeige er im Sterben und bei der Wahl einer Gattin.

144.

Wenn Erziehung oder Ermahnung irgend etwas fruchteten; wie könnte dann Senecas Zögling ein Nero sein?

145.

Der Pythagorische Satz*), daß nur von Gleichem Gleiches erkannt werde, ist in vielerlei Beziehungen und auch in dieser wahr, daß jeder den andern nur so weit versteht, als er ihm gleich steht, oder wenigstens ihm homogen ist: was also jeder an jedem sicherlich wahrnimmt, ist das allen Gemeinsame, das Gemeine, das Kleinliche, das Niedrige unsrer Natur: hierin begreift jeder den andern vollkommen: was aber einer vor dem andern voraus hat, ist für diesen nicht vorhanden, der vielmehr, so außerordentliche Gaben es auch sein mögen, in jenem doch stets nur seinesgleichen sehn wird, um so mehr, als er nur seinesgleichen sehn will; bloß eine unbestimmte Scheu, mit Groll gemischt, wird er empfinden, über etwas, das ihm in jenem nicht klar wird, weil es über seine Kräfte hinausgeht, daher nicht zusagt.

Hierauf beruht es, daß nur der Geist den Geist vernimmt, daß Werke des Genies nur von Genies gänzlich gefaßt und geschätzt werden und eben deshalb lange Zeit brauchen, ehe sie mittelbar unter denen zu Ansehn gelangen, für die sie eigentlich nie dasein werden. — Hierauf ferner beruht die Frechheit mit der jeder jedem ins Angesicht sieht, voll Zuversicht, daß ihm nie etwas anderes begegnen könne, als ein erbärmliches Seinesgleichen, er wird auch nichts anderes sehn, da er nicht fassen kann, was darüber hinausgeht: wie auch die Dreistigkeit, mit der jeder jedem widerspricht. Endlich beruht es hierauf, daß große Vorzüge des Geistes isolieren, und die Hochbegabten sich stets vom vulgus (und das heißt Allen) entfernt hielten, indem sie unter diesem nur als ihm gleich sich mitteilen, nur den Allen gemeinen Teil ihres Wesens äußern können, sich also recht eigentlich gemein machen, ja selbst wenn sie ein auf Autorität fest begründetes Ansehn haben, dieses unter jenem und persönlich bald einbüßen, indem Alle für die Eigenschaften, darauf es gegründet ist, blind sind, wohl aber das Niedrige allen Gemeinsame an ihnen wahrnehmen, wo dann bald sich das arabische Sprichwort bewährt: Scherze mit dem Sklaven; bald wird er dir den Hintern zeigen. —

Aus dem obigen folgt auch noch dies, daß ein Hochbegabter im Umgang mit andern stets denken muß, daß der vorzüglichste Teil seines Wesens unter einer Nebelkappe

*) Siehe Porphyrius de vita Pythagorae.

steckt: desgleichen, daß wenn er genau wissen will, wie viel er einem andern sein kann, er nur zu betrachten hat, wie viel dieser ihm ist;, welches meistens herzlich wenig sein wird: daher er den andern nicht besser gefällt, als sie ihm.

146.

„Im Menschen ist auch eine verehrende Ader" hat Goethe irgendwo gesagt. Um diesem Triebe zur Verehrung Genüge zu thun, auch bei denjenigen, welche für das wirklich Ehrwürdige keinen Sinn haben, gibt es, als Surrogat desselben, Fürsten und fürstliche Familien, Adel, Titel, Orden und Geldsäcke.

147.

Beim Schachspiel ist der Zweck (den Gegner matt zu machen) willkürlich angenommen, die Mittel dazu sind in breiter Möglichkeit gegeben, die Schwierigkeit ist offenbar, und je nachdem wir die Mittel klüglich benutzen, werden wir zum Ziel kommen. Man entriert das Spiel beliebig.

Ganz ebenso ist es mit dem Menschenleben, nur daß man nicht beliebig, sondern gezwungen entriert, und der Zweck (Leben und Dasein) uns zwar zuzeiten als ein willkürlich angenommener erscheint, den man auch allenfalls aufgeben könnte, aber doch eigentlich ein natürlicher ist, d. h. den man nicht aufgeben kann, ohne seine eigne Natur aufzugeben. Denken wir unser Dasein als das Werk fremder Willkür, so müssen wir die schlaue Schalkheit des schaffenden Geistes bewundern, der es gelang, uns einen momentanen und notwendig sehr bald beiseite zu legenden Zweck, dessen Nichtigkeit sogar notwendig der Reflexion deutlich wird, Leben und Dasein, so angelegen zu machen, daß wir, mit größtem Ernst darauf hinarbeitend, alle Kräfte ins Spiel setzen, obwohl wir wissen, daß sobald die Partie zu Ende ist, der Zweck für uns nicht mehr existiert und wir im ganzen nicht angeben können, was uns den Zweck so angelegen macht, sondern dies so beliebig angenommen scheint, als der Zweck, dem fremden König Schach zu bieten, wir jedoch immer nur auf die Mittel bedacht, über den Zweck nicht weiter sinnen und brüten: dies ist offenbar dadurch erreicht, daß unsre Erkenntnis bloß fähig ist, nach außen und durchaus nicht nach innen zu sehn, worein wir uns, weil es einmal nicht anders ist, ein für allemal gefunden haben.

8. Zur Geschichte der Philosophie.

148.

Vielleicht ließe sich der Hauptgegensatz der Systeme der Philosophen darauf zurückführen, daß die einen, deren Repräsentant Plato, mehr die Form, die andern, deren Repräsentant Aristoteles, mehr die Materie als das Reale betrachten; da jede dieser beiden auf eine ganz andre Weise das Beharrende in den Dingen ist. Den letzteren ist die Form fast nichts, ein vorübergehendes Accidenz der Materie: den ersteren ist die Materie fast nichts, ein völlig Eigenschaftsloses, die bloße Wahrnehmbarkeit der Form, aber für sich gar nicht wahrnehmbar, bloß denkbar, ein ens rationis.

Da nun aber alle Dinge aus Form und Materie bestehn, so affiziert die eine und die andre Betrachtungsweise alles und jedes, was betrachtet wird.

149.

Die philosophischen Systeme, die nicht vom Subjekt, sondern vom Objekt ausgingen, lassen sich teilen nach den drei Klassen von Objekten (denn die vierte Klasse fällt mit dem Subjekt zusammen). — Von der ersten Klasse der Objekte gingen aus z. B. Thales und alle Jonier, Jordan Bruno und Schelling. — Von der zweiten Klasse die Eleaten und Spinoza. — Von der dritten Klasse die Pythagoreer.

150.

Daß alle Systeme wahr seien und nur besondre Gesichtspunkte der Wahrheit, kann zuvörderst nur unter starken Einschränkungen gelten: weil sonst in der Philosophie gar kein totales Irren möglich wäre. Die Einschränkungen aber heben gewissermaßen den Satz auf, indem herauskommt, daß nur die gewissermaßen wahren Systeme gewissermaßen wahr seien. — Sodann aber, wenn wir auch zugeben, daß sehr verschiedne Systeme, ja entgegengesetzte, zugleich wahr sind, indem sie verschiedene Gesichtspunkte des Wesens der Welt sind; so sind diese Gesichtspunkte doch einander untergeordnet und übergeordnet: der höhere Gesichtspunkt hebt die Wahrheit des niedrigeren auf, die also nur relativ war;

und ein Gesichtspunkt, von dem aus man die relative Wahrheit aller andern in absolute Falschheit auflöst und sie alle übersieht, muß der höchste sein: er ist das wahre System. Der niedrigste Gesichtspunkt ist wohl der des Aristipp, und doch relativ wahr.

151.

Die Schriften des Philo Judäus sind widerliche jüdische Kapuzinaden: sie bestehn fast durchweg aus höchst gewaltsamen und abgeschmackten allegorischen Erklärungen der Bücher des Alten Testaments, zumal des Moses: ein Beispiel in Vol. I, p. 342: ὡσει παγος επι της γης! Auf den Inhalt dieser Schriften ist sein ganzer Gesichtskreis und alle seine Gedanken beschränkt. Vom Ausdruck λογος, θειος λογος, macht er an einzelnen Stellen (zumal de Allegoriis) einen wunderlichen Gebrauch, dessen Sinn dunkel bleibt. Daraus hat man den Logos des Johannes ableiten wollen. Λογος δε εστιν εικων θεου, δι' ού συμπας ὁ κοσμος εδημιουργειτο. (Philo de Monarchia, ed. Mangold, II, 225.)

152.

Aus den Scholastikern strahlt bisweilen teilweise die völlige Wahrheit hervor, nur immer wieder verunstaltet und verdunkelt durch die christlich-theistischen Dogmen, denen sie durchaus angepaßt werden sollte. So kämpfte in den Scholastikern philosophisches Genie mit tiefgewurzeltem Vorurteil.

153.

Jakob Böhme hascht beständig nach den Ideen aller Dinge und möchte sie fassen und darstellen: aber überall ergreift ihn wieder der Satz vom Grund und zwingt ihn, statt dessen, Märchen zu erzählen. So gleicht er einem Fluß, der die Bilder der Gegend abspiegeln möchte, wenn nicht der Wind seinen Strom in Wellen triebe, so daß die Oberfläche uneben wird.

154.

Dem Spinoza war seine Zeit ungünstig, nicht nur in seinem Wirken, sondern auch in seiner Bildung. 1. war der Theismus so fest eingewurzelt, daß Spinoza nicht umhin konnte wenigstens den Namen Deus beizubehalten, und

dadurch, daß er einen ganz anderen Begriff damit verband, verwirrte und verundeutlichte er sein ganzes System.

2. hatte Cartesius durch seinen ontologischen Beweis eine ganz krasse Verwechselung der ersten Klasse der Vorstellungen mit der zweiten, d. h. der realen Objekte mit den Begriffen eingeführt: Spinoza behielt diese bei und sie ward sogar das Element seines Systems: die logische Notwendigkeit (necessario sequi) trat bei ihm an die Stelle der kausalen u. s. w. Daher auch legte er so großen Wert auf die Demonstration.

3. Spinoza kannte weder die Kunst, noch die Natur (wie wir durch die heutige Physik u. s. w.), noch die Vedas, noch den Platon, noch Kant: sein Gesichtskreis und seine Bildung waren höchst beschränkt: wie ganz anders würde er heute sein! — Bei jedem Menschen ist zu unterscheiden, was seine Natur zu sein strebt und er sein könnte, und was er unter verkümmernden Umständen ist: so ist die Spezies einer Pflanze zu unterscheiden von ihrem kümmerlichen Exemplar nahe am Pole mit dem widrigsten Boden. So weit geht auch bei der Erscheinung des Genies die Macht des Zufalls.

155.

Zum Künstler, also auch zum Philosophen, machen zwei Eigenschaften: 1. das Genie, d. i. die Erkenntnis ohne Satz vom Grunde, d. i. Erkenntnis der Ideen; 2. die durch Kraft, Lehre und Uebung gegebene Fertigkeit der Wiederholung jener Ideen in irgend einem Stoff, und dieser Stoff sind dem Philosophen die Begriffe. Spinoza hatte ersteres und zwar so modifiziert, wie es den Philosophen macht, im höchsten Grade: aber das zweite fehlte ihm, nämlich gleichsam die Technik des Philosophen: die Fähigkeit, das Wesen der Welt, das er intuitiv erkannte, in abstracto zu wiederholen: er war vielmehr immer befangen und verwirrt durch die Begriffe der Scholastik und des Cartesius, von denen er sich nie entledigen konnte, u. s. w.

156.

Des Spinoza extensio (sive esse formale) ut attributum Dei ist der Wille und die cogitatio (sive esse objectivum) ut attributum Dei ist die Vorstellung: da aber diese nur die Objektität des Willens ist, d. h. der Wille

selbst als Vorstellung, so sind extensio et cogitatio una eademque substantia quae jam sub hoc, jam sub illo attributo comprehenditur. Siehe Eth. P. II, prop. 7, Schol. — Auch ist die natura naturans der Wille, und die natura naturata die Vorstellung.

157.

Man soll jeden Schriftsteller auf die ihm günstigste Weise auslegen: es ist in Hinsicht auf ihn billig, in Hinsicht auf unsre Belehrung nützlich. Daher verstehe ich unter Spinozas Extensio die Materie, und unter seiner Cogitatio die Vorstellung überhaupt*); er sagt ja auch selbst: substantia extensa et substantia cogitans una eademque est substantia, quae jam sub forma extensionis jam sub forma cogitationis concipitur.

Denn es ist gleich wahr und auch gleich einseitig zu sagen: „die Welt ist nichts als Vorstellung" — und „die Welt ist nichts als Materie"**). Diese beiden Ansichten ergänzen einander: und die Einsicht ihrer gegenseitigen Relativität und vereinten Wahrheit scheint mir das Grund-Aperçu des Spinoza gewesen zu sein, über welches hinaus er aber nicht weit gekommen ist. Eigentlich ist seine Behauptung der Einheit des Geistes und der Materie hauptsächlich eine Opposition gegen Cartesius, der die Natur der Dinge aus zwei ganz verschiedenen Substanzen bestehn ließ, nämlich Geist und Körper: Spinozas Verfahren ist also hierin mehr ein negatives, bloßes Abweisen eines Irrtums. Hingegen hat Spinoza nie gesagt substantia cogitata et substantia extensa una eademque est, — also nie die Schellingsche Identität des Objektiven und Subjektiven, die absurd ist, behauptet***). Man kann sich zwar die Materie nicht denken, ohne das erkennende Subjekt; — aber auch dieses nicht, ohne Objekt, und das beharrende Objekt ist Materie.

Inzwischen behält der idealistische Ausgangspunkt, den ich in meiner Darstellung gewählt habe, doch immer den

*) Obgleich genau genommen wohl bei Spinoza extensio für ens extensum, und cogitatio für ens cogitans steht, also die denkende und die ausgedehnte Substanz, d. i. Geist und Materie verstanden ist.

**) Vgl. Krit. d. r. Vern. 1. Aufl. S. 380 (und was empirisch Materie ist, das ist an sich Wille.)

***) Mit dem Zusatz qua extensa wäre es wahr.

Vorzug, weil er der unmittelbarste von beiden ist, indem wir uns unsres Selbst, als des Erkennenden, doch immer zunächst bewußt sind, hingegen erst mittelst der Erkenntnis, der Materie; demgemäß kann ganz unmittelbar nachgewiesen werden, daß die Materie, das Ausgedehnte, eine bloße Modifikation unsres Erkennens, eine Vorstellung ist; hingegen der Beweis, daß das Erkennen eine bloße Modifikation der Materie sei, ist sehr schwer zu führen, da er eine Physiologie voraussetzt, die noch nicht einmal jetzt ganz zu stande gekommen ist; — endlich setzt das Subjekt als solches bloß ein Objekt überhaupt voraus, und noch nicht das in der Zeit beharrende räumliche Substrat Materie. Also ist mein Ausgangspunkt wesentlich und nicht beliebig. Die Materie als Ausgedehntes ist Vorstellung, Subjektives; näher durch und durch Kausalität. Das rein Objektive ist das Ding an sich. Daher ist die Materie als Ding an sich Wille.

Nach allem dem endlich kommt man mit Subjekt und Objekt, oder mit extensio et cogitatio, Vorstellung und Materie, noch durchaus nicht zum Wesen und Kern der Welt, zum Dinge an sich: denn jene beiden zusammen (deren Verhältnis zu einander Kant und Spinoza jeder auf seine Weise aufgeklärt haben) machen erst die Erscheinung aus. Kant kommt hier der Wahrheit sehr nahe, indem er das Ding an sich aus dem Bereich jener beiden hinwegnimmt und als ein x hinstellt. Spinoza aber begeht seinen größten Fehler darin, daß er statt der Extensio, den Willen einen modus cogitationis sein läßt, also ihn zur Vorstellung rechnet. Jedoch haben diesen Fehler alle Philosophen begangen: und hier scheide ich mich von ihnen allen.

Der Wille allein bleibt das Ding an sich und als solches von jenem nur die Erscheinung treffenden hier erörterten Gegensatz zweier Relativa und Correlata ausgenommen. Man wird wohl einmal dahin kommen, auf physiologischem Wege, das Erkennen als Funktion des Leibes, folglich der Materie, deutlich zu begreifen, ungefähr wie man jetzt den tellurischen Magnetismus aus der Elektrizität begreift, — nie aber den Willen: er wird nie auf ein andres zurückgeführt, nie aus einem andern erklärt werden können: denn er ist allein der nicht weiter zu erklärende Erklärungsgrund aller Dinge, geht aus nichts hervor, sondern alles aus ihm, entsteht nicht durch Steigerung von Funktionen, hat an sich

keine Grade, sondern ist in allem was da ist auf gleiche Weise vorhanden; sonst wäre es nicht da: und demgemäß zeigt er sich in jedem Dinge, auch im letzten und geringsten, als das Unerklärliche, das ihm sein Wesen erteilt.

158.

Wenn Spinoza seine alleinige Substanz, die Welt, Gott nennt; so ist es grade so, wie wenn Rousseau, im Contrat social, das Volk le prince nennt. Beide gebrauchen den Namen eigentlich, indem sie ihn dem beilegen, welches bei ihnen an die Stelle dessen tritt, was sie aufgehoben haben. Der Name haftet bei ihnen also an der Stelle, wo ihn das, was solche zuerst inne hatte, ausscheidend sitzen ließ und das dafür Eintretende ihn vorfindet. Es scheint, sie wollten dadurch genau die Stelle bezeichnen, an welche sie das neu Eingeführte setzen, pour qu'on ne s'y trompe pas. Ueberhaupt ist der Pantheismus nur ein höflicher Atheismus.

159.

Spinoza, indem er für seine Substanz das Wort Deus braucht, und in der Art, wie er meistens davon redet, ist offenbar absichtlich bemüht, ein durchgängiges Mésentendu in seinem Werk zu unterhalten. Zum Beleg diene beispielsweise Eth. P. I, prop. 33, Schol. 2.

160.

Lockes Hauptfehler sind:

1. Daß er nach dem Gesetz der Kausalität auf Gegenstände der Einwirkung auf uns schließt, ohne vorher den Ursprung unsrer Kenntnis jenes Gesetzes nachzuweisen; diesen zwar nachher in die Erfahrung setzt; aber eben dadurch die Erfahrung aus der Kausalität und diese aus jener erklärt.

2. Daß er sekundäre und primäre Eigenschaften unterscheidet, ohne den Grund dieser Unterscheidung anzugeben (die primären sind die transcendentalen Eigenschaften der Scholastiker), dann die sekundären erklärt für abgeleitet aus den primären, jene dem Dinge an sich abspricht, diese aber ihm zuschreibt (welches am besten zu sehn Buch 2, Chap. 31, § 2), ohne irgend hiezu eine Berechtigung zu zeigen, noch anzugeben, warum nicht etwan umgekehrt jene die primären

und diese die sekundären Eigenschaften wären, oder wodurch denn eigentlich die primären berechtigen, sie für objektiv zu halten.

3. Seine Theorie des Erkennens, welches bestehn soll im Gewahren des Zusammenpassens zweier Ideen; und des Beweisens, welches geschieht, indem zwei Ideen nicht unmittelbar verglichen werden können, ob sie zusammenpassen; dann andere Zwischen-Ideen, die aneinander passen und deren Extremitäten mit jenen beiden zusammenpassen, gefunden werden — zeigt, daß er durchaus nichts sich anders als durch mechanisches Wirken und Berühren denken kann, und daher auf dieses hier das Erkennen, wie dort die sekundären Qualitäten zurückführen will.

Gegen Kant gehalten ist Locke seicht, nüchtern und unbesonnen.

161.

Leibniz hat eine gewisse Art von Oberflächlichkeit, welche das Resultat eines auf die Erscheinungen, statt auf die Ideen, auf die Erkenntnis nach dem Satz vom Grunde, statt auf die Kontemplation gerichteten Geistes ist, mit Aristoteles gemein. Bei beiden meint man, so oft ein wichtiger Punkt berührt und gefunden ist, sie werden tief darauf eingehen, ihn ergründen, erschöpfen; aber dann gehn sie geschwind weiter: daher ist sehr wenig aus beiden zu lernen.

162.

Zu dem, was Kant Vernünfteln nennt, geben den schönsten und höchst interessanten Beleg Voltaires philosophische Schriften.

163.

Alle Philosophen bis Kant, d. h. alle Dogmatiker, sind eigentlich Leute, die die Quadratur des Zirkels suchen: denn indem sie durch Gesetze und Verhältnisse der Zeitlichkeit die Ewigkeit erklären wollen, suchen sie das Aufgehn inkommensurabler Größen.

164.

Den deutlichsten Begriff von dem Zustande, in welchem Kant die Philosophie vorfand, geben Eulers Briefe an eine Prinzessin, Bd. 2.

165.

Die Kantische Philosophie lehrt, daß das Weltende nicht außer uns, sondern in uns zu suchen ist.

166.

Wenn man sich zu einem sehr universellen Standpunkt erhebt, so wird man finden, daß der Hauptcharakter der Kantischen Philosophie ein negativer ist, gerichtet gegen die Fundamental-Irrlehren europäischer Völker, welche weggeräumt werden mußten, damit für die Wahrheit nur vorerst Raum da sei. Daher z. B., in der Kritik der Urteilskraft, zeigt er nicht, wie er gekonnt hätte, daß die Zweckmäßigkeit der Dinge, d. h. die Angemessenheit ihrer Teile zum Ganzen und jedes Dinges zu anderen, noch viele andere und bessere Erklärungen gestatte, als die, daß ein Deus creator sie nach vorhergegangenen Begriffen hervorgebracht habe; sondern er begnügt sich zu beweisen, daß jene Zweckmäßigkeit nicht berechtigt, zu schließen, daß die Dinge auf jene Weise hervorgebracht sein müssen. Ueberhaupt wäre daher der echte Titel für die Kritik der reinen Vernunft und die der Urteilskraft zusammen „Kritik des occidentalischen Theismus". — Die Lehren dieses sah selbst Kant für Irrtümer an, auf welche die Vernunft notwendig gerät; während sie bloß jedem Europäer vor der Zeit des Denkens eingeimpfte fixe Vorurteile sind.

In Indien wäre Kant nie auf den Einfall gekommen, eine solche Vernunftkritik zu schreiben. — Er hätte die positiven Lehren derselben in ganz anderer Gestalt vorgebracht. Die Kritiken der Vernunft und der Urteilskraft in ihrer jetzigen Gestalt haben also eine lokale Beziehung und einen bedingten Zweck.

167.

Fichte hat wirklich eine große Entdeckung gemacht, die der Niaiserie der Deutschen, vermöge welcher, wenn ihnen einer keck baren Unsinn vorschwatzt, sie, aus Furcht, ihr Verständnis zu kompromittieren, bodenlosen Tiefsinn darin finden und den Inhalt loben, wodurch sich ein philosophischer Ruf trotz dem besten bei ihnen begründet, der, einmal etabliert, sehr lange dauert, viele Jahre, nämlich bis ein denkender Kopf einmal die Akten revidiert.

Nach ihm hat Schelling die Entdeckung mit vielem

Vorteil benutzt: jedoch in ihrem ganzen Umfange sie zu gebrauchen war Hegeln vorbehalten, der sie dermaßen benutzt hat, daß nichts für die folgenden übrig bleibt, und sie nun bald nichts mehr sein wird, als ein abgenutzter Kunstgriff. Dann wird eine Periode der größten Deutlichkeit und Behutsamkeit im Ausdruck folgen, weil der Verdacht auf hohle Nüsse und Windeier rege sein wird.

Selbst große Köpfe sollten sich hüten, Dinge zu schreiben, deren Sinn rätselhaft oder dunkel ist; weil sie dadurch zur hier geschilderten Charlatanerie Anlaß geben.

168.

Windbeutel habe ich Fichte und Schelling genannt. Denn, wenn einer seine Dogmen durch schlechte Induktion, falsche Schlüsse, unrichtige Hypothesen u. dgl. m. zu Tage gefördert; so sagt man: „er irrt". Aber wenn er behauptet, seine Dogmen unmittelbar anzuschauen, auf einem nur ihm und seinen Adepten zugänglichen Wege: dann sagt man: er ist ein Windbeutel.

169.

Fichte, statt aus Kants großen Entdeckungen zu erkennen: daß die Welt des Verstandes eine für sich bestehende und im Käfig der Sinnenwelt eingeschlossene ist, und daß es eine ganz andre Welt gibt, die sich unter andern (obgleich Kant nur diese eine Aeußerung wahrnahm) im kategorischen Imperativ äußert (d. h. in den Gesichtskreis des Verstandes als eine ihm fremde Erscheinung fällt); daß ferner von jetzt alle wahre Philosophie, statt wie die alte beide heterogene Welten zu monstris zu vereinen, immer vollständiger sie zu trennen arbeiten, folglich wahrer vollkommener reiner Kriticismus sein und nachweisen wird, wo jene höhere Welt noch mehr Strahlen in die Kerkernacht des Verstandes sendet, damit auch ihm ihr Dasein sich möglichst offenbare, denn nur für ihn, den Verstand, philosophieren wir (Plato) — die andre Welt selbst bedarf keiner Philosophie, um sich zu erkennen —: statt dieses alles einzusehn, hat Fichte nach wie vor den Verstand und seine Gesetze als absolut betrachtet, die Philosophie aber angesehn als die Kunst, die Welt, wie jedes Gerät, dem Verstande genügend und allen seinen Fragen genugthuend, zu erklären, und hat wie die Dogmatiker gesucht eine Welt nach seinen (des Verstandes) Gesetzen zu bauen, die nach seinen (des Verstandes) Gesetzen

der Schwere im Gleichgewicht stände: zu diesem Verstandesgebäude betrachtete er den kategorischen Imperativ als Hauptdatum: solcher konnte, nach des Verstandes Urteil, nichts als ein Mittel sein: es fragte sich nur zu welchem Zweck? Manche Dogmatik und die Kirche hatten schon gesagt: „Der Herrgott will es so und nicht anders, wer sündigt wird gestraft.“ Fichte suchte eine Hypothese, die weniger Postulate und Anthropomorphismen erforderte; fand (siehe die Wissenschaftslehre im allgemeinen Umriß, Berlin 1810) folgende als die einfachste: Gott findet für gut sich abzubilden: der kategorische Imperativ ist der Storchschnabel, durch den, in der Sinnenwelt, welche das zufolge jenes Zwecks notwendig postulierte (ergo a priori deduzierte) Papier dazu ist, die Silhouette zu stande kommt. — Da ist die hohe Weisheit! Jetzt weiß denn doch der Verstand, was der kategorische Imperativ vorhat.

Dies ist aber nicht das einzige Unheil, das in Fichte das Mißverstehen Kants angerichtet hat: noch von ganz andern Seiten hat es gewirkt.

Kant beweist die Erkenntnis des in Raum und Zeit sich Gestaltenden aus einer Anschauung a priori. Fichte hat Anschauung a priori für das was frei von Raum und Zeit ist. (Sonnenklarer Bericht.)

Kant deduziert die Kategorien aus datis der Erfahrung, nämlich der Logik, welche Empirie der Aeußerungen der Verstandesgesetze ist, und zeigt, daß demnach grade zwölf Kategorien sein müssen. Fichte deduziert das ganze Bewußtsein = Ich aus — einem Satz dieses Bewußtseins; beweist, daß das ganze Ich mit allen seinen Bestimmungen notwendig so sein müsse wie es ist: — und diese Notwendigkeit, worauf beruht sie? auf Verstandesgesetzen, die doch nur Bestimmungen unsers Bewußtseins sind, und in Bezug auf welche alle Notwendigkeit (also jeder Beweis) gilt*): aber ihre eigne Notwendigkeit aus dieser folgen zu lassen, das Gesetz dem Gesetz zu unterwerfen, die Bedingung aller Demonstration zu demonstrieren — das ist ein transcendenteres Unternehmen, als je irgend eine Dogmatik gewagt hat. Siehe den vorhergehenden Bogen.

*) Nämlich hebe die Verstandesgesetze auf, so ist das Unmögliche möglich: willst du sie nun demonstrieren, so mußt du sie vorher, eben um sie mit Notwendigkeit herbeizuführen, aufheben: aber sobald du das thust, woher nimmst du dann noch Notwendigkeit, Möglichkeit, Unmöglichkeit?

Die Krone der Fichteschen Lehre ist, daß er den kategorischen Imperativ begreiflich macht (Sittenlehre) und aus notwendigen Gesetzen folgert.

Hat je ein Nachahmer durch Verkennen des Wesentlichen und Uebertreiben des Unwesentlichen sein Vorbild mehr parodiert?

Ferner, seine Märchen zu begründen, bedurfte er absoluter intellektualer Anschauung: nun aber gefielen ihm zugleich Kants strenge Beweisführungen, seine Anforderung von Wissenschaftlichkeit an die Philosophie: — das alles mußte vereint werden: die intellektuale Anschauung griff allerhand kuriose Sätze aus der Luft, und aus diesen wurde durch Beweise, in denen die langweiligste Gedehntheit die Rolle der Gründlichkeit spielt, abgeleitet was er eben brauchte. —

170.

Fichte stellt (in der „Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre“, Weimar 1794), wie mir scheint, das Bewußtsein (Ich) und das, was im Bewußtsein vorkommt (Nicht-Ich) einander gegenüber und bestimmt ihr Verhalten und Verhältnis gegeneinander nach den Gesetzen, die nur innerhalb der Erfahrung gelten, nach Kausalität und Wechselwirkung, nach quantitativen Verhältnissen (Raum), während das Ich und Nicht-Ich doch die Faktoren der Erfahrung sind, dasjenige, innerhalb welchem das Gebiet der Erfahrung liegt, für welches also die innerhalb dieser gültigen Gesetze nicht gelten können.

171.

Fichtes bleiernes Märchen in nuce: Passus sum mala magna in cruce. Es gibt ein Sein. Dieses ist gebildet aus dem Superlativ des Bewußtseins: denn das Bewußtsein ist für uns das Realste; das Sein aber soll noch viel tausendmal realer sein. Dies Sein bekommt Lust sich anzuschauen; ob aus Neugier oder aus Eitelkeit, wird nicht gemeldet. Diese Sichanschauung des Seins ist ein Zeugungsakt, wobei zugleich ans Licht kommt, daß das Sein ein Zwitter ist. Es gebiert sogleich darauf das Wissen. Das Wissen nun bekommt ex nunc Lust, thätig zu sein, kann's nicht in Person, gebiert also dazu das Kindlein Ich, das Hände und Füße und den Titel Prinzip hat, als das Prinzip Ich. Dies nun, weil seine Mutter Wissen während

ihrer Schwangerschaft mit Teufels Gewalt thätig sein wollte, hat als Muttermal davongetragen einen rastlosen Trieb zur Thätigkeit: damit es mit diesem nicht etwa Mutter und Großmutter zu Leibe gehe, wird ihm eine weiche Masse vorgeworfen (woher man sie nimmt, wird nicht gemeldet); dieselbe heißt Welt, ist bloß da, damit Prinzipchen Ich darauf beiße, und ist an sich ein gestaltloser Klumpen, der bloß etwas wird durch das Beißen des Prinzipchens Ich; dieses wiederum hat zum Gebiß den Trieb, welches Gebiß man nicht anders wahrnimmt, als durch seinen Abdruck in den weichen Klumpen Welt. Diese Wechselwirkung der beiden aufeinander heißt die Synthesis der Weltanschauung und ist das Kurzweiligste bei der ganzen Sache! denn hat das Ich eingebissen, so sieht der Klumpen anders aus als zuvor, das närrische quecksilberne Prinzipchen Ich will ihn gleich wieder anders und beißt ihn zu einer andern Gestalt; diese will es gleich wieder anders und beißt sie nochmals um, und so in einem fort. Nachdem aber Großmama Sein dem Dinge eine Weile zugesehen hat, wird sie grämisch und sieht, daß sie darein reden müsse, damit etwas Gescheites daraus werde; sie selbst aber ist, wie leicht zu denken, das Gescheiteste in der ganzen Gesellschaft. Sie schickt also an das Prinzipchen Ich den außerordentlichen Botschafter Sollen ab, der, beiläufig gesagt, wie die Botschafter pflegen, durch und durch Formalität ist. Dieser insinuiert dem Prinzipchen, daß es nicht mehr so den Klumpen Welt zu allem beiße und forme, was ihm eben durch den Kopf führe, sondern daß es hübsch der Großmama ihr Konterfei herausknappere. Prinzipchen Ich läßt gehorsamst vermelden, daß es sein Bestes thun werde, bittet auch, ein paarmal zu grüßen und knappert weiter.

172.

Fichte träumt („Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“*) von einem Normalvolke, das nach einem Vernunftinstinkt ohne Freiheit gehandelt habe, und prophezeit ein anderes, das nach der Vernunft mit Freiheit handeln werde. Mit jenem meint er eines, bei dem die Vernunftidee stets unmittelbar und nicht durch den Verstand wirksam gewesen, mit diesem eines, wo sie es nur nach ihrer Erstarrung zu

*) Vgl. auch Fichtes „Anweisung zum seligen Leben“, Berlin 1806.

Verstandesbegriffen sein werde. Wenn aber die Vernunft ohne Freiheit wirken soll, so ist es nicht genug, daß sie unmittelbar und stets gegenwärtig die Sinnlichkeit überstimme, sondern daß gar keine Sinnlichkeit dagewesen sei, und da müßte das Normalvolk nicht aus Menschen, sondern aus ganz andern Geschöpfen bestanden haben; sonst wirkt die Vernunft doch immer mit Freiheit, und zwar, wenn eine solche, stets gegenwärtige Uebermacht der Vernunft möglich wäre, wären durch sie die Menschen höchst beglückt, da nie ein Zwiespalt in ihnen entstände. Aber dies ist ebenso unmöglich, als Menschen ohne Sinnlichkeit. Bei jeder moralischen Handlung geben Sinnlichkeit und Vernunft beide ihre Stimmen. Daß beide dasselbe wollen, ist ein sehr seltener Fall. Daß die Vernunft allein den Willen bestimme, und die Sinnlichkeit, die dabei beeinträchtigt wird, gar nicht laut werde, halte ich mit Kant („Kritik der praktischen Vernunft", S. 149) für unmöglich; doch kann sie bald durch die Uebermacht der Vernunft beschwichtigt werden. Daß die Sinnlichkeit allein wirke, ist vielleicht auch nicht möglich: die Vernunft wird sich immer, wenn auch nur in einem machtlosen Tadeln und Murren äußern. Welche nun den Willen in jedem einzelnen Falle bestimmen wird, hängt ab: teils davon, welche durch den gegebenen Fall am meisten angeregt ist (darum geschehen schwarze Verbrechen selten und sind zu kleinen Tugendübungen viele bereit), teils von der Stärke der sinnlichen Natur eines Menschen überhaupt. Von dem Verhältnis dieser letztern zur Vernunft hängt ab die natürliche Gutmütigkeit und das Temperament des Menschen. In Anbetracht dieses Verhältnisses sagt Kant mit Recht, daß keiner den moralischen Wert eines andern, nicht einmal seiner selbst bestimmen kann. Den augenblicklichen, von außen so mannigfach modifizierten Ziehkräften der Sinnlichkeit und Vernunft nun ausgesetzt, ist der Mensch ohne Einheit, ohne Charakter, und unnützer Reue hinterher, wenn er der Sinnlichkeit nachgegeben, preisgegeben. Aber der Verstand ist das chemische Medium, in dem sich Sinnlichkeit und Vernunft beide auflösen, das gemeinschaftliche Archiv der Lehren der Erfahrung und der Beschlüsse der Vernunft. Die Lehren der Erfahrung, darin niedergelegt, machen den Menschen klug für das Leben, die Beschlüsse der Vernunft, darin aufbewahrt, machen ihn weise für die Ewigkeit. Erst öftere Reue über seine Willens-

bestimmung durch die augenblickliche Uebermacht der Sinnlichkeit bringt ihn dazu, jenes Archiv zu benutzen, und dadurch zur Einheit und Selbstzufriedenheit zu gelangen. Schweigt die Sinnlichkeit und spricht die Vernunft allein, so sieht er, daß nur diese das einzige und höchste Gute erkennt, und diese Erkenntnis legt er nieder im Archiv des Verstandes als Gesetz, und darum sagt Platon mit Recht, alles Sündigen sei nur Irren, Mangel der rechten Erkenntnis (ἐπιστήμη). Daß die Vernunft in jedem Augenblick gleich thätig und mächtig und gegenwärtig sei, so daß sie auch die stärkste Sinnlichkeit überwältige, halte ich für unmöglich; aber der Verstand ist immer gegenwärtig, d. h. der Mensch weiß immer was er thut und kann sich immer seiner Entschlüsse erinnern, und diese müssen sein die zu Verstandesbegriffen erstarrten hyperphysischen Ideen der Vernunft. Also: Vernunft und Sinnlichkeit wirken in allen Menschen sich entgegen und jedes tugendhafte Handeln geschieht mit Freiheit, einerlei, ob es nach lebendigen und gegenwärtigen, oder ob es nach erstarrten und bewahrten Aussprüchen der Vernunft geschehe. In keinem kann die Vernunft zu jeder Zeit so stark sein, daß sie immer für den gegenwärtigen Fall sich gleichsam neugebärend den Willen bestimme. So bedürfen wir des Verstandes als eines Mittlers, der, das feste Gesetz der Vernunft hinhaltend, es uns möglich mache, selbst gegen das Bedünken und die Einsicht des Augenblicks, nach der Autorität eines hellern Augenblicks, in dem die Vernunft wirksam war, zu handeln. Dies letztere macht unsere Existenz zu Mühe und Arbeit, zu einer schmerzvollen und berechtigt uns zu der Hoffnung einer andern, die ohne Widerspruch sei: also ist kein seliges Leben vor dem Tode, wie Fichte will, möglich, und die Hoffnung eines bessern Lebens, die er tadelt, ist gegründet.

173.

Die Pythagoreer, voll Erstaunen und Bewunderung über die Aufschlüsse und die Sicherheit der Mathematik, gerieten in den Irrtum, daß dieser nichts unerreichbar sein müsse, indem sie ihren Gegenstand nicht für das Grundschema des empirischen, sondern alles Wissens hielten.

Die Naturphilosophen, voll Erstaunen und Bewunderung über die neuern Fortschritte und die Aufschlüsse

der Naturwissenschaft, gerieten in den Irrtum, ihre Erkenntnis sei die des Absoluten und nicht des Bedingten, des Seins und nicht des Scheins.

Beide fühlten, daß sie ohne Hokuspokus bald bloß ständen.

174.

Die Naturphilosophen sind nur eine besondre Klasse Narren, Naturnarren, wie es Kleidernarren, Pferdenarren, Büchernarren gibt, d. h. Leute, die irgend ein Relatives zum Absoluten erheben und eben dies drüber vergessen. Die Pythagoreer waren Mathematiknarren. Nun ist die Natur ein schön Ding, und es ist von keinem so sehr zu verzeihen, wenn man sich drin vergafft; aber sie bleibt ein Ding, wenn auch das größte. Die Entdeckung ihrer Wunder hat auf die Naturphilosophen gewirkt, wie die der mathematischen auf die Pythagoreer. Die Naturphilosophen gleichen Kindern, die über die Schönheit eines physikalischen Geräts den Gebrauch vergessen, über den Einband das Buch. Es mußte freilich das schönste Gerät sein, mit dem das große Experiment des Lebens — was auch das Leben sei — gemacht werden konnte. Die Natur ist ja das allein schlechthin Rechte, Notwendige, eben der Gegensatz des Willens, der irren können muß, sie ist der feste Punkt, der Kern des Lebens, das ewig Treue, Unschuldige, gleich Kindern, die noch nicht sündigen können. —

Aber versuch es einmal, ganz Natur zu sein: es ist entsetzlich zu denken: du kannst nicht Geistesruhe haben, wenn du nicht entschlossen bist, nötigenfalls dich, und d. h. alle Natur für dich zu zerstören.

175.

Die eigentliche, von Schelling zuerst angestimmte Naturphilosophie ist bloß ein Aufsuchen von Aehnlichkeiten und Gegensätzen in der Natur: welche Betrachtung an sich interessant ist und hie und da nützlich werden kann, nie aber eine Philosophie ausmacht. Daher mußte auch Schelling mit mehreren von jener Betrachtung der Natur unabhängigen dogmatischen Versuchen auftreten, denen er kein andres Fundament gab als intellektuelle Anschauung, und deren Märchenhaftes in die Augen fiel.

176.

Das einzige Brauchbare und Bleibende, was aus der Naturphilosophie unsrer Tage hervorgehen wird, wird sein eine Philosophie der Naturwissenschaft: d. h. eine Anwendung philosophischer Wahrheiten auf Naturwissenschaft, eben wie man auch Philosophie der Geschichte hat, u. dgl. m.

Schellings Anhänger wissen gar nicht, was Philosophie ist und sein soll: es sind Aerzte, philosophisch ganz roh, wie selbst Oken, Steffens, die noch die gescheitsten sind: nun gar die andern! diese meinen, eine Philosophie der Naturwissenschaft wäre eben schon die Philosophie und träumen von nichts anderm: statt daß eine Philosophie viel mehr enthält, nämlich Lehre von der Vorstellung oder dem Intellekt, Metaphysik der Natur, des Handelns und des Schönen: ein Korollarium der Metaphysik der Natur wäre dann die Philosophie der Naturwissenschaft. —

Die Schellingschen Lehren als Philosophie schlechthin genommen, also das intellektual angeschaute Absolutum, die Identität des Realen und Idealen, der sich stets selbst gebärende Gott u. s. f. sind Träume ohne Fundament und, weil sie unmittelbare Anschauung fälschlich vorgeben, Windbeuteleien.

Hingegen die durch Schelling eingeführte Naturansicht, das Nachspüren des nämlichen Typus, der durchgängigen Analogie und der innern Verwandtschaft aller Naturerscheinungen wird eine ganz richtige Philosophie der Naturwissenschaft sein, sobald sie gereinigt wird von aller Schellingschen Hyperphysik.

Daher auch, weil die Wahrheit ihr Recht behauptet, fast alle, die sich Naturphilosophen nennen, die Schellingsche Hyperphysik haben fahren lassen, und bloß nach seinem Vorgang die Philosophie der Naturwissenschaft bearbeiten. Hingegen verschrobene Erznarren, wie Hegel, bearbeiten seine Hyperphysik, zu unwissend in der Naturwissenschaft, um in deren Philosophie etwas thun zu können.

Jene Anhänger seiner Methode der Betrachtung der Naturwissenschaft sind aber Physiker, die gar nicht wissen was Philosophie ist, und meinen, Philosophie der Naturwissenschaft sei eben schon Philosophie schlechthin, weil sie, in ihrem Fache befangen, nichts weiter kennen als Natur-

wissenschaft: jene Philosophie der Naturwissenschaft ist aber noch nicht einmal Philosophie der Natur: denn dies wäre allein erst Mataphysik, d. h. Aufschluß über das Wesen der Natur.

Uebrigens gehört auch jene aufgekommene und zu lobende Philosophie der Naturwissenschaft nicht ursprünglich dem Schelling an, sondern Kielmeyern und den Fortschritten der Zeit, besonders in Frankreich. Schelling ist bloß Beförderer und Verbreiter, hat auch der Sache viel geschadet durch seine Windbeutelei und die seiner Anhänger. — Wie weit aber aus Mangel einer erträglichen Philosophie der Naturwissenschaft die Engländer zurück sind und welches alte Weibergeschwätz sie auftischen, bezeugt ein Aufsatz in den Transactions of the Wernerian society, Bd. 3, über die Stufenfolge in der Natur.

177.

Heinroth, Pisteodicee 1829, S. 313: „Aber angenommen, der orientalische, wie der Schellingsche Pantheismus, — und was ist die All-eins- oder Identitätslehre anderes? — sei Wahrheit: was für Erkenntnis schöpfen wir aus den genialen Leistungen Schellings, wie aus den ebenso genialen Ahnungen des alten Orients. Wir lernen weder das All noch das **Eins** kennen, sondern müssen uns mit leeren Postulaten und hohlen Formeln begnügen, deren letzte und höchste das A = A ist." — Es ist tröstlich, daß selbst so ein elender Querkopf wie Heinroth dies einsieht und erkennt. Freilich hebt die Malice und Scheelsucht jeden über sich selbst hinaus, und der Stumpfe wird scharfsinnig, wenn es Andrer Fehler gilt.

178.

Schelling, nachdem er, in der Jugend, mit grenzenloser Frechheit die Philosophie ex tripode gelehrt, hat sich im Alter von dieser Offenbarung der Philosophie zur Philosophie der Offenbarung gewendet:

Omnis Aristippum decuit color et status et res.

Sehr charakteristisch: man wird ihm nicht vorwerfen können, daß er nicht gewußt hätte, von welcher Seite der Wind blies, und daß es in diesem, auf allerhöchsten Befehl gottseligen Decennium, wo ein sauberer Kollege Schellings,

Ringseis, Locke und Rousseau verketzert und verschreit, nicht mehr an der Zeit sei, zu sagen: „Gott ist wesentlich die Natur und umgekehrt" (Schelling, Vom Verhältnis der Naturphilosophie zur Fichteschen S. 16); oder: „Die Schwere ist der ganze und unteilbare Gott" (Vom Verhältnis des Realen und Idealen S. 24) — welches man ruhig hinnahm, wie aber Fichte gesagt hatte: „Gott ist die moralische Weltordnung", ward er verketzert und verfolgt.

Aber aus der Reihe der Philosophen müssen Leute, wie Fichte, Schelling und Hegel ausgestoßen werden, wie weiland die Krämer und Wechsler aus dem Tempel zu Jerusalem: denn ihnen allen war es mit nichts Ernst als nur mit ihren persönlichen Zwecken, ihr Philosophieren war bloßes Mittel dazu, an sich aber bloßer Schein: sie waren Philosophieprofessoren, aber keine Philosophen: sie gehören nicht in jenen reinen Tempel der Wahrheit, noch in die ehrwürdige Gesellschaft derer, welche auf Erden nichts geliebt haben, als nur die Wahrheit*).

179.

Der Zusatz zur Einleitung S. 65 der „Ideen zu einer Philosophie der Natur", zweite Auflage, Landshut 1803, enthält den Kern des Schellingianismus und sein Verhältnis zum Fichtianismus. —

Ganz im allgemeinen sage ich darüber: Auf die unverschämte Anmaßung, daß dies alles ihm in intellektualer Anschauung gegeben sei, und seine Evidenz mit sich führe, gehört die Antwort, daß dies eine freche Lüge und sein System ein Märchen, eine Träumerei sei. —

Soll man also davon reden, so muß man es als Hypothese betrachten. Und obwohl, jenes erwähnten anmaßenden und unrechtlichen Vorgebens wegen, die Gründe zu dieser Hypothese nicht angegeben sind, damit ein jeder, indem er sich ihrer undeutlich, vermöge der Gesetze seines Verstandes, bewußt findet, sich einbilde, ebenfalls intellektuale Anschauung und absolute Evidenz darüber zu haben; so lassen sie sich doch in dem Bestreben, die aus den Gesetzen des Verstandes entspringenden Fragen zu befriedigen, sehr

*) Dies ist nicht zu viel gesagt, sie verdienen es: sind Charlatane und keine Philosophen: verdienen auch keine Schonung wegen ihrer Unverschämtheit.

wohl nachweisen. Z. B. die Welt muß wohl nicht anders sein können, als sie ist, daher fast alle dogmatische Systeme ihr eine absolute Ursache gegeben; doch hat Kant der Anwendung der Kausalität ein Ende gemacht: deshalb setzt Schelling sie selbst als absolut und in allen ihren Bestimmungen als notwendig (Kategorie der Notwendigkeit) und daher, statt der causa motrix und ihres effectus, eine absolute Einheit. Diese erhält noch eine Stütze, die er aber auch nur hinter der Kulisse braucht, dadurch, daß wir, wenn wir sehr in uns gehn, wohl finden, daß wir nicht in einem absoluten Zustand sind, und die Zeit (was vor Kant schon lange Philosophen und Mystiker durch den Begriff einer Ewigkeit aussprachen) uns unwesentlich ist, ebenso das Zerfallen unsers Bewußtseins in Objekt und Subjekt; wir fühlen sogar eine Sehnsucht nach Befreiung von allen diesen Bestimmungen*). Dieserhalb setzt Schelling seine absolute Einheit als durch und durch identisch, d. h. ohne alle Bestimmungen, als Einheit des Subjektiven und Objektiven. (Dies als ein Widerspruch darf durchaus nicht angenommen werden: man kann, laut obigem, nur so weit gehn, zu sagen, daß ein Zustand sein muß, in dem kein Subjekt und Objekt ist, daher aber auch nichts meinem jetzigen Bewußtsein Analoges, und obgleich sich in diesem ein Streben und Vorgefühl davon findet, so kann doch nie ein Begriff davon aufgestellt werden, eben weil es über allen Verstand ist.) Diese absolute Einheit nun muß, weil es außer ihr nichts geben kann, doch auch die Welt umfassen, und da sie Einheit und absolut identisch ist, kann die Welt nicht ihr Teil, soll, eben weil außer ihr nichts ist, auch nicht ihre Wirkung sein; sondern eben sie selbst: wie nun das absolut Eine, Identische zugleich dieser ewige Wechsel und ewiges Werden sei, ist nur durch die hohe intellektuale Anschauung zu erfassen: „denn ein vollkommner Widerspruch bleibt gleich geheimnisvoll für Kluge wie für Thoren". Goethe.

Die Welt ist also, besagter Anschauung zufolge, obgleich absolute Einheit und Identität, doch zugleich ein perpetuum mobile und voll Mannigfaltigkeit. Das absolut Eine geht unaufhörlich als Unendliches ins Endliche über, zweitens zugleich als Endliches zurück ins Unendliche, und bleibt drittens doch ewige Identität und absolute Einheit.

---

*) Dies ist, scheint mir's, der Grund alles echten philosophischen Bestrebens.

„Mein Freund, die Kunst ist alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten
Durch drei und eins und eins und drei
Irrtum statt Wahrheit zu verbreiten."

Goethe.

Beliebter Kürze halber schlage ich vor, Nr. 1 Gott Sohn, Nr. 2 heiliger Geist, und Nr. 3 Gott Vater zu nennen. Die Naturphilosophie betrachtet Gott Sohn; die Wissenschaftslehre den heiligen Geist; doch muß jede nicht einseitige Philosophie die ganze Dreieinigkeit umfassen. In jedem der drei finden sich alle drei wieder in effigie (S. 80, 81 an der Naturphilosophie erläutert) und heißen dann Potenzen. Hiefür ist keine Notwendigkeit im Verstande nachzuweisen, doch geschieht es wohl, damit die Naturphilosophie etwas zu thun bekomme. Man sieht, wie viel sich durch die Aufhebung des einzigen Satzes vom Widerspruch thun läßt. Doch frägt sich, nachdem man alles zugegeben, oder intellektual angeschaut hat, noch immer mancherlei. Wir sehn, daß die Welt, wie sie ist, notwendig und genau genommen alles ohne Ausnahme absolut ist, nicht anders sein kann, noch werden wird. Durch die einmal gemachte Aufhebung des Satzes vom Widerspruch vereinigt er zwar die Freiheit leicht damit. Zweck und Mittel kann in der absoluten Einheit nicht sein, auch wäre der Gebrauch der Kategorie der Kausalität transcendent. Das perpetuum mobile geht, weil es geht. Summa summarum: Die Welt ist, weil sie ist, und ist wie sie ist, weil sie so ist. Das steht hier sehr kurz: doch sagt Schelling nicht mehr. — Das aber, was ich oben das Motiv alles echten philosophischen Strebens nannte, die Frage: warum sind wir in keinem absoluten Zustand? bekommt einen Machtspruch statt einer Antwort.

Beiläufig. Wie in seinem Aufsatz über die Freiheit eine chemische Ansicht der Grund seines Bildes (sehr spaßhaft) ist; so ist es in dieser Theorie des Absoluten eine allgemeine physische und physiologische. Nämlich so: das Absolute, Eine, Identische ist die Materie (Chaos), sie geht (S. 73 u. a.) in die organische und krystallische Form ein, und dann diese wieder zerfallend gibt ungestaltete Materie zurück, und doch bleibt alles wieder eine Materie, ist die nie ruhende Natur, die im unaufhörlichen Ineinander- und Zugleich-sein dieser Prozesse besteht. —

180.

Die ganze Schellingsche Lehre ist also aus demselben Grunde zu verwerfen, aus dem Wolffs Dogmatik es ist: nämlich wegen transcendenten Gebrauchs der Kategorien und der Gesetze der reinen Sinnlichkeit. Denn er sagt wohl (S. 68) „das Ewige der Seele hat kein Verhältnis zur Zeit" —: aber sehr inkonsequent läßt er es dennoch werden was es nicht war, spricht von Strafe, die Folge ihrer That ist (S. 69), von einem künftigen Zustand derselben u. s. w., stellt uns mit einem Wort die ganze Welt dar als eine Begebenheit nach endlichen Gesetzen, die (S. 73) aus einer Wirkung Gottes fließt und eine Endabsicht hat. Was ist dies besser, als alle bisherigen dogmatischen Systeme und Theorien, deren ganzes Streben sich in dem Ausdruck zusammenfassen läßt, daß sie die durch unser empirisches Bewußtsein bedingten Gesetze zu unbedingten und absoluten Gesetzen alles Seins machen wollen. —

Statt dessen soll der wahrhafte, d. h. der kritische Philosoph, theoretisch thun, was der tugendhafte Mensch praktisch thut. Dieser nämlich macht das ihm durch seine sinnliche Natur anklebende Begehren nicht zum absoluten, sondern folgt dem bessern Willen in ihm, ohne ihn mit jenem Begehren, als z. B. mit einer Belohnung, in Verbindung zu setzen und so nur relativ, nicht absolut das Gute zu wollen. Ebenso löst der echte kritische Philosoph sein beßres Erkennen ab von den Bedingungen des empirischen, trägt diese nicht hinüber in jenes (wie der sinnliche Mensch seine sinnlichen Freuden ins Paradies, weil er ohne sie selbst nicht hinein mag), braucht diese nicht als eine Brücke, beide Welten zu vereinigen (wie der sinnliche Gläubige die Belohnung als eine Brücke zur Tugend), sondern läßt kalt und unerschüttert die Bedingungen seiner empirischen Erkenntnis hinter sich, zufrieden, die beßre Erkenntnis rein von jener gesondert zu haben, die Duplicität seines Seins erkannt zu haben, und erscheint sie ihm als zwei Parallellinien, so krümmt er sie nicht, um sie zu einer zu vereinigen; sondern wenn er auch mutmaßt, daß sie an irgend einem Punkt zusammentreffen, so geht er in der Erkenntnis beider Arten seines Seins fort, bringt beide zum hellsten Bewußtsein, und wartet ab, ob er auf einen Punkt gelangt, von dem aus er ihre Vereinigung erkennt.

181.

S. 63—79 von Schellings „System des transcendentalen Idealismus" (Tübingen 1800) steht die Quintessenz des Märchens der Wissenschaftslehre.

Ich kenn' es wohl, so klingt das ganze Buch,
Ich habe manche Zeit damit verloren;
Denn ein vollkommner Widerspruch
Bleibt gleich geheimnisvoll für Kluge wie für Thoren. —

Daß nach Kants Erscheinung es möglich gewesen ist, sich zu vermessen, nach Gesetzen der Räumlichkeit und andern für die Erfahrung geltenden Das demonstrieren zu wollen, was der übersinnliche Grund alles Bewußtseins, für welches erst Erfahrung möglich ist, sein soll — ist einer der tollsten Excesse des menschlichen Geistes.

Bei der ganzen Demonstration, wie bei aller Fichteschen und Schellingschen Philosophie, wird Aufhebung der vier logischen Grundgesetze stillschweigend vorausgesetzt: außerdem ist die unverschämteste Willkürlichkeit in den Schlüssen in fast jedem Beweis (z. B. S. 68a) handgreiflich, und es daher nicht der Mühe wert, solche einzeln aufzuzeigen, die Albernheiten ernsthaft zu behandeln, und die Fehler der Durchführung zu tadeln, da die ganze Basis in der Luft schwebt. Doch merke ich ein Beispiel jener Fehler an: der erste große Absatz S. 75 sagt so viel als: wenn ein abgeschossener Pfeil über irgend ein bestimmtes Ziel fliegt, so folgt daraus, daß er ins Unendliche fliege: denn „jenseits dieses Punkts liegt die Unendlichkeit".

182.

Die Hegelsche Philosophie*) ist ganz gemacht zu einer erklecklichen Kathederweisheit: denn sie enthält statt der Gedanken bloße Worte, und Worte wollen die Jungens haben zum Nachbeten, Aufschreiben und Nachhausetragen: Gedanken können sie nicht brauchen. — Sie leistet also vollkommen das, wozu ihr Urheber sie bestimmte. Dazu kommt nun noch, daß ihre Resultate nichts anderes sind als die

*) Nihil novum sub sole; — dieselbe Charlatanerie, durch baren Unsinn zu imponieren, welche die Schellingianer einführten und Hegel zum Gipfel brachte, beschreibt sehr genau schon Giordano Bruno, Opera, Vol. 2, p. 282.

Ein passendes Motto zu Hegels Schriften steht in Cymbeline, Akt 5, Sc. 4; such stuff as madmen tongue, and brain not.

Hauptsätze der Landesreligion, die jeder mit der Muttermilch eingesogen und folglich nachher unwiderruflich festgestellt hat; diese nun hier in einem höchst krausen, prunkenden, vornehmen und hochtrabenden Wortgallimathias glücklich wieder zu finden muß ihm viel Vergnügen machen.

Wie müssen doch die Köpfe beschaffen sein, denen man mit einer so plumpen Charlatanerie beikommen konnte, als die ist, einen so armseligen Wortkram für einen Aufschluß über das Rätsel des Daseins zu geben! und denen man mit solcher Unverschämtheit den widersinnigsten Gallimathias auftischen darf!

Ein Beispiel sei in Hegels Encyklopädie, 2. Aufl. S. 120, wo steht:

„Zweite Abteilung der Logik:

Die Lehre vom Wesen.

§ 112.

„Das Wesen, als das durch die Negativität seiner selbst (1) sich mit sich vermittelnde (2) Sein, ist die Beziehung auf sich selbst (3), nur indem sie Beziehung auf ein andres ist (4), das unmittelbar nur als ein Gesetztes und Vermitteltes ist."

Dies steht in vier gedruckten Zeilen, die ebensoviele handgreifliche Widersprüche enthalten, welche ich durch die vier Zahlen bezeichnet habe.

§ 116.

„Das Wesen ist nur reine Identität und Schein in sich selbst, als es die sich auf sich beziehende Negativität, somit Abstoßen seiner von sich selbst ist; es enthält also wesentlich die Bestimmung des Unterschiedes."

(Va a far ti bugerare).

Die freche Ruchlosigkeit dieses Charlatans, die eigentliche improbitas seines Treibens, besteht darin, daß er Worte zusammensetzt, die völlig unmögliche Operationen des Intellekts angeben, nämlich Widersprüche und Widersinne jeder Art: da wird denn beim Lesen der Intellekt so auf die Folter gespannt, wie es der Leib würde, wenn man ihm Biegungen und Stellungen zumutete, die ganz gegen seine Artikulation gingen.

Im ganzen enthält Hegels Philosophie drei Viertel baren Unsinn und ein Viertel korrupte Einfälle.

Um die Menschen zu mystifizieren, ist nichts tauglicher als ihnen etwas vorzulegen, davon sie deutlich merken, daß sie es nicht verstehn: da werden sie, besonders Deutsche, die treuherziger Natur sind, sogleich annehmen, daß es nur an ihrem Verstande liegt, dem sie im stillen nicht gar viel zutrauen: zugleich werden sie ihr Nichtverstehn ehrenhalber verhehlen, wozu kein sichereres Mittel als einzustimmen in das Lob der unverstandenen Weisheit, die nun eben dadurch immer mehr Autorität erhält, immer mehr imponiert und immer mehr Mut und Selbstvertrauen in dem voraussetzt, der seinem Verstande ernstlich trauend und aus eignen Mitteln urteilend, das Ding für eine unsinnige Salbaderei erklärt.

An Hegels Philosophie ist nichts deutlich, als ihre Absicht; welche ist, die Gunst der Fürsten zu erwerben durch Servilität und Orthodoxie. Die Deutlichkeit der Absicht kontrastiert sehr pikant mit der Undeutlichkeit des Vortrags, und wie Harlekin aus dem Ei entwickelt sich am Ende eines ganzen Bandes voll bombastischen Gallimathias und Unsinn die edle Rockenphilosophie, die man in Quarta zu erlernen pflegt, nämlich Gott Vater, Sohn und der heilige Geist, die Richtigkeit der evangelischen Konfession und die Falschheit der katholischen u. dgl. m.

Wenn man die Begriffe Sein und Nichts beliebig miteinander vertauschen kann; so sind alle Rätsel gelöst und alle Probleme beantwortet.

183.

Die Hegelsche Weisheit kurz ausgedrückt, ist, daß die Welt ein krystallisierter Syllogismus sei.

184.

Der eigentliche Sinn der Hegelschen Charlatanerie scheint mir folgender.

Er nimmt aus der Schellingschen Philosophie diese zwei Sätze, um seinen Kram darauf zu bauen:

1. Gott und die Welt ist eins*).
2. Das Reale und das Ideale sind eins.

---

*) Beiläufig: „Gott und die Welt ist eins" — ist bloß eine höfliche Wendung dem Herrgott den Abschied zu geben: denn die Welt versteht sich von selbst, und für die wird keiner dabei besorgt werden.

(Ich übergehe, daß beide Sätze von teils unbestimmten, teils falschgefaßten Begriffen reden.)

Nunmehr sagt er: „Ist der Herrgott mit der Welt eins; so ist er's um so mehr mit dem Menschen. Folgt, daß der Mensch die Welt geschaffen hat (denn das hat ja, wie wir wissen, der Herrgott gethan): sie ist daher nichts als sein, des Herrgotts oder Menschen, wirklich gewordener Gedanke: weshalb denn eben auch das Reale und Ideale eins sind. Unterm Idealen verstehe ich (der Hegel) aber nicht etwa die anschauliche Welt; sondern die Begriffe (indem ich ignoriere, daß sie empirischen und individuellen Ursprungs sind). Ergo muß zwischen den menschlichen gäng und gäben Begriffen und der realen Welt die allergenaueste Uebereinstimmung sein; denn die sind ja eigentlich nur eins und dasselbe*).

„Folglich ist Logik die Sache: darunter verstehe ich eine Aufzählung der gäng und gäben Begriffe, wie sie so „unter des Menschen alberner Stirn" sich zu finden pflegen, ohne Trennung des Formalen vom Inhalt, ohne Leitfaden, und ohne Menschenverstand: denn ich hab' es mit den deutschen Dummköpfen zu thun, die man, durch ein sinnloses Wischiwaschi und ein paar Paradoxien aus dem Tollhause, sehr leicht verdutzt und sie führt wohin man will."

A propos, ich lege hier für den Fall meines Todes das Bekenntnis ab, daß ich die deutsche Nation wegen ihrer überschwenglichen Dummheit verachte und mich schäme, ihr anzugehören. Mich tröstet bloß was Baco sagt, in den colores boni et mali, von nördlichen und südlichen Völkern.

185.

Hegel ist in seiner Deduktion aus dem reinen Denken bloß bis zur Augsburgischen Konfession und der Kommunion sub utraque gegangen; warum nicht auch bis zur königlich preußischen Liturgie?

---

*) Ergo was wirklich ist, ist vernünftig u. dgl., was wir uns eben denken, was in unsern Köpfen spukt, das muß auch sein in der realen Welt; und was in dieser wirklich ist, das muß auch unserm Gedankensystem gemäß und eben recht (vernünftig) sein. Die letzte Applikation wird zum jesuitischen Kniff, alle bestehenden Einrichtungen zu sanktionieren.

Als nachher er sich jedoch bewogen sah, das evangelische Christentum, explicite, mit der Dreieinigkeit und der Augsburgischen Konfession zum Resultat und Finale seiner Lehre zu machen, zog er sich jenen oben erwähnten Grundstein aus der Schellingschen Philosophie wieder unten weg und ließ sein Narrenhaus in der Luft schweben.

186.

Kants Widerlegung des ontologischen Beweises ist zugleich die Widerlegung der Hegelschen Philosophasterei. Darum liebt diese den ontologischen Beweis von Herzen.

187.

Der Grundgedanke der Hegelschen Philosophie ist die aufgefrischte scholastisch-realistische Lehre: Universalia ante rem, und damit der Spinozismus neu herausgeputzt.

188.

Hegelsche Philosophie ist als Mittel zum Verdummen der Köpfe unvergleichlich: dieses Abrakadabra, dieses Wischiwaschi von Worten, welche in ihrer monstrosen Zusammensetzung der Vernunft auflegen, unmögliche Gedanken, reine Widersprüche zu denken, bewirkt eine gänzliche Lähmung des Intellekts. Daher muß man sich wundern, wie sie zu einer Zeit florieren konnte, wo die Regierungen ganz gewiß wünschten, die Völker und folglich zunächst die Gelehrten, so klug und aufgeklärt als nur irgend möglich zu sehn. Die Regierungen müssen sich wohl um die Hegelsche Philosophie gar nicht gekümmert haben.

189.

Wenn ein Hegelianer sich in seinen Behauptungen plötzlich kontradiktorisch widerspricht, da sagt er: „Jetzt ist der Begriff in sein Gegenteil umgeschlagen.“ Wenn doch das vor Gericht auch gälte!

190.

Die von der Lehre ihres Meisters jetzt abgehenden Hegelianer, wie Weiße, Fischer, Braniß, Hillebrand, der junge Fichte, thun dies, weil höchsten Orts ein persönlicher Gott und unsterbliche Seele beordert ist, dergleichen Hegel nicht vorrätig hat, wenigstens nicht so recht, obgleich man aus Wischiwaschi und Unsinn deuten kann, was man will. Bloß die Hegelsche Grundmethode, das Ausgehn vom Begriff als dem Gegebenen, ohne zu fragen, woher er sei, das Denken, das keinen Stoff von außen nimmt, sondern sich selbst Stoff ist, oder die Selbstbewegung des Begriffs, kurz die objektive Logik behalten sie bei: da sie sehr bequem ist, jede Flause auszuhecken. Da kommen sie nun mit der

absoluten Persönlichkeit und dem Geist: — „Die Wahrheit des Geistes ist die Persönlichkeit.“ Dies ist der Beweis des Daseins Gottes. Schade, daß Kant diesen nicht kennen gelernt hat: an ihm wäre seine Kritik gescheitert. — Sie sind dumm genug zu glauben, daß das Publikum, oder wenigstens die Studenten, die erbärmliche Betrügerei und das niederträchtige Treiben der Heuerlinge und Kreaturen für Philosophie halten werde.

191.

Hillebrands „Philosophie des Geistes“ ist in Hegelscher Methode und Manier; welches sehr erwünscht, da es zeigt, daß auch ein solcher offenbarer Strohkopf ebensogut wie Hegel schwerfällige dunkle Perioden, voll ungeheurer Wortzusammensetzungen und unmittelbarer Widersprüche zusammenschreiben kann, um die trivialsten und geringfügigsten Gedanken darin zu verbergen.

192.

Wenn ich einen Hegelianer lese, zumal so eine Geschichte der Philosophie (wie die von Bairhoffer, oder die von Michelet), wo nach einem Resumé aller wirklichen Denker zweier Jahrtausende zuletzt die Hegelsche Charlatanerie nicht bloß wirklich als Philosophie mit angeführt, sondern dargestellt wird als der Gipfel und die Vollendung der Philosophie, als das erreichte Ziel, zu welchem jene alle nur die Vorbereitung gewesen, nur die Stufen, über welche Caliban-Hegel zu schreiten hatte, um auf den Thron der Wahrheit sich zu setzen! — also wann ich solches Zeug lese, dann frage ich mich verwundert: ist das Dummheit, oder Niederträchtigkeit? schwatzt der Bursche so, weil er wirklich so stupid ist, den hohlsten Wortkram, den barsten Unsinn, für Weisheit zu halten, oder weil er ein Botenlohn und Zehrpfennig für das Verkündigen dieses Evangelii hofft?

Meistens inkliniere ich, für letzteres zu entscheiden: denn, obwohl Dummheit im Nationalcharakter des Deutschen liegt (worüber das ganze Ausland einig ist), so ist doch Niederträchtigkeit und Feilheit der Grundcharakter der deutschen Litteratur dieses Jahrhunderts. So viel aber weiß ich gewiß, daß ein junger Mann, der, wenn auch nur eine Zeit lang, ein Hegelianer wird, dadurch seine völlige Unfähigkeit zur Philosophie auf immer bewiesen hat. Denn wer

an solchem hohlen Wortkram, Aberwitz und barem Unsinn Genüge finden oder zu finden vorgeben kann, muß schlechterdings alles Strebens nach Wahrheit, alles Hanges zum Denken, aller Fähigkeit des philosophischen Ernstes gänzlich entbehren.

193.

Wie verkehrt das Beginnen sei, bei der Philosophie von fertigen Begriffen auszugehn (nach der Kantischen Erklärung: Philosophie ist Vernunftwissenschaft aus reinen Begriffen), davon ist ein excellentes Beispiel neuerer Zeit „Herbarts Hauptpunkte der Metaphysik" 1808.

Gleich im Anfang steht als Vorfrage: „Wie können Gründe und Folgen zusammenhangen?"

Statt nun sich umzusehen, das Verhältnis von Grund und Folge, wie es im einzelnen Falle gegeben ist, zu untersuchen, die Art des Zusammenhanges zwischen Grund und Folge daraus kennen zu lernen, so die Gattungen und dann die Art kennen zu lernen (welches eben wäre ein Ausgehn von der Anschauung), wird aus dem allgemeinen Begriff von Grund und Folge räsonniert; da kann denn nichts weiter herauskommen, als was im allgemeinen Begriffe liegt, und man lockt keinen Hund damit aus dem Ofen.

Darauf wird weiterhin ganz ebenso mit dem empirischen Begriff Veränderung und Kraft verfahren.

§ 7 und 8 werden gar Raum und Zeit aus Begriffen abgeleitet; wobei natürlich die ganze Ableitung sie in der Stille schon voraussetzt, da die Begriffe derselben sonst gar keinen Sinn haben könnten.

Das dialektische Spiel mit den abstraktesten Begriffen, das diese ganze Metaphysik ausmacht, scheint das Vorspiel der Hegelei gewesen zu sein, und belegt, daß in der Philosophie nichts auszurichten ist, wenn man vom Abstrakten, statt vom Anschaulichen ausgeht.

194.

Auf allerhöchsten Spezialbefehl ist ein persönlicher Gott und eine individuelle Seele, welche aus der Philosophie abhanden gekommen waren, in selbige wieder eingeführt worden. — Freilich, wer aus jedem Stück Papier einen Tausendthalerschein machen kann, wird ja auch wohl so ein paar entia metaphysica wieder auf die Beine bringen können,

zumal in diesem Zeitalter kritischer, skeptischer Theologen und rechtgläubiger, gottseliger Philosophen.

195.

S. 290—95 von Fries' „Neuer Kritik der Vernunft" (Heidelberg 1807) zeigt sich sein Grundirrtum, welcher ist die Voraussetzung von einem Ding an sich, einem Gespenst, das aus gänzlicher Unfähigkeit deutlich zu denken entspringt. (Was Kant mit dem Ausdruck meint, nämlich das Ewige, gehört nicht hieher.) Dies Ding an sich soll sein ein Sein unabhängig vom Erkanntwerden, und dessen Erkenntnis ist es, was er transcendentale Erkenntnis nennt; wie toll! Hieraus erklärt sich der Unsinn, der S. 287 vorgebracht ist. — Seine ganze Weisheit, daß unsre Erfahrungserkenntnis nur „empirische", nicht transcendentale" sei, ist nichts als die auf der Oberfläche liegende Bemerkung, die schon Sextus Empiricus Adversus Mathematicos Lib. 7, p. 191 (Gaedicke, Historia philos., p. 108, und Cicero, Acad. quaest., Lib. 2, c. 24 macht. — Fries begreift nicht, daß das Wort Sein bedeutet „durch Sinne und Verstand erkannt werden", „Ding" das so Erkannte und mehr nicht.

196.

Der magere Grundgedanke von Friesens Vernunftkritik ist folgender: „Wir haben feste Ueberzeugung von der Realität der Außenwelt, und doch ist unsre Anschauung ganz subjektiv, d. h. wir können nie unsre Vorstellungen mit den Gegenständen derselben zusammenhalten und vergleichen; dennoch haben wir den festen Glauben, daß eine reale Außenwelt unsern Vorstellungen zum Grunde liegt, obgleich wir sogar einsehn, daß die Dinge an sich in unsern Vorstellungen nur erscheinen, nicht aber unverfälscht durch die Form des Vorstellens durchgehn. — Ebenso fest wie unsre Ueberzeugung von der Realität der Außenwelt, ist die von der Realität unsrer individuellen unsterblichen Seele, deren Freiheit, und dem lieben Gott Schöpfer: aber auch diese unsre Ueberzeugung ist bloß subjektiv, sie wird jedoch durch jene erste, die Anschauung der Außenwelt, die auch nur subjektiv ist, zu Ehren gebracht: und auch hier haben wir als Ueberzeugungsgrund den festen Vernunftglauben, daß jenen unsern Vernunftideen

auch Gegenstände zum Grunde liegen, die freilich selbst von unsern Ideen derselben sehr verschieden sein können."

So werden also jene Ideen der Vernunft, die Kant so mühsam und gewaltig zu Boden geschlagen, ohne weiteres als angeborne Ideen wieder eingeführt, mittelst der Behauptung, sie wären eben nur so subjektiv wie die Anschauung der Außenwelt.

197.

H. Heine in seiner „Romantischen Schule" 1836 sagt S. 184 richtig, die deutsche Philosophie bestände allein in dem, was ganz unmittelbar aus der Kritik der reinen Vernunft hervorgegangen sei. —

Völlig aber trifft er den Nagel auf den Kopf, wenn er eben daselbst S. 186 ff. sagt: wie die Neuplatoniker das sinkende Heidentum durch allegorische Auslegungen zu retten suchten, so die deutschen jetzigen Staatsphilosophen das Christentum: und ganz besonders, wenn er diese Staatsphilosophen den Jesuiten vergleicht, indem sie die Justifikatoren des Bestehenden und Vorhandenen seien, Religion und Staat stützen wollten. Nur daß, was den alten, klugen, gewaltigen Jesuiten mißlang, diesen Zwergen viel weniger gelingen kann.

198.

Des Grafen Redern Kritik der Philosophie Fichtes, Schellings und Hegels, die sehr treffend ist, steht in den Heidelberger Jahrbüchern, Oktober-Doppelheft, 1840.

199.

Jetzt, 1851, nach der Revolution, merkt man an allen Schreibereien der Philosophieprofessoren und Aspiranten, daß Ordre an sie ergangen ist, dem lieben Gott wieder auf die Beine zu helfen, à tout prix. Beispiele von Gott, der zugleich transcendent und immanent ist, geben M. Carriere; auch Ulrici, System der Logik — 1852, S. 380 ff. Dies letztere Buch gibt S. 176 ff. eine sehr deutliche Darstellung des Hegelschen Grundgedankens, also seiner Philosophie überhaupt, besonders der Kategorienlehre, mit richtiger Kritik des ganzen Krams.

200.

Michelet, in dem Aufsatz über mich, im Philosophischen Journal, 1855, 3. oder 4. Heft, bringt S. 44 Kants

berühmte Frage: „Wie sind synthetische Urteile a priori möglich?" zur Sprache und fährt dann fort: „Die affirmative Beantwortung dieser Frage" u. s. w.; wodurch er beweist, daß er nicht die entfernteste Ahnung vom Sinn der Frage hat, als welche weder zum Affirmieren, noch zum Negieren irgendwie Anlaß bietet, sondern besagt: „Wie geht es zu, daß wir vor aller Erfahrung, über alles, was Zeit, Raum und Kausalität als solche betrifft, apodiktisch zu urteilen fähig sind?"

Den Kommentar zu dieser schändlichen Ignoranz des Michelet gibt eine Stelle in den letzten Jahrgängen der Hegelzeitung, als wo er sagt, daß seitdem Kant jene Frage aufgeworfen hat, alle Philosophen nach synthetischen Urteilen a priori suchten!

Eine solche Ignoranz im ABC der Philosophie verdient Kassation.

201.

L. Noack, in seinem Buche „Die Theologie als Religionsphilosophie", 1853, trägt auf den ersten 20 Seiten meine Metaphysik und Naturphilosophie ganz zusammenhängend vor, wobei er sich sogar meiner Ausdrücke bedient, übrigens jedoch im ekelhaften Hegel-Jargon redet: — dabei bin ich im ganzen Buche nirgends erwähnt. die ethischen und ästhetischen Lehren, welche Konsequenzen meiner Metaphysik sind, läßt er jedoch unberührt, um elende optimistische und hegelianische Flausen an deren Stelle zu setzen. Auch lehrt er, aus der empirischen Wahrnehmung des Nacheinander der Dinge entstehe die Zeit, und aus der des Nebeneinander der Raum. Dieselben unerhört rohen und absurden Lehren haben vor ihm schon Rosenkranz und Reichlin-Meldegg vorzutragen sich nicht gescheut.

202.

Mich mit allen philosophischen Versuchen meiner Zeitgenossen bekannt zu machen, fällt mir so wenig ein, wie es dem, der, in wichtigen Angelegenheiten, von einer Hauptstadt zu einer andern reist, in den Sinn kommt, unterwegs in jedem Städtchen dessen Honoratioren und Hauptpersonen kennen zu lernen.

---

9. Schopenhauers Bemerkungen über sich selbst.

203.

Unter meinen Händen und vielmehr in meinem Geiste erwächst ein Werk, eine Philosophie, die Ethik und Metaphysik in einem sein soll, da man sie bisher trennte, so fälschlich als den Menschen in Seele und Körper. Das Werk wächst, konkresciert allmählich und langsam, wie das Kind im Mutterleibe: ich weiß nicht, was zuerst und was zuletzt entstanden ist, wie beim Kind im Mutterleibe. Ich werde ein Glied, ein Gefäß, einen Teil nach dem andern gewahr, d. h. ich schreibe auf, unbekümmert, wie es zum Ganzen passen wird: denn ich weiß, es ist alles aus einem Grund entsprungen. So entsteht ein organisches Ganzes, und nur ein solches kann leben. Die da meinen, man dürfe nur irgendwo einen Faden anzetteln und dann weiter daran knüpfen, eines nach dem andern, in hübsch ordentlicher Reihe, und als höchste Vollendung aus einem magern Faden durch Winden und Weben einen Strumpf wirken — wie Fichte, (das Gleichnis gehört Jacobi), — die irren.

Ich, der ich hier sitze, und den meine Freunde kennen, begreife das Entstehn des Werkes nicht, wie die Mutter nicht das des Kindes in ihrem Leibe begreift. Ich seh' es an und spreche, wie die Mutter: „Ich bin mit Frucht gesegnet.“ Mein Geist nimmt Nahrung aus der Welt durch Verstand und Sinne, diese Nahrung gibt dem Werk einen Leib; doch weiß ich nicht, wie, noch warum bei mir und nicht bei andern, die dieselbe Nahrung haben.

Zufall, Beherrscher dieser Sinnenwelt! laß mich leben und Ruhe haben noch wenige Jahre! denn ich liebe mein Werk, wie die Mutter ihr Kind: wenn es reif und geboren sein wird; dann übe dein Recht an mir und nimm Zinsen des Aufschubs. — Gehe ich aber früher unter in dieser eisernen Zeit, o so mögen diese unreifen Anfänge, diese meine Studien der Welt gegeben werden, wie sie sind und als was sie sind: dereinst erscheint vielleicht ein verwandter Geist, der die Glieder zusammenzusetzen versteht und die Antike restauriert.

204.

Goethe erzählte mir neulich, er habe am Hofe der Herzogin Amalie viele seiner damals soeben geschriebenen

Stücke von den Hofleuten aufführen lassen, ohne daß irgend einer mehr als seine eigne Rolle gekannt hätte, und das Stück in seinem Zusammenhang allen unbekannt und daher bei der Aufführung auch den Spielenden neu war. — Ist unser Leben etwas andres — als eine solche Komödie? Der Philosoph ist einer, der willig den Statisten macht, um desto besser auf den Zusammenhang achten zu können.

205.

Mein Denken in Worten, also Begriffen, also die Thätigkeit der Vernunft, ist für meine Philosophie nichts anderes, als was das Technische für den Maler ist, das eigentliche Malen, die conditio sine qua non. Aber die Zeit der wahrhaft philosophischen, wahrhaft künstlerischen Thätigkeit sind die Augenblicke, wo ich mit Verstand und Sinnen rein objektiv in die Welt hineinsehe; diese Augenblicke sind nichts Beabsichtetes, nichts Willkürliches, sie sind das mir Gegebene, mir Eigene, was mich zum Philosophen macht, in ihnen fasse ich das Wesen der Welt auf, ohne dann zugleich zu wissen, daß ich es auffasse; ihr Resultat wird oft erst lange nachher aus der Erinnerung schwach in Begriffen wiederholt und so dauernd befestigt.

206.

Die Menschen finden sich oft durch ein einziges Wort, eine Miene, einen Widerspruch, so beleidigt, daß sie es nie vergeben und Feindschaft aus Freundschaft machen: mir ist das nun allemal unverständlich. Das macht, ich muß in einem fort Gesichter, Worte, Meinungen, Widersprüche aller Art, vergeben, die mein Innerstes empören auf eine Weise, die jene gar nicht kennen.

207.

Du, mein Freund, vergiß nie, daß du ein Philosoph bist, von der Natur dazu und zu nichts anderm berufen. Wandle daher nie die Wege der Philister: denn wenn du auch einer werden wolltest, so könntest du es nie, bliebst sogar nur ein Halbphilister, ein mißlungenes Ding

χαρμα δε τοις αλλοισιν. ελεγχειη δε σοι αυτῳ.

Der Philister geht auf im Leben, ihm ist daher wohl darin, er will nicht darüber hinaus und kann nicht, wenn er es wollte.

Dem Philosophen ist das Leben durchaus ungenügend, er mag sich nicht wohl darin sein lassen und kann nicht; wenn er auch möchte: er gibt es auf, versäumt die Vorteile desselben an sich zu bringen, entfernt sich von ihm, um es in der Entfernung im ganzen zu übersehn, es zu konterfeien; hieran entfaltet er seine Kräfte, und dies ist der beßre Teil seines Lebens: was seine Person betrifft, so reicht sie das Konterfei hin, sprechend: „So ist das Ding, das ich nicht mochte."

208.

Mein Leben in der wirklichen Welt ist ein bittersüßer Trank. Es ist nämlich, wie mein Dasein überhaupt, ein stetes Erwerben von Erkenntnis, Gewinnen von Einsicht, das hier diese wirkliche Welt und mein Verhältnis zu ihr betrifft. Der Gehalt dieser Erkenntnis ist traurig und niederschlagend: aber die Form der Erkenntnis überhaupt, das Gewinnen an Einsicht, das Eindringen in die Wahrheit ist durchaus erfreulich und mischt fortwährend seine Süße in jene Bitterkeit, seltsamerweise.

209.

Mir ist unter den Menschen fast immer, wie dem Jesus von Nazareth war, als er die Jünger aufrief, die immer alle schliefen.

210.

Ich rede bisweilen mit Menschen, so wie das Kind mit seiner Puppe redet: es weiß zwar, daß die Puppe es nicht versteht; schafft sich aber, durch eine angenehme wissentliche Selbsttäuschung, die Freude der Mitteilung.

211.

Man hat wollen die Folge der Handlung aus dem Motiv verstehn aus der Folge der Wirkung aus der Ursache*): ebenso das tierische Leben aus Elektrizität und Chemismus, diesen wieder aus Mechanismus: so immer das Nähere aus dem Ferneren, das Unmittelbare aus dem Mittelbaren, das Starkerscheinende aus dem Schwacherscheinenden, das Ansich aus der Erscheinung. Ich schlage

*) und weil es nicht gelang, setzte man sie als ein toto genere Verschiedenes, freier Wille.

den entgegengesetzten Weg ein: aus der Art, wie das Motiv deinen Willen bewegt, sollst du verstehen, wie die Ursache die Wirkung bewegt, aus den auf Motive erfolgenden (vulgo willkürlichen) Bewegungen deines Leibes die ohne Motiv erfolgenden (organischen, vegetativen), aus diesen die lebende Natur, den Chemismus, den Mechanismus und aus dem Wirken des Motivs das Wirken der Ursach: also aus dem Unmittelbaren das Mittelbare, aus dem Nahen das Ferne, aus dem Vollkommenen das Unvollkommene, aus dem Ding an sich, dem Willen, die Erscheinung.

Dies ist die eigentliche Originalität meiner Lehre, wodurch sie durchaus im Gegensatz steht mit allen früheren Versuchen, und von Grund aus die Methode der Untersuchung ändert. — Nicht aus der Erscheinung das Ding an sich, was ewig mißlingen mußte, sondern umgekehrt soll erklärt werden. — Aus dir sollst du die Natur verstehn (Γνωθι σαυτον), nicht dich aus der Natur. Das ist mein revolutionäres Prinzip.

212.

Wie nach jeder bedeutenden Entdeckung die Verkleinerer dieselbe schon in alten Schriften vorfinden, so finden Spuren meiner Lehre sich fast in allen Philosophien aller Zeiten. Nicht bloß in den Vedas, dem Platon und Kant, der lebenden Materie des Bruno, des Glisson und Spinoza und den schlummernden Monaden Leibnizens, sondern durchaus in allen Philosophien, den ältesten und neuesten: aber immer in der mannigfaltigsten Einkleidung, Verwebung, mit Absurditäten*), die in die Augen fallen, und in den barockesten Gestalten, in denen man sie nur wieder erkennt, wenn man sie sucht. Es kommt mir grade so damit vor, wie man in allen Tieren den Typus des Menschen wiederfindet, aber sonderbar verunstaltet, unvollendet, bald verkümmert, bald monströs, bald als rohen Versuch, bald als Karikatur. Das Uebermütige dieses Ver-

---

*) Absurd sind folgende Sätze:

Die Materie besteht aus Monaden, d. i. erkennenden Subjekten. —

Die rohe Materie lebt: da doch Leben Organischsein bedeutet: es von der rohen Materie prädizieren also widersprechend ist.

Die Welt ist Ausdehnung und Denken.

Und doch stellten die vorzüglichsten Geister solche Sätze auf, und andre gaben ihnen Beifall, während der Haufen das Absurde derselben belachte. Daher: weil jene großen Geister die Wahrheit intuitiv erkannten, sie aber nicht rein und isoliert auszusprechen vermochten und sie daher mit den Schlacken der Absurdität zu Tage brachten.

gleichs ist nur ein Korollarium des Uebermuts, der überhaupt darin liegt, ein neues philosophisches System aufzustellen: denn eben dadurch erklärt man alle früheren Versuche für mißlungen, den seinigen aber für den gelungenen, und wer nicht so denkt und doch der Welt ein neues System anheften will, ist notwendig ein Charlatan. Es ist bisher in der Philosophie gewesen, wie in den Auktionen, wo jeder, der zuletzt gesprochen, eben damit alles früher Gesagte nichtsgeltend macht.

Ich gestehe übrigens, daß ich nicht glaube, daß meine Lehre je hätte entstehn können, ehe die Upanischaden, Plato und Kant ihre Strahlen zugleich in eines Menschen Geist werfen konnten. Aber freilich standen, wie Diderot sagt, viele Säulen da, und die Sonne schien auf alle: doch nur Memnons Säule klang. (Rameaus Neffe.)

213.

Meine ganze Philosophie läßt sich zusammenfassen in dem einen Ausdruck: die Welt ist die Selbsterkenntnis des Willens.

214.

Mir werden und sind die nah Bekannten oft fremd und die Fremden oft vertraut, und ich rede zu ihnen allen dieselbe Sprache; während andre Leute hierin großen Unterschied machen: eigentlich, weil ich von allen so weit abstehe, daß mir der Unterschied des zufällig äußerlich Nahen oder Fernen verschwindet: wie die Stellung der Erde in ihrer Bahn, d. i. ihre Parallaxe, keine Aenderung in der scheinbaren Stellung der Fixsterne verursacht.

215.

Wenn ich doch nur die Illusion los werden könnte, das Kröten- und Ottern-Gezücht für meinesgleichen anzusehn: da wäre mir viel geholfen.

216.

M e i n Z e i t a l t e r ist nicht mein Wirkungskreis; sondern nur der Boden, auf dem meine physische Person steht, welche aber nur ein sehr unbedeutender Teil meiner ganzen Person ist: diesen Boden hat sie mit vielen gemein, deren Wirkungskreis er ist: diesen überlasse ich daher Sorge und Kampf um denselben.

217.

Sie schreien über das Melancholische und Trostlose meiner Philosophie; das liegt aber bloß darin, daß ich statt als Aequivalent ihrer Sünden eine künftige Hölle zu fabeln, gezeigt habe, daß wo die Sünde ist, in der Welt, auch schon etwas Höllenartiges sei.

218.

Die Kälte und Nichtbeachtung, mit der man mich aufnahm, hätte mich vielleicht an allem, was ich je angestrebt, und an mir selber irre machen können: aber zum Glück hörte ich zugleich die Posaune des Ruhms das ganz Wertlose, das handgreiflich Schlechte, das Sinnleere als trefflich, ja als den Gipfel menschlicher Weisheit verkünden, und nun war ich sogleich orientiert und gänzlich beruhigt, indem jetzt an mir wahr wurde, was Byron (Letters II, 260) sagt: As to succes! those who succeed will console me for a failure. Also:

„Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht."

219.

Was ist der größte Genuß, der dem Menschen möglich? — „Die intuitive Erkenntnis der Wahrheit." — Die Richtigkeit der Antwort leidet nicht den mindesten Zweifel.

220.

In des Wolffianers*) Ch. A. Crusius „Entwurf der notwendigen Vernunftwahrheiten", 1745, 4. Aufl. 1766, der eine komplette Metaphysik ist, stehn zwei Wahrheiten, die keine Ohren fanden und die ich zum zweitenmal habe entdecken müssen**):

1. Daß es einen von der Ursach, die allemal ein Entstehen betrifft, verschiedenen „Existential-Grund" gibt, z. B. die $\angle$ des $\triangle$, sofern sie die Seiten bestimmen: er teilt demnach die Gründe in Ideal- und Real-Gründe, und diese

*) oder vielleicht richtiger Gegner Wolffs.
C. A. Crusius, Diss. de usu et limitibus rationis sufficientis, 1752: — Deutsch 1766. — C. A. Crusius, Weg zur Gewißheit und Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntnis (Logik), 1747.

**) Pereant qui ante nos nostra dixerunt. Donatus.

in eigentliche Ursachen und Existenzialgründe. (Entwurf der notwendigen ꝛc. § 454.)

2. Daß das Vornehmste und Wesentlichste im Menschen keineswegs der Verstand sei, sondern der Wille; der Verstand sei bloß des Willens halber vorhanden: Ausgeführt und belegt. — In der That ist es sehr bemerkenswert, daß von allen Philosophen aus allen Zeiten Crusius der einzige ist, welcher vor mir diese große Wahrheit in gewissem Grade erkannte. Alle andern reden immer vom Geist, oder Seele, oder Ich, als einem Unteilbaren, Unzerlegbaren: daher es auch immer anstößig erscheint, wenn die Pantheisten unter ihnen diesen Geist oder Seele den Pflanzen oder gar dem Anorganischen beilegen, deren Mangel an Erkenntnis augenfällig ist. Anders fällt es aus, wenn wir den Willen absondern. Die Zerlegung des Geistes oder Ichs in zwei ganz verschiedene Teile, in einen Primären, Wesentlichen, den Willen und einen Sekundären, den Intellekt, ist ein Hauptsatz und Hauptverdienst meiner Philosophie, und ein Hauptunterschied derselben von allen anderen.

221.

Chr. Jak. Kraus Abhandlung de paradoxo edi interdum ab homine actiones voluntarias, ipso non invito solum, verum adeo reluctante, 1781, befindlich im 5. Bande seiner Vermischten Schriften, Königsberg 1812, zeigt, zumal in der ersten Sektion, S. 513—520, daß man vor mir*) durchaus nicht deutlich zu unterscheiden und gesondert aufzustellen wußte Empfindung der Sinne, Anschauung im Verstande, Begriff der Vernunft, Repräsentant des Begriffs in der Phantasie, Affekt und Leidenschaft im Willen: Kraus wird auf alle diese geleitet, verfehlt aber die richtigen Unterscheidungen und kommt auf ganz absurde Sätze, wie S. 514: „intelligimus voces, nec tamen ideae iis significatae animo observantur“: — und S. 515 „illud intelligere absque idea“. —

Insofern ist diese Abhandlung für mich interessant.

Im selben Bande S. 253—283 steht eine recht lederne

*) Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß man aus der Abwesenheit einer Erkenntnis bei einem gelehrten und gescheiten Schriftsteller vom Fach ziemlich sicher schließen kann, daß sie überhaupt noch eine unausgesprochene sei: denn das Wahre findet doch sogleich viel Anklang, daß wer es einmal vernommen, nicht umhin kann es, bei vorkommender Gelegenheit, wenigstens als Hypothese, zu erwähnen.

und flache Darstellung der stoischen Ethik: brauchbar zu zeigen, welche Vorstellung man noch kurz vor mir darüber hatte, und wie wenig man eingedrungen war.

222.

Das wäre mein höchster Ruhm, wenn man einst von mir sagte, daß ich das Rätsel gelöst, welches Kant aufgegeben hatte.

223.

Das Leben geht schnell und euer Verständnis ist langsam: — darum erlebe ich nicht meinen Ruhm und habe meinen Lohn dahin.

224.

Was mir die Echtheit und daher die Unvergänglichkeit meiner Philosopheme verbürgt, ist, daß ich sie gar nicht gemacht habe; sondern sie haben sich selbst gemacht. Sie sind in mir entstanden ganz ohne mein Zuthun, in Momenten, wo alles Wollen in mir gleichsam tief eingeschlafen war, und der Intellekt nun völlig herrenlos und dadurch müßig thätig war, die Anschauung der wirklichen Welt auffaßte und sie mit dem Denken parallelisierte, beide gleichsam spielend aneinander haltend, ohne daß mein Wille irgendwie der Sache auch nur vorstand, sondern alles sich völlig ohne mein Zuthun, ganz von selbst machte. Mit dem Wollen ist aber auch alle Individualität verschwunden und aufgehoben: daher war mein Individuum hier nicht im Spiel, sondern es war die Anschauung selbst, rein und für sich, d. h. die rein objektive Anschauung oder die objektive Welt selbst, die sich in den Begriff rein und für sich absetzte. Beide hatten meinen Kopf zum Tummelplatz dieser Operation gewählt, weil er dazu tauglich war. Was nicht vom Individuo ausgegangen, ist auch nicht dem Individuo allein eigen: es gehört der bloß erkennbaren und bloß erkennenden Welt an, bloß dem Intellekt und der ist, der Beschaffenheit (nicht dem Grade) nach, in allen Individuen derselbe; solches muß also einst die Einstimmung aller Individuen erhalten. —

Nur was in solchen Momenten ganz willensreiner Erkenntnis in mir sich darstellte, habe ich als bloßer Zuschauer und Zeuge aufgeschrieben und zu meinem Werke benutzt. Das verbürgt dessen Echtheit und läßt mich nicht irre werden beim Mangel alles Anteils und aller Anerkennung.

225.

Die **Objekte** sind für den Geist nur das, was das Plektron für die Lyra. — Zu der Zeit, wo mein Geist in seinem Kulminationspunkt stand, wann dann durch begünstigende Umstände die Stunde herbeigeführt wurde, wo das Gehirn die höchste Spannung hatte; so mochte mein Auge treffen auf welchen Gegenstand es wollte — er redete Offenbarungen zu mir und es entspann sich eine Reihe von Gedanken, die aufgeschrieben zu werden wert waren und es wurden.

Jetzt, da ich alt bin, che và mancando l'entusiasmo celeste (heut bin ich 38 Jahr) kann es geschehn, daß ich vor Raphaels Madonna stehe, und sie sagt mir nichts. Das Plektron sind die Objekte: die Lyra ist der Geist. Neulich in einem hellen Zimmer, mit vielen Gegenständen und mehreren Menschen darin, dachte ich: was dieses Zimmer so hell macht, ist nicht das Licht: es sind die Köpfe und Augen der Menschen: denn das Gehirn ist es ja, was den Raum ausbreitet, seine Begrenzung fixiert, Gegenstände hineinsetzt, mit einem Worte das Ganze sichtbar macht. Das Licht ist bloß ein Anlaß, ohne den das alles freilich nicht entstehn könnte: wie ohne den Funken aufs Zündloch auch die schwer und scharf geladene und wohlgerichtete Kanone keine Verheerung anrichtet. Das Licht, die Objekte, sind bloß das Plektron, der Geist ist die Lyra.

226.

Spinoza starb den 21. Februar 1677: ich bin geboren den 22. Februar 1788, — also genau 111 Jahr, d. h. 100 Jahr + $^1/_{10}$ davon + $^1/_{10}$ hievon nach seinem Tode: oder man setze eins zu jeder Zahl seines Todestages (soweit es in diesem Jahrtausend möglich ist), so hat man meinen Geburtstag. It 's very odd. — Pythagoras würde sagen, — — — —.

227.

Der Wolffianer Andreas Rüdiger ist so ergriffen von der palpabeln gänzlichen Verschiedenheit des **Erkennens** und **Wollens**, daß er für beide zwei ganz verschiedene Substanzen im Menschen annimmt und demnach den Menschen aus drei Teilen bestehn läßt: mens, anima et corpus. Anima nennt er den **Willen** vorzugsweise: mens den In=

tellekt. Der Anima oder dem Willen schreibt er nicht nur die Muskularbewegung, sondern auch die Formation des Fötus zu (wie Stahl), sodann alles was im Menschen und Tieren Instinkt ist, alle Divinationsgabe, welche letztere er begreift unter dem Namen Sensus veritatis in voluntate.

(Siehe dessen Lib. IV, de sensu veri et falsi: dissertatio proœmialis: und Physica divina Lib. I, c. 4.)

Rüdiger ist mit Stahl gleichzeitig: es läßt sich daher schwerlich ausmachen, wer zuerst den Gedanken anima struit corpus gehabt.

228.

Mich in die philosophischen Streitigkeiten meiner Zeit einzumengen, fällt mir so wenig ein, wie, wenn ich den Pöbel auf der Gasse sich balgen sehe, hinabzugehn und teil an der Prügelei zu nehmen.

229.

Man hat geklagt, daß meine Philosophie traurig und trostlos wäre: aber nichts ist so trostlos wie die Lehre, daß Himmel und Erde und konsekutiv der Mensch aus Nichts geschaffen seien, denn da folgt wie Nacht auf Tag, daß er zu Nichts wird, wann er vor unsern Augen stirbt. Vielmehr ist der Anfang und Grund alles Tröstlichen die Lehre, daß der Mensch nicht aus Nichts geworden ist.

230.

Den Maßstab für meinen Geist nehme man aus den Fällen, wo ich in der Erklärung ganz spezieller Phänomene mit großen Männern kompetierte: in der Farbentheorie mit Newton und Goethe —

in der Erklärung des Nichtschreiens des Laokoon mit Winckelmann, Lessing, Goethe, nebenbei Hirt, Fernow —

in der Erklärung des Lächerlichen mit Kant und Jean Paul.

231.

Schon vor vielen Jahren habe ich aufgeschrieben,*) daß dem Treiben jedes Genies ein angeborener Kunstgriff, man

*) Eine unwürdige Redensart gebrauchend, kann man sagen: Jeder Mensch von Genie hat nur einen einzigen Kniff, der ihm aber ausschließlich angehört und den er in jedem seiner Werke, nur immer unter andrer Anwendung, anbringt. Da der Kniff ihm ausschließlich eigen ist, so ist er durchaus originell;

möchte sagen ein Kniff zum Grunde liegt, der die geheime Springfeder aller seiner Werke ist und dessen Ausdruck man auf seinem Gesichte erblickt.

Mein Kniff ist, das lebhafteste Anschauen oder das tiefste Empfinden, wann die gute Stunde es herbeigeführt hat, plötzlich und im selben Moment mit der kältesten, abstrakten Reflexion zu übergießen und es dadurch erstarrt aufzubewahren. Also ein hoher Grad von Besonnenheit.

232.

Die gänzliche Nichtbeachtung, die mein Werk erfahren hat, beweist, daß entweder ich des Zeitalters nicht würdig war, oder umgekehrt. In beiden Fällen heißt es jetzt: the rest is silence.

233.

Wenn ich nichts habe, was mich ängstiget, so beängstigt mich eben dies, indem es mir ist, als müßte doch etwas dasein, das mir nur eben verborgen bliebe. Misera conditio nostra!

Siehe Baco De Deo Pan, in sapientia veterum.

234.

My greatest enjoyments are those of my own mind to which, for me, no others are comparable, whatever they might be. Therefore if I possess myself, I have every thing, having the main-point: but if I do not possess myself, I have nothing, whatever other things I might possess.

Hor. epist. I, 10, 10, p. 243.

It is far otherwise with ordinary men: they borrow their enjoyments from without, and are rich or poor according to their share of them. Consequently my main-object in life must always be the free possession

---

und da der Kniff nicht unmittelbar, sondern bloß mittelbar, d. i. durch Kunstwerke, ferner nicht im Ganzen und Abstrakten, sondern nur in einzelnen Exempeln mitteilbar ist; so hat er nicht zu fürchten, daß einer ihn auslerne, auch nicht, daß er sich (solange er genial bleibt, d. h. seinen Kniff besitzt) erschöpft.

Der Kniff ist gleichsam nur ein Loch im Schleier der Natur, ein übermenschliches Stückchen im Menschen. Er ist durchaus der Brennpunkt aller Produktionen des jedesmaligen Genies. Er leuchtet aus seinen Augen als geniale Individualität.

Seinem reflektierten Bewußtsein (Vernunft) ist der Kniff, so gut als andern, ein Rätsel.

of myself, implying free leisure, health, tranquillity of mind and those comforts I am accustomed to, and the lack of which would disturb me. It is clear that all this might be equally impaired by the possession of too many exterior things, as by having too little of them. Hor. ibid. v. 11. 12. A certain instinct rather than distinct notions of all this, and my good genius, have always led me to pursue and conserve that free possession of myself, and to care little for all the rest. — But now I must do with the full consciousness befitting my age, what heretofore I did by mere instinct.

Conf. εις ἑαυτον p. 11.

235.

In meinem 17. Jahre, ohne alle gelehrte Schulbildung, wurde ich vom Jammer des Lebens so ergriffen, wie Buddha in seiner Jugend, als er Krankheit, Alter, Schmerz und Tod erblickte. Die Wahrheit, welche laut und deutlich aus der Welt sprach, überwand bald die auch mir eingeprägten jüdischen Dogmen, und mein Resultat war, daß diese Welt kein Werk eines allgütigen Wesens sein könnte, wohl aber das eines Teufels, der Geschöpfe ins Dasein gerufen, um am Anblick ihrer Qual sich zu weiden: darauf deuteten die Data, und der Glaube, daß es so sei, gewann die Oberhand. — Allerdings spricht aus dem menschlichen Dasein die Bestimmung des Leidens: es ist tief ins Leiden eingesenkt, entgeht ihm nicht, sein Fortgang und Ausgang ist durchweg tragisch: eine gewisse Absichtlichkeit hierin ist nicht zu verkennen. Nun ist ja aber das Leiden der δευτερος πλους, das Surrogat der Tugend und Heiligkeit; durch selbiges geläutert gelangen wir zuletzt zur Verneinung des Willens zum Leben, zur Rückkehr vom Irrweg, zur Erlösung: daher eben hat jene geheime Macht, die unser Schicksal leitet, im Volksglauben mythisch als Vorsehung personifiziert, es allerdings darauf abgesehn, uns Leiden auf Leiden zu bereiten, weshalb meinem ganz einseitigen, aber so weit er sah richtigen Blick in der Jugend, die Welt sich als ein Werk des Teufels darstellte. An sich aber ist diese geheime Macht und Allmacht unser eigener Wille, auf einem Standpunkt, der nicht ins Bewußtsein fällt: wie ich ausführlich auseinandergesetzt habe: und das Leiden ist allerdings zunächst Zweck des Lebens, gleich als ob es das Werk

eines Teufels wäre, dieser Zweck aber ist nicht der letzte, er ist selbst Mittel, ist Gnadenmittel, ist als solches von uns selbst, wie gesagt, angeordnet zu unserm wahren und letzten Besten.

236.

Ich wollte, daß die Philosophen, welche den guten Werken einen so großen, ja ausschließlichen Wert beilegen und selbige für das höchste Ziel des Menschen halten, sich doch aufs Gewissen fragten, ob diesem ihren so sehr moralischen Dogma durchaus keine eigennützige Absicht zum Grunde liegt? ob nicht etwa im stillen die Gefahr sie besorgt macht, welche der Welt daraus entstehn könnte, wenn die guten Werke nicht mehr den höchsten Wert behielten, und ob sie folglich bei ihrem Eifer für die guten Werke nicht so sehr um das ewige, als um das zeitliche Wohl der Menschheit besorgt wären? — Meine Philosophie ist nämlich die einzige, welche in der Ethik über die guten Werle hinausgeht und etwas Höheres kennt, nämlich die Askese. Die guten Werke laufen hinaus auf ein Gleichsetzen, ja gelegentlich Vorziehen des fremden Besten dem eigenen. Sie sind daher durchweg relativ; denn die Rücksicht auf das Wohl Anderer modifiziert unser Wollen des eigenen. Wie nun dies auf unser und der Welt Dasein den tiefsten Einfluß haben sollte, bleibt geheimnisvoll, ist nicht abzusehn.

237.

Aus allen bisherigen philosophischen Ethiken ließ sich die asketische Tendenz des Christentums durchaus nie ableiten (eigentlich weil alle Philosophen Optimisten waren): wenn nun das Christentum nicht eine falsche Ansicht in sich trägt, sondern offenbar die vortrefflichste Ethik ist; so deutet dieses auf eine falsche Ansicht in allen bisherigen philosophischen Ethiken, und diese ist der Optimismus.

238.

Daß ich auf die völlige Neuheit meiner Lehre stolz bin, ist nur, weil ich von ihrer Wahrheit die festeste Ueberzeugung habe.

239.

Natura nihil agit frustra: warum denn gab sie mir so viele und tiefe Gedanken, wenn solche keine Teilnahme unter den Menschen finden sollen?

240.

Meine Werke bestehen aus lauter Aufsätzen, wo ein Gedanke mich erfüllte und ich ihn seiner selbst wegen durch Aufschreiben fixieren wollte: — daraus sind sie zusammengesetzt, mit wenig Kalk und Mörtel: darum sind sie nicht schal und langweilig, wie die der Leute, die sich hinsetzen und nun, nach einem gefaßten Plan, Seite nach Seite, ein Buch schreiben.

241.

Was hauptsächlich meiner Philosophie den Eingang versperrt hat, ist, daß ich verschmäht habe, von jenem Schibboleth Gebrauch zu machen, welches seine Bedeutung längst verloren hat, aber als ein Tribut an die Landesreligion von jeder Philosophie erlegt werden muß, die kathederfähig sein will.

242.

Alle Teilnahme des Publikums wirkt leicht störend: der Tadel kann schwache Gemüter zur falschen Nachgiebigkeit, starke zur falschen Uebertreibung ihrer Opposition verleiten. Das Lob ist noch gefährlicher, indem es uns verführt, dem Urteil des Lobenden ein Gewicht zu leihen und wir uns nun bequemen, den erlangten, oft schiefen Beifall durch Willfahren zu erhalten.

Vor beiden Gefahren hat mich die gänzliche Nichtbeachtung von seiten meiner Zeitgenossen bewahrt. Ich konnte völlig ungestört meine Sache allein ihrer selbst wegen lieben, betreiben und vervollkommnen, mich rein erhaltend von allem äußern Einfluß, und meine Zeitgenossen blieben mir fremd, wie ich ihnen.

243.

Das Publikum der Zeitgenossen ist mir zu groß, wenn ich zu allen, zu klein, wenn ich zu denen reden soll, die mich fassen.

244.

Ich weiß wohl, daß jeder denkende Mensch seine Zeit für die allererbärmlichste hält; aber ich muß gestehn, daß ich von der Illusion nicht frei bin.

245.

Die Erkenntnisform der Kausalität ist sehr tauglich, alle Dinge in der Welt zu verstehn, jedoch nicht das Dasein der Welt selbst.

Objektiv ausgedrückt: jedes Ding in der Welt hat eine Ursach (weil es infolge einer Veränderung ist, was es ist), aber die Welt selbst hat keine: denn das Gesetz der Kausalität steht und fällt mit ihr.

Dies ist ein Hauptresultat der wohlverstandenen Kantischen Philosophie — aber dasselbe hat nicht angeschlagen: sie reden noch immer von einem Grund der Welt, um nicht Ursach zu sagen: meine Abhandlung haben sie liegen lassen: ja mein Werk ist liegen geblieben! während das Unbedeutende und Schlechte Aufsehn machte! — Alles nur, weil sie Theismus wollen, Theismus!*) Vom lieben Gott wollen sie erzählt haben. Und weil ich von dem nichts zu berichten wußte — kann ich auf die Nachwelt warten: Das allein ist die Ursach: hinc illae lacrimae! Ich hab' es mit der Wahrheit gehalten und nicht mit dem lieben Gott. Er aber hilft den Seinen. — Dabei ist es ihnen eigentlich nur um das Wort zu thun: denn auch Pantheismus lassen sie sich gefallen.

246.

Mein Zeitalter und ich passen nicht für einander: so viel ist klar. Aber wer von uns wird den Prozeß vor dem Richterstuhl der Nachwelt gewinnen?

247.

Bei einem Werke, wie meines, muß Autorität hinzukommen, um den Leser zu der Applikation zu vermögen, die er aufs Geratewohl nicht anwendet, und den Anlaß zu welcher zu erkennen ihm Urteilskraft abgeht.

248.

Fichte und Schelling stecken in mir, aber ich nicht in ihnen, d. h. das wenige Wahre, was in ihren Lehren liegt, ist in dem, was ich gesagt habe, mit enthalten.

249.

Das deutsche Publikum hat eine Wahlverwandtschaft zum Geistlosen: darum hat es die Herren Fries, Hegel, Krug, Herbart, Salat ꝛc. ꝛc. fleißig gelesen: aber mich unberührt gelassen.

---

*) Mit dem aber kann euch die Wahrheit nicht dienen: ihr müßt ihn bei der Lüge suchen.

250.

Fürsten werden von früher Kindheit an und durchs ganze Leben von allen so behandelt, als wären sie wirklich übermenschliche Wesen: notwendig müssen sie dies endlich selbst wirklich glauben, woraus eine gewisse unvertilgbare Herrscherzuversicht ihnen erwächst, die sie nie verläßt. — Ich und meinesgleichen werden, von Kindheit an und durchs ganze Leben, von allen, wenn auch nicht angesehn, doch behandelt, als wären wir ihresgleichen: wir müssen es danach glauben, und wenn wir uns auch endlich des Unterschieds bewußt werden; so geschieht es doch so spät, unter so ständlichem Widerspruch und so im geheimen, daß wir selten oder nie den Anstand der Superiorität erlangen, der uns geziemt und den Gracian ausdrückt: todos sus dichos y hechos van rebestidos de una singular, transcendental magestad.

251.

Sogar schon der simple Theismus schließt vom Dasein der Welt auf ihr vorheriges Nichtsein, d. h. faßt sie auf als ein Zufälliges, d. h. etwas das ebensowohl nicht sein könnte, sich darstellt, ja wohl gar aufgefaßt werden kann, als etwas, das eigentlich nicht sein sollte.

Nach meiner Philosophie, deren großer Vorzug die völlige Immanenz (im Gegensatz zur Transcendenz) und die gänzliche Abwesenheit alles Mythischen, aller Hypostasen und aller historischen Auffassung der Welt ist; — nach meiner Philosophie ist sie die Erscheinung der Bejahung des Willens zum Leben, die ihren Gegensatz an der Verneinung desselben hat, deren Eintritt die Welt aufhebt.

252.

Ohne Zweifel schließen die meisten auf die Wertlosigkeit meiner Philosophie aus der geringen Beachtung, die sie gefunden. Aber sie könnte nicht verfehlt haben, bei ihrem Erscheinen das größte Aufsehn zu erregen, und dann eines stets zunehmenden Beifalls sich zu erfreuen, wenn es Leute gäbe, welche die Wahrheit suchten: allein die, welche sich heutzutage mit der Philosophie beschäftigen, suchen nichts anderes, als die Professuren derselben: zu diesen aber wäre meine Philosophie ein falscher Weg, da sie keineswegs es darauf abgesehn hat, eine Stütze des lieben Christentums

zu sein, vielmehr diese Rücksicht, als etwas ihren Zwecken Fremdes, ganz unbeachtet läßt. Ach, wie steht sie in diesem Punkt zurück gegen die Hegelei, welche deklariert, mit dem Christentum geradezu identisch und bloß ein etwas anders zugerichtetes Christentum zu sein! und mir vorkommt, wie der Kandidat in „Der gerade Weg ist der beste", welcher deklariert, die Witwe des verstorbenen Pfarrers unbesehens und auf der Stelle heiraten zu wollen. —

Gebt doch den armen Jungen ein Stück Brot, daß sie nicht die Philosophie mit ihren Tagelöhnerbemühungen beschmutzen! Geht es doch her, als lebten wir im ersten und nicht im letzten Jahrhundert des Christentums. Aber ihr Kathederhelden, ihr Philosophen des flüchtigen Tags und der bethörten Menge, übergeht ihr mich nur mit Stillschweigen! Die Nachwelt wird mich nicht mit Stillschweigen übergehn. Wenn euere niedrigen Verabredungen ausgestorben und euer heuchlerischer Wechselgesang verstummt sein wird; — dann wird ein ganz anderer Maßstab des Bedeutenden und Unbedeutenden angelegt werden, als am heutigen armseligen Tage. Freilich ist die Hauptursache der Vernachlässigung meiner Lehre, daß gerade zu meiner Zeit an die Stelle der Philosophie und des Denkens eine verfinsternde protestantisch-jesuitische, auf Verdummung der Köpfe angelegte offizielle Afterweisheit gesetzt wurde, — jene beispiellose Niederträchtigkeit der Hegelei.

253.

I stood among them but not of them.

254.

In meiner Jugend machte die Vernachlässigung, die ich in der Gesellschaft erfuhr, und der Vorzug, den man den Alltäglichen, Platten, Dürftigen, vor mir gab, mich an mir selber irre: bis ich, 26 Jahr alt, den Helvetius las und nun begriff, daß die Homogeneität jene vereinigte und die Heterogeneität mich ausschied, daß der Platte und Niedrige dem Platten und Niedrigen angemessen und die Ueberlegenheit verhaßt war. Dasselbe ist mir in der philosophischen Litteratur begegnet, und die Lösung des Phänomens ist im wesentlichen genau dieselbe, wie ich dies mit jedem Jahr deutlicher einsehe. Hier wie dort ist das Ver-

kehrte, Schlechte, Platte, Absurde den gemeinen Köpfen angemessen und homogen: das Echte, Vorzügliche, Ungemeine kann gerade als solches bei ihnen keinen Beifall finden, ist ihnen ganz heterogen, dazu ist die Ueberlegenheit verhaßt und gefürchtet: Helvetius: Il n'y a que l'esprit qui sente l'esprit; mais les gens ordinaires ont un instinct prompt et sûr, pour connaître et pour fuir les gens d'esprit; Chamfort: La sottise ne serait pas tout-a-fait la sottise, si elle ne craignait pas l'esprit (Vol. IV, p. 58); und Lichtenberg: Es gibt Leute, denen ein Mann von Kopf verhaßter ist als der deklarierteste Schurke (sic fere): also „fliehen, — fürchten und hassen", — Das sind die Empfindungen, die bei ihnen der Geist hervorruft.

Daß ich in beiden Fällen auf einige Zeit an mir selber irre wurde, lag daran, daß ich von der Größe der Erbärmlichkeit der Menschen keinen Begriff hatte, noch haben konnte, denn a priori war er mir nicht gegeben und a posteriori konnte er erst durch die Erfahrung kommen, welche eben die ist, die ich hier ausspreche.

In beiden Fällen erhielt ich dann und wann einen Trost durch das große Lob, ja die Verehrung Einzelner, welche gegen die allgemeine Vernachlässigung desto greller hervortrat. Dies trug bei, mich zu orientieren.

255.

Philosophieprofessoren reden mit Hochachtung von Menschen und Büchern, die offenbar keine verdienen; weil sie der Reciprocität dieser Euphemie gar sehr bedürfen: — ich aber nicht! werde daher alles bei seinem Namen nennen.

256.

Alle die Tage, deren vorhergegangene Nacht ich nicht recht ausgeschlafen, sind aus meinem Leben zu streichen; denn da war ich nicht Ich.

257.

Ich bin entschlossen den feilen Philosophastern, welche den Regierungen nach dem Maule philosophieren, den Markt zu verderben und den Kredit zu entziehn.

258.

Der Beifall des heutigen philosophischen Publikums kann für mich keinen Wert haben: denn dasselbe hat gezeigt, daß es für das Echte, das wirklich Gute, das tief Gedachte, gar keinen Sinn hat, daß ihm hingegen das Schlechte, das Gedunsene, auf bloßen Schein Berechnete, ja das ganz Unsinnige, Hegels Geschreibe, wichtig vorkommt und gefällt. Wie sollte mich der Beifall desselben je freuen können? — Er muß mir sein, ich gebrauche Hagedorns Worte:

„Wie wenn mich ein Jude grüßt
Und mir eine Hure lächelt."

259.

Das deutsche Vaterland hat an mir keinen Patrioten erzogen.

260.

Parabolisches.

Die Kätzchen spielen mit Papierkügelchen, die man ihnen zuwirft, lassen sie rollen, springen danach, setzen sie mit ihren Pfötchen in Bewegung u. s. w.; weil sie sie für etwas ihnen selbst Aehnliches, für ein Lebendiges, halten. Aber, wenn das Kätzchen herangewachsen ist, da verschwindet die Täuschung, es spielt nicht mehr mit den Kügelchen, weil es weiß, daß sie nicht seinesgleichen sind: es läßt sie liegen. — Wer dies Gleichnis nicht versteht, gehe damit zum Timon von Athen.

261.

Ich habe den Schleier der Wahrheit weiter gelüftet, als irgend ein Sterblicher vor mir. — Aber den will ich sehn, der sich rühmen kann, eine elendere Zeitgenossenschaft gehabt zu haben, als ich.

262.

Meine Zeitgenossen haben, durch die gänzliche Vernachlässigung und Nichtbeachtung meiner Leistungen und derweiliges Celebrieren des Mediokren und Schlechten, alles mögliche gethan, mich an mir selbst irre zu machen. Glücklicherweise ist es ihnen nicht gelungen: sonst würde ich zu arbeiten aufgehört haben, wie ich hätte müssen, wenn ich durch meine Arbeiten zugleich meinen Unterhalt zu erwerben gehabt hätte.

263.

Unter den Lumpen da soll man bescheiden sein und sich stellen, als hielte man sich auch für einen Lump. Das wäre ihnen eben recht. Aber! quos ego —

264.

Die Deutschen zu loben? — Dazu würde mehr Vaterlandsliebe erfordert, als man nach dem Lose, welches mir geworden, billigerweise von mir verlangen kann.

265.

Alle vom Staat irgend abhängigen Gelehrten in Europa sind heimlich verschworen zu Gunsten des Theismus, d. h. sie unterdrücken sorgfältig jede Wahrheit, die dem Theismus ungünstig wäre, und zwar mit der Angst und Sorgfalt, die das schlechte Gewissen gibt. Wegen Ermangelung dieser Bestrebung, wie auch der schuldigen Schonung jenes nichtswürdigen Treibens, und des Respekts vor Strohköpfen, können mir vom Staat keine Ehrenbezeigungen zu teil werden. Denn

„Sie thäten gern große Männer verehren,
Wenn solche nur auch zugleich Lumpe wären."

G.

266.

Mich haben die Unterrichtsministerien nicht brauchen können: und ich danke dem Himmel, daß ich kein solcher bin, den sie brauchen könnten. Sie können eigentlich nur solche brauchen, die sich brauchen lassen.

267.

Die Herren möchten gern, daß ich mit ihnen viel Umstände machte; bin's aber nicht gesonnen: denn ich habe vor ihnen nicht mehr Respekt, als sie verdienen.

268.

Meine Philosophie ist, innerhalb der Schranken der menschlichen Erkenntnis überhaupt, die wirkliche Lösung des Rätsels der Welt. In diesem Sinne kann sie eine Offenbarung heißen. Inspiriert ist solche vom Geiste

der Wahrheit: sogar sind im vierten Buche einige Paragraphen, die man als vom heiligen Geiste eingegeben ansehn könnte.

269.

Ich muß es aufrichtig gestehn: der Anblick jedes Tiers erfreut mich unmittelbar, und mir geht dabei das Herz auf; am meisten der der Hunde und sodann der aller freien Tiere, der Vögel, der Insekten, und was es sei. Hingegen erregt der Anblick der Menschen fast immer meinen entschiedenen Widerwillen: denn er bietet durchgängig und mit seltenen Ausnahmen, die widerwärtigsten Verzerrungen dar, in jeder Art und Hinsicht, physische Häßlichkeit, den moralischen Ausdruck niedriger Leidenschaften und verächtlichen Strebens, Zeichen von Narrheiten und intellektueller Verkehrtheiten und Dummheiten jeder Art und Größe, endlich auch das Schmutzige, infolge ekelhafter Gewohnheiten: darum wende ich mich davon ab und fliehe zur vegetabilischen Natur, erfreut, wenn mir Tiere begegnen. Sagt, was ihr wollt! der Wille auf der obersten Staffel seiner Objektivation gewährt keinen schönen Anblick, sondern einen widerwärtigen. Ist doch schon die weiße Gesichtsfarbe widernatürlich und die Bedeckung des ganzen Leibes mit Kleidern, eine traurige Notwendigkeit des Nordens, eine Verunstaltung.

270.

Daß in euern Ohren die Wahrheit befremdend klingt, ist schlimm genug, aber darf mir nicht zur Richtschnur dienen.

271.

„Aber die Juden sind das auserwählte Volk Gottes.“ — Mag sein; aber der Geschmack ist verschieden: mein auserwähltes Volk sind sie nicht. Quid multa? Die Juden sind das auserwählte Volk ihres Gottes, und er ist der auserwählte Gott seines Volkes: und das geht weiter niemanden etwas an.

272.

Das Schicksal meiner Philosophie und das der Goetheschen Farbenlehre beweisen, was für ein schnöder und nichtswürdiger Geist in der deutschen Gelehrtenrepublik herrschend ist.

273.

Ein Teil des Publikums wird bemerkt haben, wie die Professoren der Philosophie und ihre Vettern mit Kot und Steinen nach mir werfen und dabei von so schwachem Verstande sind, nicht vorherzusehn, daß beides auf ihr eignes Haupt zurückfällt. Ich meinesteils sehe dem zu, wie einer, der im Aerostat hoch schwebend, teleskopisch die Bemühungen der Gassenbuben wahrnimmt, welche sich die Arme ausrenken, mit Steinen nach ihm zu werfen; und das Publikum seinerseits wird schon merken, daß die Absicht ist, ihm das Gute aus den Händen und das Schlechte in die Hände zu spielen.

274.

Ich bitte die Herren Professoren sich nicht weiter zu bemühen: ich sage selbst es gerade heraus, so sehr es sie wundern mag, daß ich nicht meinen Beruf darin erkenne, unter der Firma der Philosophie Judenmythologie zu lehren.

Und wenn man auch noch hundert Jahre lang dieselben Histörchen vorerzählte; würdet ihr dadurch einen Schritt weiter gebracht?

275.

Die Gemeinheit ist der Leim, der die Menschen zusammenkleistert. Wem es daran gebricht, der fällt ab. Als ich, in jungen Jahren, dies zuerst an mir erfahren mußte, wußte ich nicht, woran es mir gebrach.

276.

Daß in kurzem die Würmer meinen Leib zernagen werden, ist ein Gedanke, den ich ertragen kann, — aber die Philosophieprofessoren meine Philosophie! — dabei schaudert's mich.

277.

In allen Dingen ist zu allen Zeiten von Einzelnen die Wahrheit gefühlt worden und hat in vereinzelten Aussprüchen ihren Ausdruck gefunden, bis sie von mir im Zusammenhang erfaßt wurde.

Lebensabriß.

1813 von Schopenhauer anläßlich seiner Bewerbung um die Doktorwürde verfaßt.

Ich füge eine kurze Nachricht von meinem Lebens- und Studiengange bei. Ich bin nicht so glücklich gewesen, von frühester Jugend auf in die Sprachen der Alten, die zur Höhe der Wissenschaften hauptsächlich den Weg bahnen, eingeweiht zu werden. In Danzig geboren bin ich nämlich lange Zeit zu ganz anderem als zur gelehrten Laufbahn bestimmt gewesen und habe meine Knabenzeit in verschiedenen Ländern Europas verbracht, wobei ich eine liberale Erziehung genoß; durch den bunten Wechsel der mir dargebotenen Dinge und Gegenden jedoch ebensowohl zerstreut als belehrt wurde. So geschah es, daß ich das Alter von Mannbarkeit schon erreicht hatte, als mein angeborener Hang zu den Wissenschaften, obwohl sich derselbe von meiner Kindheit an ziemlich deutlich bemerkbar gemacht hatte, stark genug geworden war, mich zu bestimmen, meine frühere Laufbahn und Beschäftigung zu verlassen und mich gänzlich solchen Arbeiten hinzugeben, die den Kopf zur gelehrten Thätigkeit vorbereiten, besonders den alten Sprachen.

Von da an aber habe ich durch mehrjährige äußerste Anspannung meiner Kräfte, durch unausgesetzten Fleiß und indem ich nicht mit dem Gelde zur Beschaffung der dem vorgesetzten Zweck dienlichen Mittel, wohl aber mit der Zeit geizte, die Versäumnis des vergangenen Lebens wieder gut gemacht und ausgeglichen. Und zwar brachte ich es dahin, daß ich, sowohl in den alten Sprachen als in den übrigen zur akademischen Vorbildung gehörigen Kenntnissen den übrigen zur Universität abgehenden Jünglingen in jeder Hinsicht gleichstehend — obschon wegen der erwähnten Verspätung in reiferem Alter, als heutzutage üblich ist; nämlich

mit fast erreichtem 22. Lebensjahre — die Georgia Augusta beziehen konnte. Dort lag ich zwei Jahre lang dem Studium der Philosophie ob; anfangs zwar hatte ich mich als Mediziner einschreiben lassen, ohne jedoch andere als solche Vorlesungen, die auch dem Philosophen nützlich sind, zu hören, wie ich denn auch später nicht nur philosophische Kollegien engeren Sinnes, sondern auch historische, vor allem aber solche über die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft besuchte. Hierauf ging ich nach Berlin, wo ich die nämlichen Studien fortsetzte, die daselbst lesenden berühmten Philosophen hörte, nochmals den ganzen Cyklus der naturwissenschaftlichen Vorlesungen und außerdem die philologischen des berühmten Wolf durchmachte. Auch dort habe ich unter Einrechnung des unterbrochenen laufenden Semesters zwei Jahre lang studiert.

Sollte ich so glücklich sein, mit meiner Dissertation die Zufriedenheit einer hochansehnlichen Fakultät zu erlangen, so werde ich alsbald für deren Druck sorgen, weshalb ich mir erlaube, eine Bitte hinzuzufügen. Da mir philosophisch gebildete Freunde hier gänzlich fehlen, so konnte ich die Abhandlung keinem mitteilen und hat deshalb noch niemand dieselbe gesehen. Unsere menschliche Schwachheit ist aber so groß, daß wir nicht einmal dessen, was wir vor Augen haben, wenn es nicht durch fremde Zustimmung bekräftigt wird, vollkommen gewiß sein können; noch viel weniger also darf man sich auf sein eigenes Urteil in Sachen der Philosophie verlassen, rücksichtlich deren ohne Zweifel viele behaupten, daß deren Wahrheiten von einer solchen Gewißheit am weitesten entfernt sind. Deshalb richte ich an die ebenso gelehrten als scharfsinnigen Philosophen Ihrer Fakultät die dringende Bitte: sie mögen, falls meine Abhandlung zwar im allgemeinen ihren Beifall hat, einzelnes aber nicht recht der Wahrheit entsprechend und nicht hinlänglich klar oder zu weitläuftig oder schon anderwärts auf ähnliche Weise gesagt zu sein scheint, mich dieses wissen und mir dieserhalb nicht die geringste Schonung angedeihen lassen. Auch erbitte ich, mir nicht zu verschweigen, wenn Ihnen etwas darin irgendwie als gehässig erscheinen sollte, wie ich dieses z. B. von den oben auf dem Titel geschriebenen Worten Senecas befürchte, obwohl dieselben dem Geiste, in dem die Dissertation geschrieben ist, vortrefflich entsprechen; denn sie läßt mehrfach gehässige Deutung zu und nur denen,

die bereits im unerschütterlichen Ansehen stehen, ist es gestattet, „die böswillige Menge zu verachten". Auch die Vorrede dürfte vielleicht nicht ernst genug zu sein scheinen. Hauptsächlich aber wünschte ich zu erfahren, ob meine Kritik des Kantischen Beweises des Kausalitätsgesetzes Vorgänger hat: ich wenigstens habe diese Streitfrage nirgends angeregt gefunden, ausgenommen daß Herder in der „Metakritik" die Materie berührt, aber wie die meisten auf das oberflächlichste. Ueberdies wimmelt das Buch von zahllosen Fehlern und beweist überhaupt nichts, als daß Herder den großen Philosophen durchaus nicht verstanden hat, so daß es Sache der wenigsten ist, unter so vielen falschen Einwürfen den einen richtigen herauszufinden, zumal auch dieser auf keine soliden Gründe gestützt ist. Aber nur den kleinsten Teil von der Masse der über Kants Philosophie erschienenen Bücher hatte ich Gelegenheit und Muße durchzugehen, zumal hier, wo mir keine Bücher zur Hand sind. Darum ersuche ich die so gründlich unterrichteten philosophischen Mitglieder der Fakultät um gütige Auskunft in diesem Betreff, welcher Bitte ich die Worte beifüge, falls sich die hier unten aufgeführten Bücher in Ihrer öffentlichen oder einer Privatbibliothek vorfinden sollten, mir die Freundlichkeit zu erzeigen, dieselben auf wenige Tage nur, jedoch so bald als möglich, mir leihen und hersenden zu wollen, für welche Gefälligkeit ich Ihnen mich sehr verbunden fühlen werde.

Ihnen, hochgeehrter Herr Dekan, sowie einer hochansehnlichen philosophischen Fakultät mich empfehlend, bitte ich den Allmächtigen, Sie allezeit gesund und wohl zu erhalten und mit Glücksgütern zu segnen. Euer Hochwohlgeboren gehorsamster Artur Schopenhauer aus Danzig.

Vitae curriculum

Arthurii Schopenhaueri, Phil: Doct:

Naturam expelles furca, tamen usque recurret.

1819.

Mihi jam vitae cursum narraturo, multo plura occurrunt referenda quam alias solitum esse ejusmodi vitarum curriculorum scriptoribus existimo. Hoc inde repetendum, quod vitae conditionem, qua utor, studiaque, quae persequor mihi non, sicut plerisque, fors objecerit, seu aliorum prudentia indigitaverit; sed propria electio sola mihi dederit: via autem, eo quo sum, perveniendi, non modo non munita et strata, sed praepedita, obstructa, quin etiam ab initio ignorata mihi erat.

Gedano oriundus, anno MDCCLXXXVIII, Februarii die XXII, in lucem editus sum, patre Henrico Florisio, matre Johanna Henrica Trosienera, adhuc superstite, etiam scriptis compluribus evulgatis satis nota. Parum tamen abfuit, quin Anglus fierem: mater enim, jam imminente partu, ex Anglia Gedanum revecta est. — Pater autem, optimus ille, negotiator fuit opulentior, etiam Regi Poloniae a consiliis aulicis, licet se ita appellari nunquam passus sit. Erat vir acerrimus, idem vero integerrimus, probissimus et incorruptissimae fidei, insigni insuper in re mercatoria perspicacitate praeditus. Quantum huic viro acceptum referam, verbis exprimere vix possum. Quanquam enim via, qua ille me ducere destinaverat, licet optima ei visa, meo tamen ingenio apta non fuit; nihilominus quod mature bonis artibus imbutus fui, deinde autem libertas, otium, subsidiaque omnia ad ea studia, quibus unice natus fueram, persequenda, ingeniumque doctrinis excolendum praesto mihi fuerunt, quod denique etiam postea, maturiore jam aetate, absque labore meo ea mihi suppetierunt commoda, quibus

paucissimi meae conditionis et indolis gavisi sunt, scilicet liberrimum otium et curarum omnium perfecta vacuitas, per quae mihi licuit, multos deinceps annos studiis a quaestu alienissimis et investigationibus, meditationibusque abstrusioribus unice impendere, postremo, quae investigaveram et excogitaveram, nulla re distracto vel perturbato scriptis mandare; hoc omne illi viro unice debeo:

„Nam Caesar nullus nobis haec otia fecit.“ —

Illius igitur optimi patris plane ineffabilia in me merita atque beneficia, gratissimo animo, quoad vivam, semper recordabor, ejusque memoriam sanctissime colam.

Quum Anno MDCCLXXXXIII Borussorum Rex, jam feliciter regnantis augustissimus pater, urbem Gedanum in suam potestatem redigeret; pater meus, libertatis simul et patriae amantissimus, antiquae Reipublicae casum spectare non sustinuit. Paucis igitur antequam urbem occuparet Borussorum exercitus horis, ille cum conjuge et filio excessit, noctemque in villa sua commoratus, sequenti die, festinato itinere, Hamburgum perrexit. Sed non nisi magno dispendio suo ex urbis clade se solum cum suis redemit: non modo enim loci commutatio mercatori res est damnosissima, item venditio bonorum, infausto temporis momento, detrimentosa; sed insuper fortunarum omnium decima pars in fiscum solvenda ei fuit: quod autem quum fecisset, ab omni cum urbe nexu liber atque solutus declaratus est. — Hoc pacto ego quidem tenerrima adhuc aetate (quintum agebam annum), extorris sum factus patria. Neque deinde unquam patriam novam sum nactus. Licet enim pater ab eo inde tempore ad finem vitae usque domicilium Hamburgi haberet et mercaturam ibi exerceret; civium tamen numero adscribi nunquam voluit: imo jure extraneorum ibi obtinente, usus, semper peregrinus habitus est. — De me autem, unico tum filio et herede (unica soror decem post me annis nata est) hoc constituerat, ut negotiator fierem egregius idemque homo urbanissimus et politissimus. Quem in finem ante omnia necessarium esse existimabat, ut ego Franco-Gallicam linguam percallerem. Itaque quum anno MDCCLXXXXVII ille, animi causa, iter in Galliam et Angliam susciperet, me, decimum

agentem annum, et eousque in ludo privato usitatis studiis incumbentem, secum tulit. Lutetia Parisiorum visa, Portum Gratiae (Havre de Grâce) me duxit, ubi apud negotiatorem quendam, amicitia sibi conjunctum, me reliquit, ut, si fieri posset, plane Franco-Gallus evaderem. — Negotiator ille, vir bonus, aequus, mitis, plane pro altero filio me habuit, unaque cum suo ipsius filio, aetate mihi aequali, me educandum curavit. Nos igitur a privatis magistris, nos adeuntibus, instituebamur omnibus bonis artibus ei aetatulae convenientibus, ita ut equidem, praeter Gallicam linguam, multa alia utiliaque ibi discerem; nec non Latinae linguae rudimenta aliqua tradebantur, haec vero dicis causa tantum omninoque in eum modo finem, ne plane obstupescerem, si quando Latinum mihi occurreret vocabulum.

In illo igitur amoenissimo oppido, Sequanae ostio, litorique maris imminente, longe jucundissimam pueritiae partem transegi. Plus biennio ibi commoratus, deinde solus nave Hamburgum revectus sum, quum duodecimum nondum explevissem annum. Mirum in modum laetabatur bonus pater, quum me, proinde quasi Franco-Gallus essem, garrientem audiret. Vernaculam autem adeo dedidiceram, ut, quae mihi dicebantur, non nisi maxima difficultate intelligerem.

Jam autem Hamburgi in ludum ventitabam privatum, ubi plurimi procerum et ditiorum Hamburgensium filii educabantur. Ejus quidem ludi magister Rungius erat, Philosophiae Doctor, etiam libelli cujusdam de re paedagogica scriptor. Hujus igitur optimi viri aliorumque ibi docentium institutione usus, quaecunque et negotiatori prodesse et ingenuum hominem decere censentur, diligenter discebam. Latinae autem linguae, per totam hebdomadem, non nisi una impendebatur hora, et haec quoque dicis causa et perfunctorie. Per quatuor fere annos ea institutione usus sum. Sed multo ante hujus temporis finem magna me invasit propensio, litteris operam meam navandi, precibusque obnixis adibam patrem, ut hac in re morem mihi gerere, neque mercatorem me efficere vellet. Ab hoc autem consilio ille quam maxime abhorrebat, neque exorari se patiebatur, meae scilicet utilitati, suo judicio, unice prospiciens. Quum autem ego, nullis repulsis absterritus aut defati-

gatus, iisdem semper precibus aures ejus obtunderem, etiam magister ille meus testificaretur, alias me, majoresque, quam quae mercatori ex usu essent, ingenii dotes habere; tandem firmissimus patris animus eousque fractus, certe labefactatus est, ut jam, licet invitus, assentiretur, deque tradendo me Gymnasio edocendum sermones jactaret. Quum huic optimo patri salus mea inprimis cordi esset, simul vero in mente ejus idearum consociatio notionem litterarum cum notione egestatis firmissimo nodo colligavisset; curandum sibi, ante omnia, censuit, ut imminenti huic periculo mature praecaveret. Quamobrem Canonicum Hamburgensem me facere cepit consilium, hujusque rei conditiones agitare ingressus est. Quum autem de pretio pro ea re solvendo, magno sane illo, non statim conveniret; hoc toti consilio de mutanda studiorum meorum ratione, moram intulit. Per hanc autem moram pater spem resumit, efficiendi, ut ego sententia desisterem. Quod quidem ne per vim efficeret, prohibebat summa illa libertatis uniuscujusque ei insita reverentia. At dolo me tentare non dubitavit. Rerum visendarum me sciebat appetentissimum, item me jam diu vehementissimo desiderio teneri, revisendi Portum Gratiae suavissimosque ibi degentes amicos. Ergo declaravit mihi, se proximo vere diuturnam per magnam Europae partem peregrinationem, una cum uxore, animi causa, esse suscepturum, nec non me quoque posse participem fore pulcherrimi hujus itineris, in quo etiam revisendi Portus Gratiae copia mihi futura esset; si modo polliceri sibi vellem, me postea nulli rei, nisi mercaturae operam esse daturum: sin autem in sententia litteris studendi perstarem, Hamburgi mihi, ut Latinum discerem sermonem, fore manendum: jam optionem penes me esse. — His sollicitationibus juvenilis animus non restitit: deliberatione habita, quae poposcerat promisi. Itaque vere anni MDCCCIII, quum ego decimum sextum ingressus eram annum, Hamburgo una cum parentibus, profectus sum. Batavia primum visa, e Gallia in Angliam trajecimus. Postquam Londini sesquimensem commorati eramus, parentes in interiorem Angliam, Scotiamque iter continuaverunt, ego autem apud ecclesiasticum quendam, prope Londinum habitantem relictus sum, ut Anglicam linguam perdiscerem, quod probe feci, tribus

ibi peractus mensibus. Postea reversis Londinum parentibus iterum me adjunxi et altero sesquimensi ibi consumto, denuo in Bataviam transmisimus, unde, per Belgium Lutetiam Parisiorum nos contulimus, ubi hiemis maximam partem commorati sumus: tum etiam Portum Gratiae equidem revisi. Deinde Burdegalam, Montem Pessulanum, Nemausum, Massiliam, Telonem Martium, Stoechadesque insulas visum ivimus, tum, etiam Lugduno viso, Helvetiam intravimus, qua tota peragrata, Vindobonam adivimus, unde Dresdam, Berolinum, denique Gedanum usque perreximus. Etiam pristina patria igitur revisa, primis, anni MDCCCV diebus, post duorum fere annorum absentiam, Hamburgum reduces sumus facti. —

Manifestum quidem est, mihi, per illam tam diuturnam peregrinationem, duos juventutis annos, qui alias disciplinis linguisque veterum addiscendis impendi solent, hac utilitate plane vacuos praeterlapsos esse: attamen etiamnunc dubito, annon ex illa peregrinatione fructus aliquis in me redundaverit, amissam illam utilitatem plene compensans, quinimo superans. Illis enim primae pubertatis annis, quibus humanus animus tum omnimodis impressionibus vel maxime patet, tum rerum percipiendarum atque intelligendarum maxime cupidus et curiosus est, mens mea non, uti fieri solet, verbis atque historiis, de rebus, quarum omnino nullam veram adaequatamque cognitionem jam habere posset, implebatur, neque illo pacto prima mentis acies obtundebatur, defatigabaturque; sed, in vicem istorum, animus, intellectusque meus obtutu rerum nutriebatur, vereque erudiebatur, et proinde, quae qualesque res essent, prius didicit, quam de conversionibus, rationibusque earum inter se traditiones acciperet: ad summam, equidem gaudeo, me, illa via progressum, mature adsuevisse, in vocabulis minime acquiescere, sed visionem, inspectionemque rerum et cognitionem, quae intuitu generatur, longe anteferre sonantibus verbis: quo quidem pacto mihi cautum fuit, ne unquam postea verba pro rebus mihi esse possent. Quamobrem istius peregrinationis jam nullo modo me poenitet. At multo perniciosior, vereque deploranda tum me manebat clades. Hamburgum enim mihi reduci promissis standum fuit et sine tergiversatione mercaturae

opera impendenda. Celeberrimo igitur negotiatori, eidemque Reipublicae Senatori in disciplinam traditus sum. Verum enim vero me pejor nullus unquam inventus est mercatorius scriba. Toto pectore istam rem aversabar, semperque aliis rebus intentus officia negligebam, neque alii rei quotidie studebam, nisi quomodo temporis aliquid lucrarer, quod domi librorum lectioni impenderem, aut quo saltem cogitationibus imaginationibusque meis animum pascere possem: quin etiam in ipso conclavi scriptioni mercatoriae destinato semper equidem occultos habebam libros, quibus, simul atque incustoditus essem, me delectarem. Quumque celeberrimus ille Metoposcopus et Craniologiae magister, Gallius, Hamburgi praelectiones haberet, ego, ut sedulo iis interesse possem, negotiatorem meum, per dolos fraudesque, illis horis quotidie frustratus sum. Praeter has virtutes meas, contumacem me aliisque molestum reddebat profunda animi tristitia, partim ex eo nata, quod in vicem continuarum animi delectationum, quibus diuturna peregrinatio me adsueverat, jam odiosa mihi occupatio et pessima cesserat servitus, partim ex eo, quod magis magisque intelligebam, me vitam deviam esse secutum, quem autem errorem adhuc corrigi posse, ego plane desperabam. Quibus malis meis mox supervenit adhuc funestissimus casus: pater optimus carissimusque subito, fortuito, cruento mortis genere repente abreptus est. Ex hoc luctu moestitia mea jam adeo crevit, ut a vera melancholia parum abesset. Quamvis jam quasi mei juris essem, neque mater ulla in re mihi obstaret; tamen officio apud negotiatorem fungi perrexi: partim quia nimia tristitia vigorem animi infregerat, partim quia religioni habebam, post patris mortem, statim decreta ejus rescindere, postremo quia jam aetate provectiorem me esse existimebam, quam ut veterum linguas addiscere adhuc possem. Parum enim ego suspicabar, Fortunam tum non aliter agere mecum, atque quondam cum Tarquinio Sibylla. Duos ferme annos apud illum negotiatorem consumsi, quos absque ullo fructu plane perdidi. Tandem, sub hujus temporis finem, quum ego, intolerabili animi aegritudine cruciatus, in epistolis, ad matrem, Vinariae jam degentem, scriptis, lamentabiles effunderem querelas, de amisso totius aevi fructu, de irreparabili

damno virium et juventutis futili negotio in cassum impensarum, denique de adultiore jam aetate, quam ut novam rationem, relicta priori, adhuc inire possem; factum est ut celeberrimus Fernowius, magni sane ingenii vir, idemque matri tum familiarissimus, istas epistolas introspiceret, iisque moveretur, ut mihi, quamvis ceterum sibi ignoto, litteras scriberet, quibus mihi planum facit, temporis, quam hucusque feceram, jacturam reparabilem adhuc esse, eamque rem probavit, propositis et sui ipsius et aliorum, eorundemque maximorum in litteris virorum exemplis, qui admodum sero ad litterarum studia accessissent, denique auctor mihi exstitit, ut, relictis rebus omnibus, ad veterum linguarum studia me conferrem. Qua epistola perlecta, ego vim profudi lacrimarum, illicoque mihi, licet alias ad quascunque electiones tardissimo, stetit sententia. Nuntio igitur negotiatori remisso, statim Vinariam profectus sum: quod quidem fuit initio anni MDCCCVII, quum aetatis annum duodevicesimum modo explevissem. — Inde, sine mora, Fernowio auctore, Gotham me contuli, Gymnasiique celeberrimi ibi florentis, discipulus sum factus. Nullis ego tamen, nisi iis scholis, quae in vernacula habebantur, interesse poteram, ob absolutam veterum linguarum ignorantiam. Celeberrimus autem Doeringius, Gymnasii Director, duas quotidie mecum habebat scholas privatissimas, quibus Latinae linguae rudimenta me docebat: tanta enim mea erat hujus linguae ignorantia, ut etiam verborum et nominum declinationes addiscendae mihi essent. Mox autem incredibilibus profectibus meis factum est, ut Doeringius optima quaeque, quin etiam gloriosissima in futurum mihi auguraretur vaticinareturque: quare equidem, ex illa tristitia et desponsione paulatim emersus, animum errexi in spem laetiorem, et summa alacritate viriumque intentione fini mihi proposito allaboravi. Sed ecce nova clades! Nondum ego didiceram, periculosis abstinere salibus: quae res ibi me pessum dedit. Schultzius quidam, Gymnasii illius Professor, quem ego ne me videre quidem unquam memini, in diurnis publicis dicta quaedam acerbiora jactaverat in selectam Gymnasii classem, cui etiam ego (scilicet quoad scholas Germanice habendas) adscriptus eram: istius igitur publice dicta equidem,

inter coenam, facetiis quibusdam insectatus sum. Quae autem temeritas, ei perlata, eum habuit effectum, ut Doeringius privatissimas scholas mihi renuntiaret, simul tamen affirmans, se in me docendo singularem percepisse delectationem, sed fidem, quam dederat, servandam sibi esse; etiam me invitavit ut, alius cujuspiam privatissimis scholis usus, in Gymnasio permanerem. Quod tamen nolui: relicto igitur, post semestre spatium, Gymnasio Gothano, Vinariam me contuli, ubi celeberrimus Passowius, jam Academiae Vratislaviensis Professor, privatissimas mihi impertiebat scholas de Latina, mox etiam de Graeca lingua. Deinde autem solas Graecas scholas mecum habendas sibi reservavit, Latinum autem sermonem privatissimis scholis me docebat cel: Lentzius, Gymnasii Vinariensis Director, vir cui latine loquendo vix ullus potest esse superior. Utrisque igitur viris, optime de me meritis, maximas gratias habeo. Ego autem, siti quadam discendi instinctus, indefatigabili assiduitate, summoque studio et labore, enixe, imo anxie allaboravi, ut praeteriti aevi damna resarcirem et tot annorum amissum fructum sera diligentia compensarem. Minime pecuniae ad quaelibet subsidia mihi comparanda, sed otii mire parcus, adeo sedulus, quotidie, per omnes diei horas, ad mediam usque noctem, libris chartisque incumbebam, velut qui pro victu quotidiano, aegre comparando, desudaret. Neque in matris aedibus habitabam, sed in eadem cum Passowio domo, ita ut magistrum semper ad manum haberem. Studiorum pars longe praecipua veterum erant linguae: insuper, sola librorum ope, etiam Mathesin et Historiam excolebam, quarum elementis jam antea imbutus fueram.

His studiis occupatus duos annos Vinariae degi, quibus exactis, magistri affirmaverunt, me jam Academiae maturum esse, vereque ego profiteri possum, licet alicui mirum videatur, tum temporis omnia ex priori negligentia damna, intra duos annos cum dimidio, plene reparata mi fuisse. Cujus rei laetissimum mihi documentum equidem postea ex eo sumsi, quod, quum in Academia versabar, oblata occasione, saepius comperi, me, in veterum linguarum cognitione, aliis litterarum studiosis non modo parem esse, sed longe plurimis,

etiam iis nonnunquam, qui philologiae operam dabant, antecellere: quae quidem res, ex parte saltem, inde repetenda est, quod ego, maxima ex parte αυτοδιδακτος, multa plura veterum scriptorum perlegeram, quam illi potuerant, qui in Gymnasiis eruditi fuerant, ubi scilicet omnes una, gregatim et pedetentim progrediuntur. Assiduam autem illam Graecorum et Latinorum scriptorum lectionem equidem postea quoque, per omnes quos in Academia egi annos, religiose continuavi, duabus quotidie horis ei rei dicatis. Qua ex re haec imprimis commoda mihi orta sunt: primum magis magisque initiabar antiquitati, ejusque indolem intellexi et prestantiam agnovi, quae quidem tum demum maxime mihi se aperuit, quum hoc jam occidente anno, mihi contingeret, in Italia, sanctissima et pulcherrima antiquitatis monumenta coram spectare, quin etiam ex minimis augustioris aevi reliquiis afflatum indolis ejus percipere: — deinde (quod coeperam), jugi illa veterum scriptorum, imprimis philosophorum Graecorum, lectione, etiam compositio mea Germanica, sive stilus, magnopere adjutus, emendatus, correctus est: denique constans illa lectio prohibuit, ne illa tam celeriter mihi acquisita veterum linguarum cognitio etiam pari celeritate mihi elaberetur, quinimo ea tam altas in animo egit radices, ut ne nunc quidem obsoleverit, postquam tam multa et varia studia intercesserunt, etiam nuper diuturnus Italicae linguae usus, quo nihil potest locutioni scriptionique Latinae perniciosius esse, mihi nocuit: in cujus rei fidem omni asseveratione affirmo, me jam haec omnia absque ullius mortalis ope conscribere, neque ea oculis alicujus subjecturum quidem esse, antequam Berolinum mittantur, quoniam, licet sciam, etiam me loquendo labi posse, hoc tamen, si forte accidisset, soli infirmitati humanae et oscitationi, non autem meae ignorantiae adscribendum foret. Totius vero hujus commemorationis venia detur homini, qui, quum undevicesimum ageret annum, vocem „mensa“ declinare didicit: alias enim haec ambitiosa profecto esset, et in re pusilla quidem, venditatio.

Anno MDCCCIX, quum legitimam aetatem implevissem, mater patrimonium mihi tradidit, i. e. bonorum a patre relictorum, quantum adhuc supererat, tertiam

partem, quae quidem pecunia, ut versuram faciendo, secure semper vivere possem, sufficiebat. Tunc igitur Gottingam petii, ubi Medicinae nomen dedi. Sed postquam mei ipsius, simulque philosophiae, levem dumtaxat, cognitionem nactus eram, consilium mutavi et secundo studiorum semestri, relicta medicina, soli jam philosophiae operam dedi. Neque medicinae studium in temporis jacturam mihi cesserat, quoniam nullis adhuc praelectionibus interfueram, nisi iis, quae etiam philosophiae cultori utilia, imo necessaria sunt. Per duos igitur, quos Gottingae degi, annos, eadem, cui jam adsuetus eram, assiduitate in litterarum studia incubui, a quibus commilitonum commercium me abstrahere vel sevocare minime valebat, quia me maturior aetas, uberior experientia et diversissima indoles semper segregabant et solitudine sepiebant, quo factum est, ut, licet scholis diligenter interessem, multum tamen temporis ad librorum lectionem adhuc supererat, quod quidem otium praesertim Platoni et Kantio impendebatur. Per illud biennium igitur interfui praelectionibus G. E. Schulzii Logicis, Metaphysicis et Psychologicis, Thibautium audivi, Mathesin puram docentem; Heerenum, historiam tum antiquam tum recentiorem, tum expeditionum cruciatarum, nec non ethnographiam tradentem: Luedero in historia imperii Germanici adsedi; a Blumenbachio historiam naturalem, mineralogiam, physiologiam et anatomen comparatam accepi; corporis humani anatomen ab Hempelo; Chymicam a Strohmeiero; Physicen et astronomiam physicam a Tobia Maiero; Botanicen a Schradero. Ex quorum praestantissimorum virorum institutionibus maximum me percepisse fructum, grato animo profiteor.

Jam autem auctumno anni MDCCCXI Berolinum migravi: ibi quoque academicorum civium numero adscriptus, clarissimorum virorum, quibus illa litterarum Universitas affluit, institutione ingenium animumque plenius excolere, pro virili parte enixus sum. Audivi igitur Wolfium, tum Graecos Latinosque illustrantem poëtas. tum antiquitates Graecas, tum historiam litteraturae Graecorum tradentem; Schleiermachero historiam philosophiae acceptam refero; Ermannum de Magnetismo et Electricitate publice disserentem maxima

cum animi voluptate audivi; Lichtensteinii diversis de Zoologia recitationibus omnibus per sesquiennium interfui; a Klaprothio Chymicam experimentalem iterum accepi; item Physicen a Fischero, Astronomiam a Bodio, Geognosin a Weissio, Physiologiam generalem ab Horkelo, anatomen cerebri humani a Rosenthalio. Quorum celeberrimorum virorum omnium insignia in me merita gratissimo animo semper recordabor. Etiam Fichtium, philosophiam tradentem suam, diligentissime auscultavi, ut postea justius de ea judicium facere possem: nec non aliquando in eo colloquio, quod cum auditoribus ille habebat, diu cum eo disputavi, quam quidem disceptationem, qui praesentes fuere, fortasse adhuc meminerunt.

Etiam Berolini biennium commoratus fuissem, nisi ultimo, hujus temporis semestri, vere nimirum anni MDCCCXIII, bellici me fugassent tumultus: quae res eo magis deploranda mihi fuit, quod tum maxime ad summos in philosophia honores ab amplissimo philosophorum ordine Universitatis Berolinensis rite petendos me accingebam, quem quidem in finem, postquam celeberrimus mihique semper benevolentissimus Lichtensteinius, quae illius rei conditiones requisitaque ad eam specimina essent, me edocuerat, dissertationem „de principii rationis sufficientis quadruplici fundamento“ conscribere inceperam, et Germanice quidem, ex instituto amplissimi ordinis.

Quum autem ex dubio proelii ad Luetzen pugnati eventu urbi Berolino ipsi timeretur, omnesque, quibus modo licitum erat, fugam capesserent, Francofurtum plurimi aut Vratislaviam; ego autem, optimum ratus, hostibus obviam ire, Dresdam iter direxi, quo, per varios casus et discrimina rerum, duodecimo tandem die perveni. Permanere ibi, jam tum in animo mihi erat: quum autem futura huic urbi pericula animo praesagirem, Vinariam usque processi. Ibi vero matris domo pro deversorio utendum erat, ubi domestica quaedam tam vehementer mihi displicebant, ut, aliud perfugium quaerens, Rudolphipolin secederem, ubi in deversorio publico, quippe quod, tumultuosis temporibus illis, homini omni patria carenti aptissimum et plane proprium videbatur domicilium, reliquum anni transegi.

Ceterum temporibus istis, maxima aegritudo et tristitia meum iterum invaserant animum, praecipue ex eo ortae, quod videbam, vitam meam in ejusmodi incidisse tempora, quae plane alias virtutes requirerent, quam quarum semina mihi inesse sentiebam. In secessu autem meo, Rudolphipoli, equidem tenebar ineffabilibus regionem istarum amoenitatibus, a re militari natura alienissimus, gaudebam, me in illa valle, saltibus undique septa, per omnem istam tam bellicosam aestatem, ne unum quidem militem videre, neque tympana audire. In summa denique solitudine, nulla re distractus aut sevocatus, abstrusissimis studiis et meditationibus sine interruptione vacabam. Libros suppeditabat Bibliotheca Vinariensis. Ibi igitur perfeci dissertationem „de principii rationis sufficientis quadruplici fundamento", ea semper spe, ut rursus copia mihi fieret Berolinum revertendi, ubi ad Doctoris gradum adspirarem. Quum autem hoc minus contingeret, viis, neque per indutias factas, neque per novum eas subsecutum bellum reclusis, Doctoris autem titulus tum maxime ex usu mihi esset; amplissimum ordinem philosophorum Academiae Jenensis, proxime tum mihi sitae, missa cum Latinis litteris dissertatione illa, precibus adivi ut ad summos in philosophia honores me eveheret: quod quidem pro benignitate sua fecit. Ingruente autem hieme, quae in agresti illo et solitario perfugio meo, tunc etiam militibus occupato admodum tristis mihi videbatur, Vinariam reversus sum, ubi totam hiemem degi. Jam autem, in tantarum aegritudinum mearum solatium, res mihi contigit, quam inter laetissimos felicissimosque vitae meae eventus imprimis numero. Ingens nimirum illud seculi nostri Germanicaeque gentis decus, summus Goethius, cujus nomen tempora nulla silebunt, amicitia sua et familiaritate me dignatus est. Hucusque enim vultu tantum notus ei eram, neque me alloqui solebat. Quum autem illam dissertationem meam evolvisset, sponte sua ad me accessit, rogavitque, ut doctrinae suae de coloribus operam dare vellem, pollicitus simul, quibuslibet interpretationibus omnibusque subsidiis ad eam rem facientibus se subventurum mihi esse, ut, per eam hiemem, illud studium crebris inter nos colloquiis materiam suppeditare posset, sive suffragaturus, sive refragaturus forem decretis suis. Paucis post diebus suum

ipsius apparatum et instrumenta ad colorum phaenomena evocanda mihi misit, etiam ipse postea difficiliora experimenta mihi exhibuit, magnopere gavisus, animum meum, nullis praejudicatis opinionibus obcaecatum, veritatem doctrinae ejus agnoscere, cui quidem etiamnum assensus et suffragium a pluribus derogantur, propter causas, quas heic referre non attinet. Quum, per totam illam hiemem, summus vir frequenter me arcesseret, minime intra colorum disquisitiones se continuerunt colloquia, sed de quibuslibet rebus philosophicis sermones contulimus, eosque in multas saepe horas protraximus: qua ex familiaritate ingentem equidem incredibilemque percepi fructum.

Primo autem vere anni MDCCCXIV, pacatis omnibus, Dresdam me contuli, studia mea ulterius prosecuturus, praesertim systema philosophiae, quod jam tum meditabar, conditurus. Maxima in eam rem subsidia mihi praebuerunt inprimis egregia illa Bibliotheca Regia, tum laudatissima Pinacotheca, etiam collectiones signorum antiquorum, tum genuinorum, tum gypso expressorum, rerum denique ad historiam naturalem spectantium praestantissimi apparatus. In illa igitur amoenissima urbe quatuor annos cum dimidio placidissime degi, multifariis litterarum studiis unice intentus, inprimis autem occupatus lectione omnium, quotquot unquam fuere philosophorum, eorum scilicet, qui suas ipsorum meditationes protulerint, non perinde eorum, qui aliena tantum cogitata illustraverint vel recoxerint.

Haec inter studia, anno MDCCCXV, novam colorum theoriam excogitavi. Intellexeram nimirum, Goethium nihil aliud invenisse, nisi rationem, qua colores illi quos physicos nominamus, existant orianturque, minime autem eum generalem colorum theoriam dedisse, quam quidem, neque physicam, neque chymicam, sed mere physiologicam esse debere, manifestum mihi erat. De mea autem colorum theoria, quam tum temporis, litteris mandatam, Goethio misi, per totum annum, epistolis ultro citroque missis, cum eo disputavi: assensum autem ei praebere summus vir semper recusavit; licet ne unam quidem in contrariam partem ratiunculam unquam mihi objecisset; sed ideo tantum, quia theoria mea, sicuti Newtonianae in omnibus, ita Goethio quoque in singulis quibusdam repugnat. „Intellectus autem“, ut ait

Baconus de Verulamio, „luminis sicci non est; sed recipit infusionem a voluntate et affectibus". —

Illum igitur de Coloribus tractatum anno MDCCCXVI publici juris feci, neque dubitavi, primus publicus Goethii adstipulator existere. Ceterum certoque certius scio, theoriam ibi a me explicatam veram esse, solamque veram, etiam agnitum iri, quam mox, non admodum laboro, quippe qui in hoc acquiescam, quod neque silentium malignitas, nec infitiantium pertinacia ad convellendam aut obruendam veritatem unquam valuerit. Nam, ut Livii verbis utar, „veritatem laborare nimis saepe, ajunt, exstingui nunquam".

Anno MDCCCXVIII denique Systema meum Philosophiae, cui elaborando per quinque annos assiduam operam navaveram ad umbilicum adduxi. Tunc autem, post undecim annorum continua litterarum studia, animum peregrinatione recreare statui. Vindobonam igitur me contuli, unde Italiam ingressus Venetias vidi, tum Bononiam, deinde Florentiam adivi, denique Romam perveni, ubi quatuor fere menses commoratus, monumentorum antiquitatis, item recentioris artis operum contemplatione animum pavi. Neapolin etiam visitavi; Pompejos, Herculanum, Puteolos, Bajas et Cumas admiratus Paestum usque processi, ubi Poseidoniae urbis antiquissima, eademque pulcherrima et vigintiquinque seculorum serie inconcussa templa oculis usurpavi, sancto quodam animi horrore reputans, me jam in eo pavimento figere gradum, quod forsitan ipsissimi Platonis solo tritum fuerat. — Postea Florentiae quoque unum fere mensem degi, Venetias iterum adii, tunc Patavium, Veronam, Vicetiam, denique Mediolanum visum ivi: postremo per Sti. Gotthardi celsissimum montem in Helvetiam transcendi. Undecim mensibus in illa peregrinatione consumtis, Augusto hujus anni mense Dresdam sum redux factus.

Jam autem animum, qui hucusque discendi tantum cupiditate flagraverat, etiam docendi occupavit desiderium. Cui ut satisfacere liceat, precibus adivi amplissimum philosophorum ordinem Academiae Berolinensis.

Notizen über mein Leben.

(1852 für die Redaktion von Meyers Konversationslexikon verfaßt.)

Ich bin in Danzig geboren, am 22. Februar 1788. Mein Vater, Heinrich Floris Schopenhauer, war daselbst ein wohlhabender Kaufmann, und meine Mutter, die später durch ihre Schriften berühmt gewordene Johanna Schopenhauer. — Meine Universitätsstudien habe ich von 1809 bis 1813 in Göttingen und Berlin gemacht. Auf letzterer Universität las damals Fichte, auf ersterer G. E. Schulze Aenesidemus. Bei meiner Promotion 1813 gab ich die Abhandlung „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" heraus, von welcher die zweite, sehr verbesserte und vermehrte Auflage 1847 hier in Frankfurt erschienen ist. Nachdem ich den Winter 1813—14 in Weimar und in Goethes vertrauterem Umgange zugebracht hatte, zog ich nach Dresden, woselbst ich bis Ende 1818, unter Benutzung der Bibliothek und Kunstsammlungen, privatisiert habe. 1816 erschien meine Schrift „Ueber das Sehn und die Farben", und am Schluß des Jahres 1818 mein Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung", wie es noch im 1. Bande vorliegt. Nachdem ich es dem Verleger übergeben, trat ich eine Reise nach Italien an und kam bis über Neapel hinaus. Zurückgekehrt, habilitierte ich mich 1820 als Privatdozent bei der Universität Berlin; habe jedoch nur das 1. Semester gelesen, wiewohl ich bis 1831, die Jahre der Abwesenheit abgerechnet, immer noch im Lektionskatalog gestanden habe. Damals war die Zeit des höchsten Flors der Hegelei. 1822 begab ich mich nochmals auf die Reise nach der Schweiz und Italien, von der ich erst 1825 nach Berlin zurückgekommen bin. Daselbst habe ich 1830 eine lateinische und verbesserte Darstellung meiner früher deutsch herausgegebenen Farbentheorie ausgearbeitet,

welche alsdann unter dem Titel Theoria colorum physiologica, eademque primaria im 3. Bande der von Justus Radius herausgegebenen Scriptores ophthalmologici minores erschienen ist. Als 1831 die Cholera zum erstenmal nach Berlin kam, ging ich ihr vorläufig bis hieher, nach Frankfurt, aus dem Wege. Da dieser Ort verschont blieb und ich fand, daß das Klima und die Bequemlichkeiten desselben mir besonders zusagten, bin ich hier geblieben, wo ich nun schon 21 Jahre als privatisierender Fremder lebe. Im Jahr 1836 habe ich hier meine kleine Schrift „Ueber den Willen in der Natur" erscheinen lassen, auf welche ich einen ganz besonderen Wert lege, weil in ihr der eigentliche Kern meiner Metaphysik gründlicher und deutlicher dargelegt ist als irgendwo. Bald darauf beantwortete ich zwei moralische Preisfragen, eine der norwegischen und eine der dänischen Societät der Wissenschaften. Nur die erstere ist gekrönt worden, und beide zusammen sind 1841 hier erschienen unter dem Titel: „Die beiden Grundprobleme der Ethik." Endlich habe ich im Jahr 1844 mein Hauptwerk in zweiter Auflage erscheinen lassen, um das Doppelte vermehrt und in zwei Bänden.

Ich habe das Glück gehabt, mein Leben in völliger Unabhängigkeit und in unbeschränktem Genuß meiner Zeit und Kräfte zuzubringen, wie es zu den vielseitigen Studien und zu der Elastizität und Freiheit des Geistes, welche meine Werke erforderten, nötig war.

Frankfurt a. M., 28. Mai 1851.

Ueber das Interessante.

An den Werken der Dichtkunst, namentlich der epischen und dramatischen, findet eine Eigenschaft Raum, welche von der Schönheit verschieden ist: das Interessante. — Die Schönheit besteht darin, daß das Kunstwerk die Ideen der Welt überhaupt, die Dichtkunst besonders die Ideen des Menschen deutlich wiedergibt und dadurch auch den Hörer zur Erkenntnis der Ideen hinleitet. Die Mittel der Dichtkunst zu diesem Zweck sind Aufstellung bedeutender Charaktere und Erfindung von Begebenheiten zur Herbeiführung bedeutsamer Situationen, durch welche jene Charaktere eben veranlaßt werden, ihre Eigentümlichkeiten zu entfalten, ihr Inneres aufzuschließen; so daß durch solche Darstellung die vielseitige Idee der Menschheit deutlicher und vollständiger erkannt wird. Schönheit überhaupt aber ist die unzertrennliche Eigenschaft der erkennbar gewordenen Idee: oder schön ist alles, worin eine Idee erkannt wird; denn schön sein heißt eben eine Idee deutlich aussprechen. — Wir sehn, daß die Schönheit immer Sache des Erkennens ist und bloß an das Subjekt der Erkenntnis sich wendet, nicht an den Willen. Wir wissen sogar, daß die Auffassung des Schönen, im Subjekt, ein gänzliches Schweigen des Willens voraussetzt. — Hingegen interessant nennen wir ein Drama oder erzählende Dichtung dann, wann die dargestellten Begebenheiten und Handlungen uns einen Anteil abnötigen, demjenigen ganz ähnlich, welchen wir bei wirklichen Begebenheiten, darin unsre eigne Person mit verflochten ist, empfinden. Das Schicksal der dargestellten Personen wird dann in eben der Art, wie unser eignes, empfunden: wir erwarten mit Anspannung die Entwickelung der Begebenheiten, verfolgen mit Begierde ihren Fortgang, empfinden wirkliches Herzklopfen beim Herannahen der Gefahr, unser Puls stockt, wann solche den höchsten Grad er-

reicht hat, und klopft wieder schneller, wann der Held plötzlich gerettet wird; wir können das Buch nicht weglegen, ehe wir zum Ende gekommen, wachen auf diese Art tief in die Nacht, aus Anteil an den Besorgnissen unseres Helden, wie wohl sonst durch eigne Sorgen. Ja, wir würden, statt Erholung und Genuß, bei solchen Darstellungen alle die Pein empfinden, die uns das wirkliche Leben oft auflegt, oder wenigstens die, welche in einem beängstigenden Traum uns verfolgt, wenn nicht, beim Lesen oder beim Schauen im Theater, der feste Boden der Wirklichkeit uns immer zur Hand wäre und wir, sobald ein zu heftiges Leiden uns affiziert, auf ihn uns rettend die Täuschung jeden Augenblick unterbrechen und dann wieder beliebig uns ihr von neuem hingeben könnten, ohne jenes mit so gewaltsamem Uebergang zu vollbringen, wie wenn wir vor den Schreckgestalten eines schweren Traumes uns endlich nur durch das Erwachen retten.

Es ist offenbar, daß, was von einer Dichtung dieser Art in Bewegung gesetzt wird, unser Wille ist und nicht bloß die reine Erkenntnis. Das Wort „interessant" bedeutet eben daher überhaupt das, was dem individuellen Willen Anteil abgewinnt, quod nostra interest. Hier scheidet sich deutlich das Schöne vom Interessanten: jenes ist die Sache der Erkenntnis und zwar der allerreinsten; dieses wirkt auf den Willen. Sodann besteht das Schöne im Auffassen der Ideen, welche Erkenntnis den Satz vom Grunde verlassen hat: hingegen das Interessante entsteht immer aus dem Gange der Begebenheiten, d. h. aus Verflechtungen, welche nur durch den Satz vom Grunde in seinen verschiedenen Gestalten möglich sind.

Die wesentliche Verschiedenheit zwischen dem Interessanten und dem Schönen ist nun deutlich. Als eigentlichen Zweck jeder Kunst, mithin auch der Dichtkunst, haben wir das Schöne erkannt. Es frägt sich also nur, ob das Interessante etwan ein zweiter Zweck der Dichtkunst ist, oder ob Mittel zur Darstellung des Schönen, oder ob durch dieses als wesentliches Accidens herbeigeführt und sich von selbst einfindend sobald das Schöne da ist, oder ob wenigstens mit diesem Hauptzweck vereinbar, oder endlich ob ihm entgegen und störend.

Zuvörderst: Das Interessante findet sich allein bei Werken der Dichtkunst ein, nicht bei denen der bildenden

Künste, der Musik und Architektur. Bei diesen läßt es sich nicht einmal denken: es sei denn als etwas ganz Individuelles für einen oder einige Beschauer: wie wenn das Bild Porträt einer geliebten oder gehaßten Person wäre, das Gebäude mein Wohnhaus oder mein Gefängnis, die Musik mein Hochzeitstanz oder der Marsch, mit dem ich zu Felde zog. Ein Interessantes dieser Art ist offenbar dem Wesen und Zweck der Kunst völlig fremd, ja störend, sofern es ganz von der reinen Kunstbeschauung ableitet. Es möchte sich finden, das dieses in geringerm Grade von allem Interessanten gilt.

Weil das Interessante nur dadurch entsteht, daß unser Anteil an der poetischen Darstellung gleich dem an einem Wirklichen wird; so ist es offenbar dadurch bedingt, daß die Darstellung für den Augenblick täuscht; und dieses kann sie nur durch ihre Wahrheit. Wahrheit aber gehört zur Kunstvollendung. Das Bild, die Dichtung soll wahr sein, wie die Natur selbst; zugleich aber auch durch Hervorhebung des Wesentlichen und Charakteristischen, durch Zusammendrängung aller wesentlichen Aeußerungen des Darzustellenden und durch Aussonderung alles Unwesentlichen und Zufälligen die Ideen desselben rein hervortreten lassen und dadurch zur idealen Wahrheit werden, die sich über die Natur erhebt.

Mittelst der Wahrheit also hängt das Interessante zusammen mit dem Schönen, indem die Wahrheit die Täuschung herbeiführt. Aber das Ideale der Wahrheit könnte schon der Täuschung Eintrag thun, indem solches einen durchgängigen Unterschied zwischen Dichtung und Wirklichkeit herbeiführt. Weil aber auch das Wirkliche mit dem Idealen möglicherweise zusammentreffen kann, so hebt dieser Unterschied nicht geradezu notwendig alle Täuschung auf. Bei den bildenden Künsten liegt im Umfang der Mittel der Kunst eine Grenze, welche die Täuschung ausschließt: nämlich die Skulptur gibt bloße Form ohne Farbe, ohne Augen und ohne Bewegung; die Malerei bloße Ansicht von einem Punkte aus, eingeschlossen durch scharfe Grenzen, die das Bild von der ringsum hart anliegenden Wirklichkeit trennen: daher hier die Täuschung und dadurch der Anteil gleich dem an einem Wirklichen oder das Interessante ausgeschlossen, hiedurch wieder der Wille sofort aus dem Spiele gesetzt und das Objekt allein der reinen anteilslosen Be-

trachtung überliefert wird. Nun ist es höchst merkwürdig, daß eine Afterart der bildenden Künste diese Grenzen überspringt, die Täuschung des Wirklichen und damit das Interessante herbeiführt, sofort aber die Wirkung der echten Künste verwirkt und nicht mehr als Mittel zur Darstellung des Schönen, d. h. zur Mitteilung der Erkenntnis der Ideen brauchbar ist. Es ist die Kunst der Wachsfiguren. Und hiemit möchte wohl die Grenze bezeichnet sein, welche sie ausschließt vom Gebiet der schönen Künste. Sie täuscht, wenn meisterhaft ausgeführt, vollkommen, eben dadurch aber stehn wir ihrem Werke gleich einem wirklichen Menschen gegenüber, der als solcher schon vorläufig ein Objekt für den Willen, d. h. interessant ist, also den Willen erweckt und dadurch das reine Erkennen aufhebt: wir treten vor die Wachsfigur mit der Scheu und Behutsamkeit, wie vor einen wirklichen Menschen, unser Wille ist aufgeregt und erwartet, ob er lieben oder hassen, fliehen oder angreifen soll; erwartet eine Handlung. Weil die Figur dann aber doch leblos ist, so bringt sie den Eindruck einer Leiche hervor und macht so einen mißfälligen Eindruck. Hier ist das Interessante vollkommen erreicht, und doch gar kein Kunstwerk geliefert: also ist das Interessante an sich gar nicht Kunstzweck. — Dies geht auch daraus hervor, daß selbst in der Poesie bloß die dramatische und die erzählende Gattung des Interessanten fähig sind: wäre es neben dem Schönen Zweck der Kunst; so stände die lyrische Poesie schon an sich dadurch um die Hälfte tiefer, als jene beiden andern Gattungen.

Jetzt zur zweiten Frage. Nämlich: Wäre das Interessante ein Mittel zur Erreichung des Schönen; so müßte jede interessante Dichtung auch schön sein. Das ist aber keineswegs. Oft fesselt uns ein Drama oder Roman durch das Interessante und ist dabei so leer an allem Schönen, daß wir uns hinterher schämen, dabei geweilt zu haben. Dies ist der Fall bei manchem Drama, welches durchaus kein reines Bild vom Wesen der Menschheit und des Lebens gibt, Charaktere zeigt, die ganz flach geschildert oder gar verzeichnet und eigentlich Monstrositäten sind, dem Wesen der Natur entgegen: aber der Lauf der Begebenheiten, die Verflechtungen der Handlung sind so intrikat, der Held ist unserm Herzen durch seine Lage so empfohlen, daß wir uns nicht zufrieden geben können, bis wir das Gewirre ent-

wickelt und den Helden in Sicherheit wissen; der Gang der Handlung ist dabei so klüglich beherrscht und gelenkt, daß wir stets auf die weitere Entwickelung gespannt werden und sie doch keineswegs erraten können, so daß zwischen Anspannung und Ueberraschung unser Anteil stets lebhaft bleibt und wir, sehr kurzweilig unterhalten, den Lauf der Zeit nicht spüren. Dieser Art sind die meisten Stücke von Kotzebue. Für den großen Haufen ist dies das Rechte: denn er sucht Unterhaltung, Zeitvertreib, nicht Erkenntnis, und das Schöne ist Sache der Erkenntnis, daher die Empfänglichkeit dafür so verschieden ist, wie die intellektuellen Fähigkeiten. Für die innere Wahrheit des Dargestellten, ob es dem Wesen der Menschheit entspricht oder ihm entgegen ist, hat der große Haufe keinen Sinn. Das Flache ist ihm zugänglich: die Tiefen des menschlichen Wesens schließt man vergeblich vor ihm auf.

Auch ist zu bemerken, daß Darstellungen, deren Wert im Interessanten liegt, bei der Wiederholung verlieren, weil sie dann die Begierde auf den weitern Erfolg, der nun schon bekannt ist, nicht mehr erregen können. Die öftere Wiederholung macht sie dem Zuschauer schal und langweilig. Dagegen gewinnen Werke, deren Wert im Schönen liegt, durch die öftere Wiederholung, weil sie mehr und mehr verstanden werden.

Jenen dramatischen Darstellungen parallel gehen die meisten erzählenden, die Geschöpfe der Phantasie jener Männer, welche zu Venedig und Neapel den Hut auf die Straße legen und dastehn, bis ein Auditorium sich gesammelt hat, dann eine Erzählung anspinnen, deren Interessantes die Zuhörer so fesselt, daß, wenn die Katastrophe herannaht, der Erzähler den Hut nimmt und bei den festgebannten Teilnehmern seinen Lohn einsammeln kann, ohne zu fürchten, daß sie jetzt davonschleichen: dieselben Männer treiben in Deutschland ihr Gewerbe weniger unmittelbar, sondern durch die Vermittelung der Verleger, Leipziger Messen und Bücherverleiher, wofür sie denn auch nicht in so zerlumpten Röcken umhergehen, als ihre Kollegen in Welschland, und die Kinder ihrer Phantasie unter dem Titel von Romanen, Novellen, Erzählungen, romantischen Dichtungen, Märchen u. s. w. dem Publiko darbieten, welches hinter dem Ofen und im Schlafrock mit mehr Bequemlichkeit, aber auch mit mehr Geduld, sich zum Genuß des Interessanten anschicken mag.

Wie sehr dergleichen Produktionen meistens von allem ästhetischen Wert entblößt sind, ist bekannt, und doch ist vielen die Eigenschaft des Interessanten durchaus nicht abzusprechen: wie könnten sie auch sonst so viele Teilnahme finden?

Wir sehn also, daß das Interessante nicht notwendig das Schöne herbeiführt, — welches die zweite Frage war. Aber auch umgekehrt führt das Schöne nicht notwendig das Interessante herbei. Bedeutende Charaktere können dargestellt, die Tiefen der menschlichen Natur an ihnen aufgeschlossen sein und das alles an außerordentlichen Handlungen und Leiden sichtbar gemacht sein, so daß das Wesen der Welt und des Menschen in den kräftigsten und deutlichsten Zügen uns aus dem Bilde entgegentritt, ohne daß durch das beständige Fortschreiten der Handlung, durch die Verwickelung und unerwartete Lösung der Umstände eigentlich unser Interesse am Lauf der Begebenheiten in hohem Grade erregt sei. Die unsterblichen Meisterwerke Shakespeares haben wenig Interessantes, die Handlung schreitet nicht in grader Linie vorwärts, sie zögert, wie im ganzen Hamlet, sie dehnt sich seitwärts in die Breite aus, wie im Kaufmann von Venedig, während die Länge die Dimension des Interessanten ist, die Scenen hängen nur locker zusammen, wie im Heinrich IV. Daher wirken Shakespeares Dramen nicht merklich auf den großen Haufen.

Die Forderungen des Aristoteles und ganz besonders die der Einheit der Handlung, sind auf das Interessante abgesehn, nicht auf das Schöne. Ueberhaupt sind diese Forderungen dem Satze vom Grunde gemäß abgefaßt; wir aber wissen, daß die Idee und folglich das Schöne eben nur für diejenige Erkenntnis da ist, welche sich von der Herrschaft des Satzes vom Grunde losgerissen hat. Auch dieses eben scheidet das Interessante vom Schönen, da jenes offenbar der Betrachtungsweise angehört, die dem Satz vom Grunde folgt, das Schöne hingegen dem Inhalt dieses Satzes stets fremd ist. — Die beste und treffendeste Widerlegung der Einheiten des Aristoteles ist die von Manzoni in der Vorrede zu seinen Trauerspielen.

Was von Shakespeares, dasselbe gilt auch von Goethes dramatischen Werken; selbst Egmont wirkt nicht auf die Menge, weil fast keine Verwickelung und Entwickelung da ist: nun gar der Tasso und die Iphigenia! —

Daß die griechischen Tragiker nicht die Absicht hatten, durch das Interessante auf die Zuschauer zu wirken, ist offenbar daraus, daß sie zum Stoff ihrer Meisterwerke fast immer allgemein bekannte und schon öfter dramatisch behandelte Begebenheiten nahmen: hieraus sehn wir auch, wie empfänglich das griechische Volk für das Schöne war, da es zur Würze des Genusses derselben nicht des Interesses unerwarteter Begebenheiten und einer neuen Geschichte bedurfte.

Auch die erzählenden Meisterwerke haben selten die Eigenschaft des Interessanten: Vater Homer legt uns das ganze Wesen der Welt und des Menschen offen, aber er ist nicht bemüht, unsere Teilnahme durch die Verflechtung der Begebenheiten zu reizen, noch durch unerwartete Verwickelungen uns zu überraschen: sein Schritt ist zögernd, er weilt bei jeder Scene und legt uns mit Gelassenheit ein Bild nach dem andern vor, es sorgsam ausmalend: indem wir ihn lesen, regt sich in uns keine leidenschaftliche Teilnahme, wir verhalten uns rein erkennend, unsern Willen regt er nicht auf, sondern singt ihn zur Ruhe: es kostet uns keine Ueberwindung, die Lektüre abzubrechen, denn wir sind nicht im Zustande der Anspannung. Dasselbe gilt noch mehr vom Dante, der sogar eigentlich kein Epos, sondern nur ein beschreibendes Gedicht geliefert hat. Dasselbe sehn wir sogar an den vier unsterblichen Romanen, am Don Quixote, am Tristram Shandy, an der neuen Heloise und am Wilhelm Meister. Unser Interesse zu erregen ist keineswegs der Hauptzweck: im Tristram Shandy ist sogar am Ende des Buchs der Held erst acht Jahre alt.

Andererseits dürfen wir nicht behaupten, daß das Interessante nie in Meisterwerken anzutreffen sei. Wir finden es in Schillers Dramen schon in merklichem Grade, daher sie auch die Menge ansprechen: der König Oedipus des Sophokles hat es auch: unter den erzählenden Meisterwerken hat es der Roland des Ariosto: ja, als ein Beispiel des Interessanten im höchsten Grade, wo es mit dem Schönen zusammengeht, haben wir einen vortrefflichen Roman von Walter Scott, The tales of my Landlord, 2d series. Es ist das interessanteste Dichterwerk, das ich kenne, und an ihm kann man am deutlichsten alle vorhin im allgemeinen angegebenen Wirkungen des Interessanten wahrnehmen; zugleich aber ist dieser Roman durchweg sehr

schön, zeigt uns die mannigfaltigsten Bilder des Lebens, mit frappanter Wahrheit gezeichnet, und stellt höchst verschiedene Charaktere mit großer Richtigkeit und Treue auf.

Vereinbar mit dem Schönen ist also das Interessante allerdings: — und dies war die dritte Frage: jedoch möchte wohl der schwächere Grad der Beimischung des Interessanten dem Schönen am dienlichsten befunden werden, und das Schöne ist ja und bleibt der Zweck der Kunst. Das Schöne steht dem Interessanten in doppelter Hinsicht entgegen, erstlich sofern das Schöne in der Erkenntnis der Idee liegt, welche Erkenntnis ihr Objekt ganz heraushebt aus den Formen, die der Satz vom Grund ausspricht; hingegen liegt das Interessante hauptsächlich in den Begebenheiten, und die Verflechtungen dieser entstehn eben am Leitfaden des Satzes vom Grunde. Zweitens wirkt das Interessante durch Aufregung unsers Willens; hingegen das Schöne ist bloß da für die reine und willenlose Erkenntnis. Dennoch ist bei dramatischen und erzählenden Werken eine Beimischung des Interessanten notwendig (wie flüchtige, bloß gasartige Substanzen einer materiellen Basis bedürfen, um aufbewahrt und mitgeteilt zu werden): teils weil es schon von selbst aus den Begebenheiten hervorgeht, welche erfunden werden müssen, um die Charaktere in Aktion zu setzen; teils weil das Gemüt ermüden würde, mit ganz anteilslosem Erkennen von Scene zu Scene, von einem bedeutsamen Bilde zu einem neuen überzugehen, wenn es nicht durch einen verborgenen Faden dahin gezogen würde: dieser eben ist das Interessante: es ist der Anteil, den uns die Begebenheit als solche abnötigt, und welcher als Bindemittel der Aufmerksamkeit das Gemüt lenksam macht, dem Dichter zu allen Teilen seiner Darstellung zu folgen. Wenn das Interessante eben hinreicht, dieses zu leisten, so ist ihm vollkommen Genüge geschehn: denn es soll zur Verbindung der Bilder, durch welche der Dichter uns die Idee zur Erkenntnis bringen will, nur so dienen, wie eine Schnur, auf welche Perlen gereiht sind, sie zusammenhält und zum Ganzen einer Perlenschnur macht. Aber das Interessante wird dem Schönen nachteilig, sobald es dieses Maß überschreitet: dies ist der Fall, wenn es uns zu so lebhaftem Anteil hinreißt, daß wir bei jeder ausführlichen Schilderung, die der erzählende Dichter von einzelnen Gegenständen macht, oder bei jeder längern Betrachtung, die der drama-

tische Dichter seine Personen anstellen läßt, ungeduldig werden, den Dichter anspornen möchten, um nur rascher die Entwickelung der Begebenheiten zu verfolgen. Denn in epischen und dramatischen Werken, wo das Schöne und das Interessante gleich sehr vorhanden sind, ist das Interessante der Feder in der Uhr zu vergleichen, welche das Ganze in Bewegung setzt, aber, wenn sie ungehindert wirkte, das ganze Werk in wenig Minuten abrollen würde: hingegen das Schöne, indem es uns bei der ausführlichen Betrachtung und Schilderung jedes Gegenstandes festhält, ist hier, was in der Uhr die Trommel, welche die Entwickelung der Feder hemmt.

Das Interessante ist der Leib des Gedichts, das Schöne die Seele.

In epischen und dramatischen Dichtungen ist das Interessante, als notwendige Eigenschaft der Handlung, die Materie, das Schöne die Form: diese bedarf jener, um sichtbar zu werden.

Materialien zu einer Abhandlung:

Ueber

die, seit einigen Jahren, methodisch betriebene Verhunzung der deutschen Sprache.

Eine fixe Idee hat sich aller deutschen Schriftsteller und Schreiber jeder Art, vielleicht mit wenigen, mir nicht bekannten Ausnahmen, bemächtigt: sie wollen die deutsche Sprache zusammenziehn, sie abkürzen, sie kompakter, konziser machen. Zu diesem Ende ist ihr oberster Grundsatz, überall das kürzere Wort dem gehörigen oder passenden vorzuziehen. Er wird bald auf Kosten der Grammatik, bald auf Kosten des Sinnes, dann also lexikalisch, endlich und wenigstens auf Kosten des Wohlklangs durchgesetzt, und zwar so, daß sie sich Gewaltthätigkeiten jeder Art gegen die Sprache erlauben: sie muß biegen oder brechen.

I. Die erste ist das Ausmerzen aller doppelten Vokale und tonverlängernden h, und das sehr ergiebige Wegknappen der Präfixa und Affixa der Worte, und überhaupt aller Silben, deren Wert und Bedeutung der Schreiber unter seiner zwei Zoll dicken Hirnschale weder versteht, noch fühlt. Z. B. er schreibt „erstreben“ statt anstreben macht aus beiden ein Wort, und die Sprache um eines ärmer; während der Unterschied beider Begriffe kolossal ist: man strebt an, was man haben möchte: man erstrebt, was man erlangt: „Spitzfindigkeiten“ sagt er „ist alles eins! ich zähle die Buchstaben und damit gut: hier wird im participio passivo ein Buchstabe lukriert: also!“

II. Die zweite (der Dignität und Wirksamkeit nach) ist die Verbannung des Plusquamperfekti und Perfekti aus der Sprache, an deren Stelle überall das Imperfekt funktionieren muß: mag Sinn oder Unsinn dabei herauskommen! es ist kürzer.

III. Die dritte ist die Konstruktion regelwidriger, geschrobner, verdrehter, holpriger, geschmackloser und halb sinnloser Perioden, die man dreimal lesen muß, um zu erraten, was damit gesagt sein soll; wonach man dann zugleich inne wird, daß der Zweck des ganzen Gallimathias war, ein oder das andre Wörtchen, welches der Sinn und die Sprache erforderten, zu eliminieren und so zu lukrieren; — bei welcher Entdeckung man aber riskiert, daß einem die Phantasie plötzlich den dummen Triumph auf dem dummen Gesicht des Schreibers (ob dieses Gelingens) vorhält: ein provokanter Anblick.

Wir wollen diese Kunstmittel jetzt einzeln in Betrachtung nehmen*).

§ 1.

Vorbemerkungen. Orthographie.

So soll die orthographische Nacht
Doch endlich auch ihren Tag erfahren:
Der Freund, der so viel Worte macht,
Er will es an den Buchstaben sparen.

Goethe: Dem Buchstabensparer.
(Nachlaß Vol. XVI, S. 90.)

Der Sprachverhunzer, gegen die ich hier zu kämpfen habe, ist freilich eine Legion: denn es sind alle die, welche, unter Vermittelung der Buchhändler, dem Publiko, jahraus jahrein, Zeit und Geld rauben: also sämtliche allmessentliche Bücherfabrikanten und jene zahllosen Schreiber der täglich, wöchentlich, monatlich und vierteljährlich auftretenden chronischen Uebel, Menschen, welche mit ihrem Pfunde wuchern, d. h. den äußerst geringen Vorrat ihrer Kenntnisse und sehr engen Kreis ihrer Gedanken, dreißig bis vierzig Jahre hindurch, dem Publiko unter andrer Zurichtung täglich auftischen. Findet irgend ein redlicher Schriftsteller, der bloß weil er etwas mitzuteilen hatte, schrieb, sich mitgetroffen; so kommt es daher, daß er von jener Menge des Schreibgesindels sich hat imponieren und übertölpeln lassen und nun eben auch im Lohnsudlerjargon schreibt. —

In den Times ist über die Zulässigkeit des Wortes Telegramm durch sechs Blätter, in ausführlichen Darlegungen pro et contra disputiert worden. In Deutschland macht man kürzern Prozeß: falls einem Narren irgend eine neue orthographische Ungeheuerlichkeit einfällt, die einen

*) Ich habe mich aller Kraftausdrücke zur würdigen Qualifikation unsrer Sprachverbesserer enthalten; besonders die Zoologie nicht in Kontribution gesetzt: bitte daher den beistimmenden Leser diese Lücke auszufüllen.

Buchstaben erspart, so schreibt er sie sofort hin, und hundert andren Narren gilt sie als klassische Autorität: sie schreiben sie nach. Vor keinem Unsinn bebt der Deutsche zurück, wenn es gilt, einen Buchstaben zu ersparen. —

Buchstabenersparnis ist alles, was diese Tröpfe im Kopfe haben: diesem hohen Zweck sollen Logik, Grammatik, Wohlklang, Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks und Schönheit des Stiles geopfert werden. Dabei ist die Allgemeinheit dieser Bestrebungen wahrhaft niederschlagend, indem sie einen seltenen Unverstand beweisen, der sich über die ganze schreibende Welt in Deutschland erstreckt, vielleicht mit drei bis vier Ausnahmen, welche ich herzlich um Verzeihung bitte, daß ich sie nicht kenne. —

Die gerügte Sprachschändung, zu der keine andre Nation ein Analogon aufzuweisen hat, scheint in den meisten Fällen von den politischen Zeitungen, diesem niedrigsten Zweige der Litteratur, auszugehn, und von da in die litterarischen Journale und zuletzt in die Bücher zu kommen. Widerstand findet sie, soweit ich habe sehn können, nirgends, sondern jeder, in sklavischem Nachahmungstrieb und urteilsloser Bewunderung des Absurden, beeifert sich, ein Mitarbeiter derselben zu sein. Kaum bin ich über eine neue grammatische und orthographische Eselei erschrocken, so sehe ich auch schon andere Schreiber sie eifrig adoptieren und nachschreiben: denn jeder dieser Esel ist dem andern eine Autorität. —

Die politischen Zeitungen sind besonders thätig in der Sprachdilapidation; diese letzte Klasse aller Druckschreiber, welche für den Tag, auf den Tag, in den Tag hinein schreibt. Ich habe sie schon, in dieser Hinsicht, der polizeilichen Aufsicht empfohlen. —

Der Verbesserung der deutschen Sprache scheinen vor allen die Zeitungsschreiber beflissen; mit welcher Befähigung erhellt daraus, daß ich in einer solchen, sonst sehr reputierlichen Zeitung, und zwar mehrmals, gefunden habe „der Synod, des Synods“ — weil es ja doch synodus heißt. — Wird man dabei nicht unwillkürlich an wirkliche, im aktiven Dienst stehende Stiefelwichser erinnert? Dies also sind die Leute, welche die deutsche Sprache in die Kur genommen haben. —

Jeder Lumpenhund ist Herr über die Sprache, z. B. jeder der Schreibstube oder dem Ladentisch entlaufene und in den Dienst eines Zeitungsschreibers übergegangene Bursche.

Am tollsten treiben es die Zeitungen, zumal die süddeutschen, so daß man bisweilen zu glauben anfängt, sie persiflierten und parodierten die grassierende Sprachverbesserung. Allein sie meinen's ehrlich. —

Mit welchem Fug und Recht maßen sich die Zeitungsschreiber und Journalisten einer litterarisch heruntergekommenen Periode an, die Sprache zu reformieren? Sie thun es aber nach dem Maßstabe ihrer Unwissenheit, Urteilslosigkeit und Gemeinheit. Aber Gelehrte und Professoren, die ihre Verbesserungen annehmen, stellen sich damit ein Diplom der Unwissenheit und Gemeinheit aus. —

Wenigstens soll man den schändlichen Jargon, in welchem meistens die deutschen Zeitungen geschrieben sind, öffentlich stigmatisieren als „Zeitungsdeutsch“, mit Verwarnung der Jugend, daß sie nicht Grammatik und Orthographie aus diesen Publikationen erlerne, vielmehr daraus ersehe, wie man nicht schreiben soll.

Die Sprache ist der einzige entschiedene Vorzug, den die Deutschen vor andern Nationen haben. Denn sie ist viel höherer Art, als die übrigen europäischen Sprachen, welche, mit ihr verglichen, bloße patois sind. Sie ist (wie ihre Schwestern, die schwedische und dänische) eine Tochter der gothischen Sprache, die unmittelbar vom Sanskrit stammt. Daher ihre der griechischen und lateinischen nahe kommende Grammatik*). Und eine solche Sprache sollten wir der Willkür und Laune und dem stupiden Unverstande höchst unwissender Sudler, Zeitungsschreiber, Buchhändlerlöhnlinge und geldbedürftiger Bücherfabrikanten jeder Art preisgeben? Ubi est judicium? Seid ihr von Sinnen? Dem besagten saubern Pack schreibt, ja spricht ihr nach! —

Die ganze gegenwärtige Schriftstellergeneration, welche nicht ein einziges bleibendes Werk hinterlassen wird, soll nicht das Andenken ihres ephemeren und ruhmlosen Daseins dadurch perpetuieren, daß sie die kostbare deutsche Sprache, diesen wahren Nationalschatz, nach ihrem verstand-, geschmack- und ohrlosen Caprice verhunzt und sie so zugerichtet, und mit den Spuren ihrer Tatzen versehen, den kommenden, vielleicht edleren Geschlechtern überliefert. —

---

*) Die deutsche Sprache ist, unter den jetzigen europäischen, die einzige, welche durch den künstlicheren und organischen Bau ihres grammatischen Teils und die daran hängende Möglichkeit einer freiern Konstruktion der Perioden, den beiden antiken klassischen Sprachen beinahe gleichsteht.

Der Zeitungsschreiber und der gemeine Brot-Skribent soll schlechterdings keine andere Sprache schreiben, als die von den klassischen Schriftstellern seiner Nation befolgte. —

Die ganze allgemeine und höchst schändliche deutsche Sprachverhunzung zeugt von borniertestem Unverstand: ihre Haupthandhaber sind die Löhnlinge der Buchhändler und die Zeitungsschreiber: ihren letzten Grund aber hat sie in der mehr und mehr einreißenden Unkenntnis der alten Sprachen. Durch diese nämlich lernt man es mit dem Wert und der Geltung jedes Wortes scharf und genau nehmen; zumal leistet dies das Lateinschreiben. Unsere Sprachverbesserer sind gewiß (mit höchst wenigen Ausnahmen) unfähig, ohne Hilfsmittel einen fehlerfreien lateinischen Brief zu schreiben*). Aus derselben Quelle kommt die Infamie, daß griechische, ja lateinische Autoren mit deutschen Erklärungen herausgegeben werden. Was auch vorgeschützt werden mag, der wahre Grund ist, daß der Herausgeber nicht Latein schreiben kann, und die Schüler nicht fertig und leicht Latein lesen können, sondern wie Schusterjungen es in der Muttersprache haben wollen. Auf Schulen sollte sogar der Besitz solcher Editionen verboten sein. Das Jahr 1848 mit seinem saubern Treiben hat einen Samen von Unwissenheit unter den Gelehrten ausgestreut, nachdem die Hegelei den Boden dazu gepflügt hatte, und jetzt steht die Saat in Blüte. Man merkt es an allen Ecken und Enden: das Cigarrenrauchen, Politisieren und Eisenbahnfahren ist an die Stelle ernster Studien getreten und die gelbgerauchten, langbärtigen Brillengesichter mit leeren Köpfen wagen es über die Zopfzeit zu spotten, in der die größten Geister gewirkt haben und gründliche Kenntnis der alten Sprachen allgemein war.

Der hohe Wert des Studiums der alten Sprachen beruht zum Teil darauf, daß wir lernen vor Grammatik und Lexikon Respekt haben: wäre es mit ersterem bei den meisten unserer Sprachverbesserer nicht so elend bestellt; so würden sie nicht so freche Eingriffe in die Regeln und Wörter der deutschen Sprache thun. —

*) Dies sind die ersten Früchte der Vernachlässigung der alten Sprachen: es werden noch mehrere und ärgere folgen. Wenn ein neues Geschlecht heranwächst, welches sich das infame Kauderwelsch der unfähigen „Jetztzeit" zur Norm nimmt, so ist es um die deutsche Sprache geschehn.

Ohne eine Ahnung davon, daß das Treffende, Bezeichnende, Genaue des Ausdrucks es ist, worauf es ankommt, sind sie bloß bemüht, Silben und Buchstaben abzuzählen, bereit, sich in allen Fällen mit dem à peu près zu kontentieren und dem Leser einiges zu erraten übrig zu lassen, wenn es nur ein paar Buchstaben weniger gibt. Dahin geht all ihr Denken und Trachten, und jeder Sudler legt, ohne Umstände, seine Tatzen an, die deutsche Sprache zu verbessern. —

Was würde aus der lateinischen, was aus der griechischen Sprache geworden sein, wenn Griechen und Römer sich einer solchen niederträchtigen Buchstabenzählerei ergeben hätten?

Sogar ist jeder englische, französische, italienische, spanische Schriftsteller bemüht, elegant, jedenfalls aber korrekt zu schreiben: bloß der deutsche nicht; sogar scheint er bemüht, möglichst nachlässig, gemein und unverständlich seine Sache hinzuschmieren. Sein einziger leitender stilistischer Grundsatz dabei ist die niederträchtige Buchstabenzählerei. Dies gilt von fast allen: die Ausnahmen sind selten.

Schon deshalb, andrer Gründe zu geschweigen, lese ich lieber in jeder anderen Sprache, als Deutsch: ja, ich fühle eine wahre Erleichterung, wenn ich so ein deutsches Buch notgedrungen abgethan habe, mich wieder zu den anderen, neuen, wie alten Sprachen wenden zu können: denn bei diesen habe ich doch eine regelrecht fixierte Sprache mit durchweg festgestellter und treulich beobachteter Grammatik und Orthographie vor mir und bin ganz dem Gedanken hingegeben; während im Deutschen ich jeden Augenblick gestört werde durch die Naseweisheit des Schreibers, der seine grammatischen und orthographischen Grillen und knolligen Einfälle durchsetzen will; wobei die sich frech spreizende Narrheit mich anwidert. Es ist wahrlich eine rechte Pein, eine schöne, alte, klassische Schriften besitzende Sprache von Ignoranten und Eseln mißhandeln zu sehn.

Die deutsche Sprache wird jetzt von dem Federvieh (wie kürzlich ein Litterat seine Kollegen nannte) methodisch zu Grunde gerichtet.

Und nirgends (in Deutschland) ist ein wenig Besinnung, ein wenig Urteil, ein wenig Geschmack, dem Unwesen entgegenzutreten; sondern alle die Skribler, einmütig und eines Sinnes, stürmen auf die Sprache los, sie zu verhunzen.

Keiner, der eine Spur von Selbständigkeit zeigte, indem er sich dem Unwesen widersetzte: sondern sobald irgend ein Buchhändlerlöhnling einen neuen Sprachschnitzer in die Welt gesetzt hat, wird dieser zum allgemeinen und stehenden Sprachgebrauch.

Ein impotentes Zeitalter, welches nicht einen Schriftsteller aufzuweisen hat, dessen Werke sich irgend eine Dauer über dasselbe hinaus versprechen könnten, will die Sprache der klassischen Zeit reformieren, und zwar dadurch, daß es das Imperfekt alle andern Präterita vertreten läßt und alle den Sinn modulierende Präfixe und Affixe wegschneidet; bei welchem Verfahren die Sprache zuletzt auf ihre Wurzelworte zurückgeführt würde.

Schreibt ihr Plattheiten und Unsinn in die Welt, so viel es euch beliebt: das schadet nicht: denn es wird mit euch zu Grabe getragen; ja, schon vorher. Aber die Sprache laßt ungehudelt und unbesudelt: denn die bleibt*). —

Der schmutzigste Buchstabengeiz beherrscht sie. Ihr leitender Grundsatz ist: „Nicht das richtige Wort, sondern das kürzere, wenn es nur so à peu près die Sache bezeichnet: dem Leser bleibt überlassen, unsere Meinung zu erraten." Z. B. „dem Brahmanentum erborgt" — (Köppen, Buddh.) statt entweder: „abgeborgt", oder von dem Brahmanentum erborgt. — „Na, Sie wissen ja wohl, was ich meine," denkt so ein Skribler. Ihnen liegt nichts im Sinn und am Herzen, als nur irgendwie ein paar Buchstaben wegzuknapsen: darüber mag Grammatik, Sinn, Verstand, Logik, Geschmack, Euphonie und alles zum Teufel gehn, — wenn sie nur ein paar Buchstaben eskrokieren: — und diese Monomanie ist so allgemein, daß sobald irgend ein Winkelsudler eine neue noble Oekonomie dieser Art zu Tage gebracht hat, alle sich beeifern, sie ihm nachzuschreiben; — jeder ist dem andern ein Cicero; — wobei freilich das Niederschlagendeste der Anblick des totalen Mangels an aller Opposition ist. Keiner, der eine Neuerung prüfte und seinem eigenen Urteile folgte. Sondern, ohne Verstand, Geschmack und Selbstvertrauen nehmen sie jeden neuen Schnitzer, den irgend ein Sudler ihnen oktroyiert, als Sprachverbesserung zum Muster, und jeden lumpigsten Lump

---

*) Unkritische Nachäfferei fremder Schnitzer ist ein Gipfel der Gemeinheit. Die Sprache ist das Eigentum der Nation und das Werkzeug, dessen künftige wirklich denkende Geister sich zu bedienen haben: daher ihr es ihnen nicht verderben sollt.

zum Vorbilde, sobald er eine neue Beutelschneiderei an der deutschen Orthographie begangen hat. In allen Dingen und Verhältnissen ist das charakteristische Kennzeichen der gemeinen Natur, ja den Stempel der Gemeinheit, daß man sich leiten läßt von andrer Beispiel und aus Nachahmung handelt: der große Haufe wird in allem seinen Thun und Lassen fast ausschließlich durch dies Motiv bestimmt. Hingegen jeder auch nur ein klein wenig überlegene Geist macht sich zunächst dadurch kenntlich, daß er selbst urteilt, kritisiert und nach eigner Ueberlegung verfährt. Davon ist aber, hinsichtlich der Sprache, der Rechtschreibung und des Stils, in der deutschen Gelehrtenrepublik keine Spur, sondern jeder bewundert den neuen Schnitzer des andern und adoptiert ihn: so wird denn ohne allen, auch nur passiven Widerstand, die Sprache gemißhandelt und zerfleischt. —

Die verdammte Einhelligkeit in der Aufnahme jedes neuen Sprachschnitzers entspringt aus dem Triebe der Nachahmung, welcher dem großen Haufen, also auch unsern Sprachverbesserern, Leitstern alles ihres Thuns und Treibens und leider auch Schreibens ist: was irgend einer geschrieben hat, und sei es ein grober Schnitzer, schreiben sie auf seine Autorität nach: so verbreitet sich die Pest der Sprachverhunzung. Zum Verzweifeln ist, daß nicht einer eine Spur von eigenem Urteil zeigt, durch Verwerfung und Verhöhnung eines auftauchenden Schnitzers. Nein, jeder adoptiert ihn so freudig, wie die Grasmücke den jungen Kuckuck, und diese Sprachverbesserer sind einander Gegenstände der Bewunderung und Nachahmung.

Kaum hat ein Ignorant „aus Anlaß" und ein andrer „beruht in" geschrieben: so starrt alsbald beides uns aus allen Büchern und Journalen triumphierend entgegen: denn es hat eine Autorität für sich: Schnitzerus dixit!*) —

Keiner, und sollte er auch nur vier Zeilen als Zeitungsannonce in die Welt schreiben, der nicht bemüht wäre, zur Dilapidation der Sprache sein Scherflein, durch Abknappen der seiner Unwissenheit unnütz dünkenden Silben, beizutragen. —

Es ist unmöglich, gut zu schreiben, wenn man immerfort darauf bedacht ist, Partikeln und Silben zu unterschlagen; wie man mit einer Fessel am Bein nicht tanzen kann. —

*) Wenn sie einen Schnitzer dreimal gedruckt gesehen haben, ist er ihnen klassisches Deutsch.

Unseren Sprachverbesserern fehlt es an Kenntnissen, an Verstand, an Geschmack und Schönheitssinn. Warum hat Winckelmann vor mehr als hundert Jahren, als seine Zeitgenossen noch ein steifes ungeschicktes Perückendeutsch schrieben, so unbegreiflich schön und grazios geschrieben? Weil er in hohem Grade Geschmack und Schönheitssinn besaß; — Eigenschaften, von denen in unsern Sprachverbesserern keine Spur zu finden ist. —

Die deutsche Sprache ist jetzt völlig vogelfrei für jeden Skribler, der im Dienst eines Buchhändlers oder Zeitungsschreibers, das Papier bekleckst: wenn dies so fortgeht; so wird, über hundert Jahre, die deutsche Sprache, die Sprache, in der unsere Klassiker geschrieben haben, eine tote sein, und statt ihrer in Deutschland ein wortarmer und grammatisch ungelenker Jargon, das Werk obiger Reformatoren, geredet werden*). — Auf solchem Wege sind ja alle die alten, herrlichen Ursprachen zu Grunde gegangen: Pack, Pack, Pack, Halbvieh ist gekommen, ihnen den seinen tierischen Mäulern angemessenen Jargon zu substituieren. So wird es auch hier gehn. —

Empörend ist es, die deutsche Sprache zerfetzt, zerzaust und zerfleischt zu sehen, und oben drauf den triumphierenden Unverstand, der selbstgefällig sein Werk belächelt; — während man bedenken sollte, daß die Sprache ein von den Vorfahren überkommenes und den Nachkommen zu hinterlassendes Erbstück ist, welches man daher in Ehren halten und nicht mutwillig antasten soll. —

Wer ist denn dieses Zeitalter, daß es an der Sprache meistern und ändern dürfte? — was hat es hervorgebracht, solche Anmaßung zu begründen? Große Philosophen, — wie Hegel; und große Dichter, wie Herrn Uhland, dessen schlechte Balladen zur Schande des deutschen Geschmacks dreißig Auflagen erlebt haben und hundert Leser haben gegen einen, der Bürgers unsterbliche Balladen wirklich kennt. Danach messe man mir die Nation und das Jahrhundert, danach.

*) Fahrt so fort, und da werdet ihr sehn, was nach zwanzig Jahren aus der deutschen Sprache, unter den Händen der Buchstabenzähler geworden ist.

Die Maaße und die Masse sind in der Aussprache, wie in der Bedeutung verschieden: warum sollen sie es nicht, wie bisher, auch in der Orthographie sein? — Um einen Buchstaben zu lukrieren. —

Schreibt ihr Spaß, so müßt ihr es aussprechen, wie naß, Baß, daß, laß, Faß, Haß, Gaß. —

„Kabinete" und „Briten" mit einem t zu schreiben ist wie wenn man Rolle mit einem l schreiben wollte. —

Fragmente zur deutschen Litteratur — enthält in der Abteilung I, S. 92 eine Anmerkung gegen die Sprachverderber, welche das h, „diesen musikalischen Buchstaben", weglassen und demnach bald Lon, Son u. s. w. schreiben müssen. —

Das eifrige Streben Vokale wegzulassen! Die deutsche Sprache ist schon arm genug an Vokalen: man soll die noch vorhandenen nicht ausrotten. —

Es ist von großer Wichtigkeit, daß die richtige Aussprache in der Orthographie niedergelegt und dadurch fixiert werde. Schon jetzt sprechen manche Leute „Spaß" aus: mit der Zeit werden sie „Märrchen" sprechen; dank unsern Buchstabenknickern. Zu glauben, daß die Aussprache sich durch Tradition erhalten werde, ist ganz eitel: man hält sich an die Orthographie. —

Dr. Sederholm, Pfarrer aus Moskau, welcher Schwedisch kann, sagt, daß „seelig" nicht von der Seele kommt; sondern vom schwedischen Wort Sal, welches bedeutet Fülle, Herrlichkeit, Glückseligkeit (doch nicht im theologischen Sinn), und welches im Deutschen bloß in seinen Derivativis Trübsal, Schicksal ꝛc. übrig ist: — also ist statt seelig sälig zu schreiben. —

Dänemark statt Dännemark: man soll nicht der schmutzigen Buchstabenzählerei Konzessionen machen auf Kosten der Richtigkeit. —

Dieses gedehnte Dännemark ist so unerträglich, daß ich allenfalls zugestehn will Dänmark zu schreiben (wobei zwei Buchstaben lukriert werden), jedoch unter der Bedingung, daß sie nicht verraten, daß ich mit Leuten, wie sie sind, ein Kompromiß eingegangen bin. (Auf dänisch heißt es Dannemark, so habe ich es gesehen auf einem dänischen Paket Waren, gedruckt.) —

Italia wird, um sich dem deutschen Idiom zu assimilieren, zu Italien: hieraus darf man aber nicht wieder

das Adjektiv bilden und schreiben italienisch, wie sie alle tutti unisono jetzt thun; sondern das Adjektiv wird aus Italia gemacht: also italiänisch: so spricht auch jeder, der nur ein wenig Bildung hat, aus: nicht italiehnisch, — wie ein Dreckfeger. —

„Etwa" ist gar kein Wort, sondern die süddeutsche Aussprache von etwan, aliquando, welche das n am Ende wegläßt, wie auch ebenso bei Verben im Infinitiv: daraus aber machen sie nachher gar das widerwärtig diphthongische Adjektiv etwaige! —

Der „Schmied" ist gar kein deutsches Wort, sondern das Machwerk der Naseweisheit, welche scharfsinnig entdeckt hat, daß es ja schmieden und die Schmiede heißt. (Dies ist wie wenn man θῆσις statt θέσις schreiben wollte, weil es von τίθημι kommt.) Auf deutsch hat zu allen Zeiten das Wort gelautet und ist geschrieben worden „Schmidt": dies bezeugen auch die zahllosen Eigennamen Schmidt. Hingegen hat es im Plural die Schmiede*). —

Aus derselben Naseweisheit ist „der Bauer, des Bauers", weil sie sich einbilden, er sei Landbauer und komme von bauen — es ist das englische boor: daher

der Bauer
des Bauern
plur.: die Bauern.

Nichts ist widerwärtiger als naseweise Schnitzer. —

Nichts mit großem N: cur? —

Die Manie „Nichts" mit großem N zu schreiben: Dies ist nur in dem Ausnahmsfall recht, wo es substantive steht, also le néant besagt. —

Schon lange war, auf Anlaß der so beliebten „Hilfe" und „giltig", — ein schwarzer Verdacht in mir aufgestiegen, nämlich daß sie nicht bloß die Buchstaben zählten, sondern sie mäßen: er ward zur Gewißheit, als ich „Hilsenfrüchte" fand, und erst jetzt konnte ich mit Shakespeares Prinz Heinrich sagen:

now I have touched the lowest cord etc. (sic fere).

Man soll bedenken, daß eine Jugend heranwächst, welche die Zeitungen aller Art und überhaupt das Neueste liest

*) Die zahllosen Eigennamen, die ganz gewiß vom Handwerk stammen werden alle Schmidt geschrieben; noch ist mir kein Schmied vorgekommen, wohl aber Schmieder.

und sonst nichts, folglich denkt, das wäre Deutsch und es gäbe kein anderes Deutsch, als diesen infamen Litteraten- und Buchmacher-Gesellen-Jargon, demnach „gescheidt“ und „giltig“ und „Hilfe“ und überhaupt alle oben aufgezählten Sprachschnitzer ihr Leben lang schreibt. — Es wäre gewissenlos dazu zu schweigen.

§ 2.

Präfixa und Affixa.

Durchgängig wird statt „beistimmen“ gesetzt „zustimmen“, obgleich beides nicht genau identisch ist; aber um einen Buchstaben zu ersparen: dies ist eine Kleinigkeit, aber es charakterisiert den Geist dieses schmutzigen Treibens. Dem entsprechend werden, um drei Buchstaben zu lukrieren, von allen den vielen Verben die verschiedenen Präfixa, durch welche sie die Nuancierung des Grundbegriffs durchführen und dadurch diejenige Modulation der Sprache hervorbringen, welche sie befähigt, jeden Gedanken treffend, genau, fein und prägnant auszudrücken, — weggeschnitten und überall statt ihrer bloß das Wurzelverbum gesetzt; und hierdurch emsig an der Verarmung und Lähmung der Sprache gearbeitet.

Es liegt am Tage, daß bei diesen Sprachverbesserungen die äußerste Dummheit präsidiert, und die äußerste Gemeinheit, mittelst blinder Nachahmung des lieben Nächsten ihr Folge leistet und also die Exekutive übernommen hat. —

Die Präfixa und Affixa sind die Modulation der Sprache, und diese wollt ihr, unfähige Skribler, ausmerzen, weil ihr den Sinn derselben weder versteht, noch fühlt. —

Die Sprache um ein Wort ärmer machen (durch Abschneiden der praefixa) heißt die Nation um einen Begriff ärmer machen. — Alle schöne Schreibart besteht in der treffenden Genauigkeit des Ausdrucks zur Bezeichnung des Gedankens: sie wird unmöglich, wenn man die verschiedenen Modulationen jedes Begriffs durch praefixa und affixa aufhebt. —

Wie die Rattenfänger machen sie Jagd auf die Präfixa aller Verben und Substantiven, um sie ohne Umstände wegzuschneiden; weil sie deren Bedeutung und Wert nicht

kennen, nicht verstehn, nicht fühlen*). Noch dazu thun sie dies mit sichtbarer Selbstgefälligkeit; wodurch sie uns das peinliche Schauspiel des über das Verwüstungswerk seiner Willkür exultierenden Unverstandes geben. —

Wenn ein Wort ohne Präfixum eine Bedeutung hat, mit dem praefixo aber eine andere; so brauchen sie jenes auch in der Bedeutung des letzteren, machen also die Sprache um ein Wort ärmer: und da dies an Hunderten von Worten geschieht, wird die Verarmung bedeutend. Z. B. „Besserung" statt Verbesserung, Ausbesserung u. s. w., oder „Kürzen" statt Verkürzen, Abkürzen u. s. w. „Er stürzte den Thurm" statt stürzte ihn um (Deutsches Museum) ist wie ruit statt deruit. —

Die deutsche Sprache ist der Dummheit in die Hände geliefert. Fälschung statt Verfälschung, — während ersteres bisher ausschließlich von Wertpapieren gebraucht ist, als Spezies eines Genus. Ebenso „Vergleich" statt Vergleichung; während ersteres in der Regel nur für pactio, compositio gebraucht worden. Durch diese Manier, von zwei Worten nur eins übrig zu lassen, welches, weil es eine Silbe weniger hat, jetzt den Dienst beider versehen soll, wird die Sprache immer ärmer gemacht, und zugleich zweideutig, — gerade so wie die Tiergeschlechter, die Skala abwärts genommen, dadurch immer unvollkommener werden, daß ein Teil die Funktionen allein übernimmt, welche höher hinauf von zweien versehn werden (worüber Milne Edwards). Daß ein Wort zwei verschiedene Bedeutungen hat, ist ein Uebelstand, dem man stets entgegenarbeiten soll: sie befördern ihn!

Allemal: „Bezug" statt Beziehung — Bettbezug**), und gar „Sachverhalt" statt Verhältnis; man denkt an Urinverhaltung***). „Geschick" statt Geschicklichkeit, wodurch seltsame Mißverständnisse entstehn, z. B. „das Geschick des Cajus" — wo man denkt, sein Schicksal sei ge-

*) Die durch Abschneiden der Präfixa zuwege gebrachte Identifizierung verschiedener Worte führt zur Verwirrung der Begriffe.

**) „Bezüge" statt Beziehungen. Kopfkissen, Sofas und Stühle haben Bezüge: Menschen und Dinge haben Beziehungen. So ist's deutsch. Aber elende Silbenknickerei steckt dahinter und sonst nichts. —

Schreibt ihr, statt Beziehung, „Bezug"; so müßt ihr auch statt Anziehung, „Anzug" schreiben.

***) „Sachverhalt" wird der Unbefangene für eine Abkürzung von Sachverhaltung nehmen, wie in Urinverhalt: macht ihr aus Verhältnis Verhalt; so müßt ihr auch aus Behältnis Behalt machen.

meint. Der Leser soll den wahren Sinn erraten, wozu er die Phrase dreimal lesen muß: aber was schadet das? Zwei Silben sind ja lukriert! —

Der dumme Mutwille, den jeder Strohkopf jetzt an den Silben übt, deren Bedeutung er weder versteht, noch fühlt, ist grenzenlos und droht die Sprache abzuschwächen und zu verarmen. Fernere Beispiele davon: „er suchte ihn in seinem Irrtum zu stärken" statt bestärken!! (Götting. Anzeigen). Man sucht einen im Unglück, in der Krankheit zu stärken: aber in seiner Meinung, seinem Irrtum u. s. w. muß man ihn bestärken. Jedoch ein Wort den Dienst zweier versehen zu lassen, wodurch die Sprache verarmt, — das ist der Humor der Sache! —

Statt Anregen schreiben sie „Beregen", welches gar kein Wort ist, aber den Zweck hat, im Partizip das Augment und damit zwei Buchstaben zu ersparen! Ueberhaupt wird getrachtet, alle die Verben, welche im Partizip das so schöne, die Verwandtschaft mit dem Griechischen beurkundende deutsche Augment haben, zu vermeiden und endlich auszumerzen. Ich schlage vor, statt Lumpenhunde Lumphunde (und Dummesel) zu schreiben: — es war mir nur ebenso eingefallen. —

Sie meinen, ein Präfix sei so gut wie das andere; weil sie weder fühlen, noch verstehn, warum unsre Vorfahren „begießen, betrügen, begehn, bethören, beschenken" u. s. w., aber „anfangen, anreden, anbeten, anziehn, anmuten" u. s. w. gesagt haben. Die Herren haben noch zu lernen, daß die Präfixa einen Sinn und Bedeutung haben, nicht willkürlich hingesetzt sind, also nicht willkürlich vertauscht werden können. —

Nachdem irgend ein Narr, um das Augment im Partizip zu ersparen, statt angestrebt, „erstrebt" geschrieben hatte, stürzten eilig hundert Narren herbei, dasselbe zu thun und überall stets Erstreben statt Anstreben zu setzen; so groß auch der Unterschied ist zwischen dem bloßen Anstreben (appetere) einer Sache und dem wirklichen Erstreben (adipisci) derselben, und sonach durch jene Identifikation dieser zwei Verba die Sprache um ein nötiges Wort ärmer wird. „Thut nichts, thut nichts! Dafür werden ja im Prinzip zwei Buchstaben lukriert!" Kostbarer Gewinn! Sollte man solche Dummheit für möglich halten, wenn man sie nicht sähe? —

Was mich bei allen diesen Verbesserungen verdrießt, ist zunächst das Verderben der Sprache; sodann aber auch die entsetzliche und so allgemeine Dummheit, die dabei zu Tage kommt; so daß ich in der Bitterkeit meines Herzens mir sage, daß das Phlegma die Wurzel der Dummheit ist und leider seine Heimat in Deutschland hat. Man horche hin, wie die Engländer, Franzosen, Italiener von den Deutschen in intellektueller Hinsicht urteilen: bei der heutigen, gemeinsam betriebenen Sprachverbesserung kommt zu Tage, daß sie recht haben. —

Sie dünken sich fein und witzig, indem sie überall statt Zuhörer „Hörer" schreiben: aber es ist zweierlei: jeder, der, wenn auch wider Willen, etwas hört, ist ein Hörer; aber nur wer mit Absicht hört, ein Zuhörer. Das fühlt so ein Pachyderma nicht, und dergestalt werden alle Modifikationen der Begriffe, alle Nuancen, Modulationen derselben, aus der deutschen Sprache ausgemerzt; bloß aus niederträchtiger, schmutziger Buchstabenzählerei. —

Sie setzen statt Anzahl — „Zahl": allein Zahl bedeutet jenes abstrakte Wesen, welches der Stoff der Arithmetik ist und wodurch man zählt; Anzahl hingegen ist das Gezählte, das was gezählt wird, die empirische Zahl, die Dinge, ihrer Zahl nach*).

Statt hinzufügen schreiben sie „beifügen", welches nicht dasselbe ist: ersteres gilt von homogenen, letzteres von heterogenen Dingen. Ich füge meinem Briefe ein Päckchen bei und ein Postskriptum hinzu**). Aber auch hier soll in der Sprache ein Wort den Dienst zweier versehen, um gelegentlich zwei Buchstaben zu ersparen. Die Genauigkeit einer Sprache geht hundertmal ihrer Kürze vor: sie besteht darin, daß jede Nuance eines Begriffs durch ein ebenso nuanciertes Wort ausgedrückt wird: nur unter dieser Bedingung kann man in einer Sprache sich ganz deutlich, bezeichnend, treffend, fein, kräftig und so ausdrücken, daß der Leser gleich versteht was man sagen will und es nicht erst aus dem Zusammenhang zu erraten hat. Dieser schmutzige Buchstabengeiz, der Stil, Grammatik,

*) „Zahl" statt Anzahl: jenes ist die abstrakte, reine, unbenannte Zahl; letzteres die konkrete, angewandte, abgezählte individueller Dinge.

**) „Ich füge bei" statt hinzu: zwei verschiedene Dinge. Ich füge eine Probe der Ware bei; ich füge noch folgendes hinzu: so muß man schreiben. „Ich füge an" statt hinzu, — ein Kabinettsstück von Buchstabenzählerei.

Logik, Sinn und Verstand mit Füßen tritt, um hin und wieder einige Buchstaben zu erknausern, kann nicht tief genug verachtet werden; er proklamiert laut, daß die von ihm Besessenen ohne Kenntnis, ohne Verstand und ohne Geschmack sind. Daß ihrer eine Legion ist, bessert ihre Sache nicht: das Allgemeine ist dem Gemeinen verwandt. —

Einer (Wilhelmi) in den Heidelberger Jahrbüchern schreibt: „Ich trat in den Tempel, wo ich die Bildsäulen des Odin, Thor und Frey *traf*"; — wonach man denken sollte, er habe auf diese geschossen: aber es steht aus elender Buchstabenknickerei statt *vorfand*: wenn noch stände „antraf", so ginge es allenfalls, wiewohl auch dies nicht richtig wäre, da es nur von zufällig anwesenden Personen gesagt werden darf, nicht aber von einem Gott in seinem Tempel. — Wollt ihr eine ganze Seite sprachlich verhunzen, damit sie eine Zeile weniger habe? Ist das Menschenverstand? — oder ist's Eselsdummheit? —

„*Bessern*" statt *verbessern* — zweierlei: Ein Sünder, ein Kranker, *bessert* sich, „bessere dich". Eine Erfindung, ein Instrument, ein Buch, ein Gehalt wird *verbessert**). — „*Aendern*" statt *verändern*. Der Unterschied ist analog, wenn auch nicht so deutlich. Sein Kleid ändern ist ein anderes anziehn: sein Kleid *verändern* ist Sache des Schneiders. *Aendern* betrifft überall das Ganze der Sache; *verändern* einen Teil**). „*Fälschen*" statt *verfälschen*. *Gefälscht* wird das, dem man ein ganz anderes substituiert, wie Dokumente, Wechsel, Banknoten; *verfälscht* wird das, dem etwas Unechtes beigemischt wird: Wein, Text, Urteil, Glaubenslehre u. s. w. Ich *verfälsche* die Urkunde, wenn ich eine Stelle radiere und etwas anderes hinschreibe: ich *fälsche* sie, wenn ich sie ganz fabriziere. —

„*Ueben*" statt ausüben und auch statt einüben. — Der Schüler übt die Kunst oder sich in derselben: der Meister übt sie *aus*. Der Virtuose übt ein Stück, der Schauspieler eine Rolle ein.

---

*) Auf deutsch redet man von der *Besserung* eines Kranken, von der *Ver*besserung einer Maschine, von der *Aus*besserung eines Kleides, Schiffes u. s. w.

**) Eine Zeitung berichtet eine bevorstehende „Aenderung der Uniform": dies besagt auf deutsch, daß statt der bisherigen eine ganz andre eingeführt werden soll; — während bloß eine Veränderung in der Uniform gemeint ist.

Aber ohne alles Verständnis des Wertes der Silben, sind sie ganz allein auf Zählen und Auswerfen der Buchstaben bedacht. Wenn die unfähigen und urteilslosen Köpfe, aus denen die große Mehrheit des Menschengeschlechts, folglich auch der Gelehrten, besteht, tagtäglich schlechte Bücher in die Welt setzen; so ist davon kein ernstlicher Nachteil zu befürchten: ein Thor ist wer sie liest, und ihr Einfluß geht nie weit. Ein anderes aber ist es, wenn solche Köpfe sich an die Sprache machen und diese, nach irgend einer Flause, umformen und verbessern wollen. Da wird die Sache bedenklich: denn sie können ihre Tatzen so tief in die Sprache eindrücken, daß die Spur bleibend wird; weil sie den großen Troß von ihresgleichen hinter sich haben, welche, wie das gemeine Volk, in allen Dingen stets nur durch Beispiel und Nachahmung geleitet werden und jetzt sich beeilen, der Narrheit nachzueifern. —

Statt *ausfertigen* — „*fertigen*“; wie es schon längst statt *verfertigen* dienen muß; für *abfertigen* wird es den Dienst wohl auch übernehmen, wie auch für anfertigen, — und so wird jeden Tag die Sprache um ein Wort ärmer.

Scheuchen statt *verscheuchen*.

Statt *beständig* — „ständig“! — folglich auch statt anständig, inständig, verständig, ausständig, abständig, nachständig u. s. w., überhaupt statt *Bestand* — *Stand**). Bloß daraus, daß der *Verstand* den Herren so fremd ist, erklärt es sich, daß sie ihn nicht auch in *Stand* abgekürzt haben. Vor allen Dingen aber rate ich ihnen, ihr eigenes Epitheton zu verkürzen und statt *dumm* — *dum* zu schreiben. —

„In Dresden *findet* sich kein sardinischer Gesandter“ statt *befindet*: — was sich „nicht findet“ ist abhanden gekommen. — Ja, „Brauche“ (mihi opus est) statt „Gebrauche“ (utor).

Ebenfalls: statt „er wollte ihm dazu *verhelfen*“: bloß „helfen“. Zwei sehr verschiedene Begriffe. —

Nochmals über *lösen* und *auflösen* (vergl. W. a. W.

---

*) Dann müßt ihr *stehn* statt *bestehn* schreiben, und alles durcheinander werfen, um nur eine Silbe zu sparen. —

Statt *beständig* — „*ständig*“, welches klingt wie *ständig*, d. i. den Ständen des Reichs gehörig. Dann müssen sie auch statt *unbeständig* unständig, und statt *Unbestand* Unstand schreiben. Aber so weit zu denken sind unsere Sprachverbesserer nicht fähig: ihre Sache ist Buchstaben zählen.

u. V. II. Wissenschaftslehre)*): es sind zwei verschiedene Begriffe, welche deshalb im Deutschen die Sprache mit zwei verschiedenen Namen bezeichnet: man soll nicht, aus Silbenknickerei, diese verschiedenen Bezeichnungen aufheben, wodurch die Sprache verarmt.

„Lösen" statt auflösen: was würde man sagen, wenn ein Franzose soudre statt dissoudre schriebe?

Hingabe statt Hingebung**), sogar Dahingabe! Behörden schreiben „letzte Willensordnung" statt Willensverordnung. Etwas ordnen oder etwas verordnen sind doch höchst verschiedene Dinge! Thut nichts, wenn wir nur eine Silbe ersparen, da mag Sinn, Verstand, Logik, Grammatik und alles zum Teufel gehn. —

„Rechnung legen" statt ablegen (Postztg.): also fortan statt auflegen, unterlegen, vorlegen, darlegen, einlegen, überlegen, verlegen, auslegen u. s. w. nur immer simpliciter „legen"! „Willigung" statt Einwilligung***): also ich bin gewilligt ꝛc. Eine Sache „weigern" statt verweigern (Recension), also das activum transitivum statt des reciprocum. —

„Eine Stelle in der Weltgeschichte nehmen" statt einnehmen (W. Menzel). — „Zeichnen" statt unterzeichnen mag als Börsenjargon hingehn; außerdem aber gebraucht (wie bereits geschieht), ist es nichts, als ein erzgemeiner Judenjungen-Schnitzer!

„Durchstich der Landenge", statt Durchstechung. „Tiefer greifend" statt eingreifend. —

„Einwände" statt Einwendungen. —

„Abbruch der Unterhandlungen" statt Abbrechung. Man sagt „der Abbruch eines Hauses".

„Schwinden" (tabescere) statt verschwinden (evanescere.) — „Schluß" statt Beschluß. — „Reglos" statt regungslos. —

---

*) Ein andrer mir anstößiger Ausdruck der Chemiker ist Ammoniak statt Ammonium. Ammoniak steht für ammoniacum, ist also das Derivatum, das Adjektiv, wie in Sal ammoniacum. Die Basis des Salmiaks, bestehend aus Azot und Hydrogen, muß also Ammonium heißen.

**) Wenn durch Hinzufügung einer Silbe, oder sonstige Verlängerung eines Worts, der Ausdruck des mitzuteilenden Gedankens an Klarheit und Bestimmtheit auch nur ein weniges gewinnt; so ist es die größte Thorheit und Verkehrtheit jene Silbe ersparen zu wollen; z. B. Hingabe statt Hingebung zu schreiben. —

„Hingabe" statt „Hingebung": Gabe und Gebung ist zweierlei! Der Akt und die Sache.

***) „Willigen" statt bewilligen, einwilligen

„Zugestehn" statt eingestehn: so verschieden wie Eingeständnis und Zugeständnis. — Ich erwähne es nur, um zu zeigen, wie weit die Niederträchtigkeit der Buchstabenzählerei geht.

„Die Häuser streichen" — statt anstreichen. —

In einer ministeriellen Depesche, wie sie die Zeitung gibt, steht „verhalten" statt vorenthalten! Allerdings ist Hoffnung da, daß es ein Druckfehler sei: aber die Hoffnung ist schwach. — „War nicht zu erbringen" statt aufzubringen. —

„Verhalten" statt vorenthalten schon dreimal gefunden! auch bei Rosenkranz. — Urinverhaltungen gibt es: Wahrheiten werden vorenthalten. —

„Zweiung" statt Entzweiung! (P. Z.) Da kann er auch, statt entsetzen, setzen; statt entführen, führen; statt entstehen, stehen schreiben. „Ent" bedeutet das Auseinandergehen. —

Heutzutage ist in Deutschland kein Schriftsteller (wie doch in allen andern Ländern) bemüht, vor allem korrekt zu schreiben; vielmehr sucht jeder, durch die absurdesten, auf Buchstabenknickerei hinauslaufenden Sprachverhunzungen seinen ganzen Unverstand an den Tag zu legen: und die übrigen bezeigen Beifall durch Annahme seiner Verhunzungen. Jeder Sudler vermeint, Herr und Meister über die Sprache zu sein und nach Gutdünken mit ihr umspringen zu können, Worte gebrauchen zu dürfen in einem Sinn, den sie nie gehabt, Silben wegschneiden, neue Worte zusammensetzen oder gar sie erfinden, und Präpositionen ohne Auswahl, wie sich's eben trifft, anwenden zu dürfen; z. B. „beruht in" statt „beruht auf". Ein angesehener Theologe*) spricht uns von einem entsetzten Professor, meint aber damit nicht perterritus, sondern „abgesetzt": und bloß um einen Buchstaben zu ersparen, schreibt er diesen Unsinn. Man sieht daran, wie weit die Monomanie geht. —

Die gänzliche Verderbung der deutschen Sprache durch solches knauseriges Abknappen von Silben und Buchstaben ist dem Verfahren eines Fabrikherrn zu vergleichen, der, durch Einführung einiger kleiner, knickeriger Ersparnisse, seine ganze Fabrik ruiniert; — gehört also unter die Rubrik pennywise and poundfoolish. —

*) (ist Haase, Leben Fichtes.)

„Das Volk mahnen" statt ermahnen! (Hase, St. Franciscus.) Schuldner werden gemahnt. —

„Hindern" statt verhindern. Ich hindere, was ich erschwere, verhindere, was ich unmöglich mache. —

„Wandeln" statt verwandeln (Graul, Kural v. 452). — „Löschen" statt erlöschen, sc. die Lampe (Do, v. 601). — Fahr! statt Gefahr! (Graul, Kural v. 674!!) ibid. p. 15 Pflichten lösen statt erfüllen!

„Dem Christentum erborgt" (Köppen, Bd. 2) statt abgeborgt. Wer mir etwas erborgt, borgt es für mich von einem andern: — also falsches Wort, falscher Sinn, um zwei Buchstaben zu knausern. —

„Siedelei" statt Einsiedelei (Köppen), also gerade das Bezeichnende und Unterscheidende weggeschnitten.

Von Silbenknickern und Buchstabenzählern fast in jeder Zeile mißhandelt, befindet die Sprache sich unter den unwürdigsten Tatzen: mögen Ganesa, Athene und Hermes sie erretten! —

„Bereiten" statt vorbereiten. Man bereitet eine Speise, ein Lager; eine Ueberraschung, ein Ueberfall u. s. w. wird vorbereitet. —

„Patriotische Hingabe" statt Hingebung: — warum denn gleich darauf „Aushebung der Rekruten", und nicht Aushub? und, statt Erhebung des Gemüts, Erhub? und überhaupt statt Hebung (z. B. der Industrie) bloß Hub? —

„Vorwiegend" statt überwiegend: also auch Vorgewicht? Dummer, sinnloser Schnitzer, um einen Buchstaben zu ersparen. „Ueber" bezieht sich auf die perpendikulare, vor auf die horizontale Linie, aber wer möchte unsern Sprachverbesserern mit solchen Subtilitäten kommen? sie sind gewohnt aus dem groben Holz zu schneiden: sie zählen die Buchstaben und damit gut. —

„Teidigen" statt verteidigen! und „Teidigung" statt Verteidigung! in einer Zeitung gefunden.

Das Königl. Sächsische Ministerium des öffentlichen Unterrichts, in einer „Bekanntmachung das Lehrerinnen-Seminar betreffend", vom 1. Juni 1859, sagt „Führung" statt Aufführung. Danach kann man auch statt Ausführung, Verführung, Durchführung, Ueberführung, Anführung, Entführung, Abführung, Einführung u. s. w. immer nur Führung sagen: der Leser wird ja wohl raten, was wir meinen.

— Auch Heidelberger Jahrbücher, Oktober 1859, „Führung" statt Aufführung. —

„Der Verfasser hat noch einen Teil zurückhalten müssen" statt zurückbehalten, — schreibt ein Recensent im Repertorium. Zwei sehr verschiedene Begriffe! aber sie sollen konfundiert und die Sprache um ein Wort ärmer werden. Und von solchen Eseln wird man recensiert in so einem anonymen Eselstall. —

„Dies zeugt" (generat) statt bezeugt (testatur)! — Testat statt Attestat. Sie schleichen um die Sprache und suchen nach irgend einer Silbe, die noch abzuknappen wäre.

Es ist als ob sie daran verzweifelten, mittelst ihrer Schriften eine Spur ihres Daseins zu hinterlassen, und daß sie daher eine solche der Sprache eindrücken wollen, durch Verhunzung derselben. Daran arbeiten sie einmütig. — Das schlimmste bei der Sache ist, daß allgemach eine junge Generation heranwächst, welche, da sie stets nur das Neueste liest, schon kein anderes Deutsch mehr kennt, als diesen verrenkten Jargon des impotenten, nämlich durch Hegel kastrierten, Zeitalters im langen Bart, welches, weil es nichts Besseres zu thun weiß, sich ein Gewerbe daraus macht, die deutsche Sprache zu demolieren.

Habe gefunden „das Unänderliche" statt Unabänderliche, — eine Sprachverbesserung, welche gewiß von allen Schafsköpfen mit Bewunderung aufgenommen und mit edlem Eifer nachgeahmt werden wird; — wodurch dann die Sprache um zwei Worte ärmer wird, d. h. um das Unterscheidungsmittel zweier ganz disparater Begriffe: „unabänderlich" und „unveränderlich".

Ferner: „unrechtes Gut" statt ungerechtes: — man sagt: die unrechte Thür, der unrechte Hut, der unrechte Weg; aber ungerecht ist etwas ganz anderes. Aber was kümmert uns Sinn und Verstand, wenn wir zwei Buchstaben ersparen können! —

„Beifügen" statt hinzufügen und „zustimmen" statt Beistimmen, obgleich es nicht genau dasselbe ist: aber ein Buchstabe wird erspart, und — victoria! Die deutsche Sprache ist wieder um ein Wort ärmer geworden! ruft triumphierend die lausige Bettelökonomie dieser Buchstabenzähler. — Und dann das stolze Selbstbewußtsein zu sein, mit welchem Herr Schmierax nach jeder neuen Wortverstümmlung um sich sieht, und den Eifer, mit welchem die

gesamte schreibende Welt herbeistürzt, dieselbe aufzunehmen und anzuwenden.

Diese verfluchte Unanimität drückt dem ganzen Treiben den Stempel der Gemeinheit auf.

Mir ist, als sähe ich unsere sämtlichen Schriftsteller, jeden mit einer Schere in der Hand herlaufen hinter der deutschen Sprache, um ihr irgendwo eine Silbe, wenigstens einen Buchstaben abzuknappen.

§ 3.

Kasus und Flexionen.

In keiner Sprache wird man im Zweifel darüber gelassen, ob man den Nominativ oder den Dativ vor sich habe, als ganz allein im Deutschen: nein, nicht im Deutschen, sondern im elenden „Jetztzeit"-Jargon der Litteraten: im Deutschen wird vielmehr, bei Eigennamen, der casus obliquus überhaupt durch ein angehängtes n bezeichnet. —

In dem allbekannten Volksliede, „Was ist des Deutschen Vaterland" heißt es:

„So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt."

Auf deutsch besagt dies, daß Gott im Himmel sitzt und Lieder singt. Wir sollen's raten! Eine Sprache soll den Gedanken ausdrücken; nicht uns überlassen ihn zu raten. Der Kasus muß, muß, muß, in allen Fällen, sei es durch Flexion oder Artikel, ausgedrückt werden, nicht aber dem Leser zu erraten bleiben, sonst seid ihr Huronen und Karaiben. Da man den Eigennamen meistens keinen Artikel vorsetzt; so wurde bei diesen, zur Zeit als es noch gute Schriftsteller in Deutschland gab, der Casus obliquus durch s und n ausgedrückt: Goethe, Goethes, Goethen. Das wollen aber unsere Theetischlitteraten und Buchhändlerhausknechte durchaus nicht, es gefällt ihnen nicht, Gründe wissen sie keine dagegen, aber sie mögen's nicht, — geben also lieber dem Leser zu raten, was gemeint und wer welcher sei. —

Wirklich weiß man oft wirklich nicht, welcher von beiden Leuten im Nominativ, welcher im Accusativ steht, d. h. welcher der Leidende und welcher der Handelnde ist. —

Wenn der Kasus gar nicht ausgedrückt wird, so ist die deutsche die unvollkommenste aller Sprachen. —

Sie deklinieren, aus Buchstabenknickerei: der Prinz,

des Prinz u. s. w. — Dann müssen sie auch: der Fall, der Riese, ebenso deklinieren. —

Ich weiß wohl, daß ihr meine Worte in den Wind schlagen und sagen könnt stat pro ratione voluntas: aber dennoch könnt ihr leicht einmal auf einen treffen, der ohne Umschweife euch sagte, was ihr seid.

§ 4.

Pronomina.

Das Pronomen „welcher, welche, welches“ ist, seiner ungebürlichen Länge wegen, bei unsern meisten Schreibern ganz verfemt und wird ein und allemal durch der, die und das vertreten, in welcher Weise ich sagen müßte: „Die, die die, die die Buchstaben zählen, für klägliche Tröpfe halten, möchten vielleicht nicht so ganz unrecht haben.“ —

Statt „dieses, jenes, solches, dasselbe“ — setzen sie „das“ — welches dem Vortrag eine recht bierhausmäßige Natürlichkeit verleiht: noch gemeiner aber ist das Motiv dazu, — die niederträchtige Buchstabenzählerei. — Die abscheuliche Manie zwei, ja drei Worte zu ersparen*)!

Die Sudler sollten ihre Dummheit an etwas anderm auslassen, als an der deutschen Sprache.

Alles kurz, nur kurz! — Sie haben nämlich große Eile! Denn ihr eignes Leben ist ein abgekürztes: sie, ja schon ihre Eltern besitzen es nämlich nur zur Lehn von den Kuhpocken, als welche alle die Schwächlinge der Kinderwelt retten, die in früheren Zeiten auf dem Probierstein der wahren Pocken

*) Sogar wo gar kein Pronomen nötig ist, flicken sie dieses Das ein, so sehr gefällt es ihnen. Und zwar begehn diesen ganz plötzlich eingerissenen Mißbrauch des Das alle, einer wie der andre, vom Akademikus bis zum letzten Zeitungsskribler herab. Diese vermaledeite Uniformität ist, als sicheres Zeichen der Urteilslosigkeit, zum Verzweifeln. Alle sind voll von Das; daher es denn ebenso allgemein wie gemein ist: jede Seite ist mit Das gespickt von oben bis unten. Man denke sich den Effekt, wenn im englischen that auf solche Weise mißbraucht und an die Stelle aller verwandten Pronomina gesetzt würde. —

Sie haben arithmetisch richtig abgezählt, daß der, die, das weniger Buchstaben haben, als welcher, welche, welches; dieser, diese, dieses; solcher, solche, solches 2c. Jetzt muß daher alles mit der, die, das bestritten werden, welches oft das Verständnis der Phrasen schwierig macht. Und dies alles bloß um einen oder zwei Buchstaben zu ersparen! man sollte eine solche Erbärmlichkeit gar nicht für möglich halten. Ich habe in einer Gel. Zeitschr. gefunden, statt „als welcher“ — als der, — welches der Leser für den Komparativ halten muß und ganz irre wird. Besonders beliebt ist der substantive Gebrauch des Das, dermaßen, daß alle Seiten damit gespickt sind, welches dem Stil eine gewisse bierhausartige Familiarität und Gemütlichkeit gibt, so lebendig, daß man den Schreiber sprechen zu hören vermeint und einem zu Mute wird, als befände man sich in schlechter Gesellschaft.

erlagen und Raum ließen für die Starken, welche leben und zeugen sollten. Jenes so ein kurzes Leben bloß zur Lehn habende und daher in allem so äußerst pressierte Geschlecht ist eben jenes langbärtige Gezwerge, welches einem überall zwischen die Beine läuft. Aus ihm sind ohne Zweifel auch die Verbesserer der Sprache durch Buchenstabenzählerei und Wortbeknapperei hervorgegangen: die Verwandtschaft ist ja augenfällig — curtail'd in their fair proportion (Rich. 3) ist beides. —

Statt solcher, solche, solches, — immer nur „solch", z. B. „solch aufrichtiger Mann". Obendrein merkt man, daß sie sich dabei liebenswürdig dünken. —

„Dasselbe" wurde, wie hier, zusammengezogen, geschrieben, wann es das Pronomen es vertritt. Dann behielt man die Zusammenziehung auch in allen andern Fällen bei, ohne Fug und Recht. Daraus entstand Konfusion: man verrannte sich immer mehr in „dieselbe, derselbe, dasselbe", bis man zuletzt nicht aus noch ein wußte: wonach denn dies höchst nötige Adjektiv „der — die — das (Pronomen der — die — das) selbe" vom Leibe der Sprache amputiert wurde. Es kommt demnach seit einigen Jahren gar nicht mehr vor, sondern wird vertreten durch das Gleiche. Wenn das Gleiche so viel bedeutet wie das Selbe; so behält Leibnizens Identitas indiscernibilium recht*). —

Wenn dies so fortgeht und diese Sprachverhunzer, statt Schimpf und Schande, Beifall und Nachahmung einernten; so wird, nach einer Reihe von Jahren, die deutsche Sprache zu einem gemeinen, armen und schwer verständlichen Jargon herabgesunken sein. —

„In der Versammlung erschien ein Müller, Schulmeister und Accessist." (Menzel, Litteraturblatt.) — Dies besagt auf deutsch, daß der Mann alle drei Gewerbe versah: — er meint drei Menschen und hat das ein zweimal ersparen wollen. —

Ein anderer schreibt „er verirrte" statt „er verirrte sich". Wenn ein Franzose il égara statt il s'égara schreiben wollte! Da würde er sehn, daß er mit Franzosen zu thun hat und nicht mit Deutschen. —

Ebenso: „Karbon orydiert im Sauerstoff" statt orydiert sich. —

*) Die Geschichte von der gleichen Kugel, die zwei Soldaten traf und „Der gleiche gensd'arme trat herein" (eine Kriminalgeschichte: Zeitung).

„Einander" ist den Buchstabenzählern zu lang: da setzen sie „sich ähnlich, sich entsprechend" u. s. w.; ohne Sinn und Verstand. Aber: zum Teufel Sinn und Verstand, wenn wir nur Buchstaben lukrieren, ist ihre Losung*).

§ 5.

Adjektiva und Adverbia.

Sie trachten den Unterschied zwischen Adjektiv und Adverbium auszulöschen: „sicher" statt sicherlich; — „ernst" statt ernstlich. Nun wohl, wenn die Leute, welche Adjektiv und Adverb gesondert aufgestellt haben, Narren waren; dann seid ihr Weise. Sonst aber umgekehrt. —

„Sicher" statt sicherlich; „sichtbar" statt sichtbarlich, wie wenn man similis statt similiter, — credibilis statt credibiliter schreiben wollte. — Einzig statt allein, und sicher statt gewiß gehören zusammen.

Einfach ist Adjektiv, nicht Adverb. — Was würde man sagen, wenn einer schriebe simplex statt simpliciter, — simple statt simplement, simple statt simply — semplice statt semplicemente! — Aber gegen die deutsche Sprache ist alles erlaubt! Sie ist in den Händen der Schreiber aus Industrie, der Schreiber des lieben Brotes wegen, der Litteraten und schlecht bezahlten Professoren. Wehe ihr! —

Einer schreibt: „eine Sache ernst thun", statt ernstlich; er setzt also statt des Adverbii das Adjektiv**): dies aber hängt stets dem Subjekt an, hier der Person, jenes hingegen der Handlung: also wird dadurch der ganze Gedanke verschoben. Thut nichts! drei Buchstaben sind erspart: und dafür treten wir Grammatik, Logik, Sinn und Verstand mit Füßen. Man sollte denken, die Buchstaben wären Diamanten, wenn man sieht, wie damit geknausert wird. Ich wollte, der Verstand wäre in Deutschland so wohlfeil, wie die Buchstaben. In Wahrheit aber zeigt sich in dieser Sprachreformation ein so kolossaler Unverstand, daß man fragen möchte, ob nicht eine Geisteskrankheit dahinter stecke, — und zwar eine ansteckende.

---

*) „Ei was! Sinn oder Unsinn, was thut das? — wenn wir nur einen Buchstaben ersparen! Darauf kommt es an. Mag der Leser nun raten, was wir wohl gemeint haben: seh' er zu, wie er dahinter kommt! wir sagen, wie Petrarca, intendermi chi puo, che m'intend'io.

**) Und umgekehrt setzt Graul (Kural v. 684) das Adverbium statt des Adjektivs: „günstig Aeußeres, gründlich Wissen".

§ 6.

Präpositionen.

Es ist dahin gekommen, daß von unsern Skriblern die Präpositionen ganz promiscue und ohne Auswahl gebraucht werden: der Sudler nimmt die erste die beste, welche ihm einfällt: „aus Anlaß“ statt auf, — „aus Dank“ statt zum*). So hat zwar nie ein Deutscher geschrieben**): aber was thut das? Herrn Schmierax fällt es ein, so zu schreiben, und er nimmt keinen Anstand: die andern Schreiber, statt ihn zu züchtigen, thun es ihm nach: denn Herr Schmierax ist ihr Cicero, die für ihren Sprachgebrauch entscheidende Auktorität: der Quartanerschnitzer „aus Anlaß“ ist allgemein befolgt! „Aus Anlaß“ schreibt sogar ein berühmter Philologe (Creuzer, in den Münchener Gelehrten Nachrichten, Juli 1857, auch in den Göttinger Anzeigen). Man sagt: „aus Gründen, aus Ursachen“, aber „auf Anlaß“ (auf meine Veranlassung)***): so will es die deutsche Sprache: statt dieser aber kauderwelsch reden, — auf Auktorität der Zeitungsschreiber und Tintenkleckser, — ist eines berühmten Philologen sehr unwürdig. Dem analog „beruht in“ statt beruht auf. „Der Kern der Beweisführung ruht darin“ statt beruht darauf. —

Dieser jetzt schon sehr häufige Schnitzer: „beruht in“ statt auf, — hat wirklich bloß die Ersparnis eines Buchstabens zum Grunde. — Haben fünfzig animalia scribacia einen Schnitzer einander nachgeschrieben, so ist er autorisiert und man beruft sich darauf. —

Auf richtige Syntax, zumal richtigen Gebrauch der Präpositionen, wird kein Bedacht genommen; sondern jeder Sudler nimmt, welche Präposition ihm eben einfällt, oder gefällt, nach der Regel stat pro ratione voluntas, und ihm folgt darin bald ein andrer Sudler, dem er als Autorität gilt. —

„— Die Verbindung Babylons dem Assyrischen Reich“ — (Spiegel, in Münchener Anzeigen) statt mit dem; weil man scilicet sagt dem Reich verbunden! —

---

*) Nächst für ist aus ihr Favorit; „aus Anlaß“; — „aus Dank dafür“; statt zum; — „er fiel um aus Schreck“ statt vor.

**) Ueber poetische Freiheiten ist oft geklagt worden; aber sie sind sehr gering, gegen die prosaischen Freiheiten, die heutzutage jeder Sudler sich nimmt.

***) Weil eine Begebenheit aus ihrer Ursach, aus ihrem Grunde entspringt; aber nicht aus dem Anlaß: auf diesen erfolgt sie bloß, in der Zeit. Aber unsere Lohnschreiber haben von den Feinheiten der deutschen Sprache keine Ahnung und wollen sie verbessern.

Das Niederträchtigste bei der Sache ist das Tutti unisono, mit welchem jeder neu erfundene Sprachschnitzer sogleich angestimmt wird: denn es verrät die Abwesenheit jeder Prätension auf Selbständigkeit und eigenes Urteil, wie auch daß unsre Schreiber die echten deutschen Schriftsteller, welche sämtlich aus dem vorigen Jahrhundert sind, und überhaupt irgend ältere Bücher, gar nicht lesen, sondern bloß die in letzter Nacht ausgeheckten Monstra ihrer Jetztzeit-Schreiberei, gegenseitig untereinander. Hat nämlich einer von ihnen einen neuen, recht hirnlosen Sprachschnitzer in die Welt geworfen, z. B. aus Anlaß geschrieben; so springen alsbald Hunderte hinzu, ihn als ihr Adoptivkind aufzunehmen und ihn triumphierend der Welt überall vorzuzeigen, als eine neue Errungenschaft, einen Fortschritt des Jahrhunderts. So ist denn jeder Sudler dem andern ein Cicero, eine sprachliche Autorität, und was einer gedruckt gelesen hat, schreibt er nach. —

Alle schreiben: „Die Frage von einer Sache“: man frägt aber nicht von, sondern nach etwas. —

Ein sehr verdienter Orientalist schreibt, um zu sagen: Dies Wort ist aus der Sprache verschwunden — „dies Wort ist der Sprache entschwunden“, wählt also eine geschrobene, halb poetische und ganz unpassende Redeweise, bloß — um die Präposition aus zu ersparen! Dies ist charakteristisch für den Geist, mit welchem die Sache getrieben wird. —

„Namens“ statt „im Namen“ z. B. „Namens meiner“, „Namens des Gerichts“. Auf deutsch hingegen bedeutet Namens nicht im, sondern mit Namen, z. B. ein Kaufmann Namens Meier. Aber wenn es gilt, einen Buchstaben zu lukrieren, sind sie zu jeder Sprachverhunzung bereit. —

Es handelt sich hier nicht um ein delictum veniale, sondern um eine vom borniertesten Unverstande mit Plan und Vorbedacht an der Sprache begangene, schändliche Gewaltthätigkeit.

In jeder Sprache gebraucht ein Schriftsteller die Präpositionen mit Besinnung über ihren Sinn und Wert: nur der deutsche Schreiber nimmt ohne andre Auswahl, als die seines Caprice, die erste, die beste, welche ihm eben in die Feder kommt.

Die glänzende Periode der deutschen Litteratur hat im Anfang dieses Jahrhunderts ihr Ende erreicht: damit aber auch die Sprache derselben nicht bleibe, sind jetzt Zeitungs-

schreiber, Buchhändlerlöhnlinge und schlechte Schriftsteller überhaupt eifrig beflissen, sie zu zerfetzen und zu zerstückeln, beseelt von einem rechten Enthusiasmus niederträchtiger Buchstabenzählerei.

§ 7.

Konjunktionen und Partikeln.

Eine wirkliche Manie*) ist es, die sich aller unsrer heutigen Schreiber bemächtigt hat: ihr ganzes Dichten und Trachten geht dahin, Silben abzuknappen, und da finden sie überall welche, die ihnen, in ihrer Unwissenheit und Borniertheit entbehrlich scheinen: und über diese Silbenersparnis verderben sie ganze Perioden; so daß man nicht daraus klug wird und sie wiederholt liest, um herauszuraten, was der Skribler sagen will. Es ist also im höchsten Grad das pennywise and poundfoolish der Engländer. Es ist eine wirkliche allgemeine Verschwörung gegen die Sprache. Alles fällt über sie her: der eine reißt hier, der andre dort, ein Stück ab, eine Silbe, wenn er kann; wo nicht, einen Buchstaben; wenigstens ein Interpunktionszeichen, — und triumphiert über die Beute. Und keine Opposition läßt sich blicken: Himmel hilf! wir sind in Deutschland! Es ist wie eine Seuche, die alle ergriffen hat. — Man sehe, an den täglich sich darbietenden Beispielen, welche elende Kniffe so ein Skribler sich erlaubt, — um „wenn" und „so" zu ersparen**) und wie unverständlich er dadurch seine Phrase macht, zur Qual seines Lesers. —

„Wenn" und „so" sind geächtet, im Interesse der Buchstabenzählerei: statt „wenn er es gewußt hätte; so würde er nicht gekommen sein", — schreiben sie mit einem Gallicismus: „hätte er es gewußt, er wäre nicht gekommen". Allein die logischen Partikeln „wenn" und „so" sind der ganz eigentliche Ausdruck des hypothetischen Urteils, also einer Verstandesform, und dieser unmittelbar angepaßt. Wenn eine Sprache solche Formen besitzt, so ist es große Thorheit, sie wegzuwerfen, um ein paar Silben zu ersparen und die Sprache auf das Niveau des nachbarlichen Jargons herabzuschrauben. —

Ein besonderer Wortknappereikniff ist die Weglassung

*) Ich wollte, ich könnte sagen, es wäre Manie: denn Manie ist oft heilbar: ich fürchte aber, es ist eine unheilbare Krankheit, und ihr Name ist Dummheit.

**) Um nur wenn und so zu ersparen, winden sie sich wie die Würmer, höchst lächerlich!

der Konjunktion und, wo das Verständnis des Sinnes diese heischt: er kommt, infolge seiner vorzüglichen Dummheit, täglich mehr in Aufnahme. Diese Konjunktionen und und oder werden weggelassen und dadurch der Sinn einer ganzen Periode verdunkelt. —

Die Partikel daß ist ganz aus der Sprache herausgewiesen und darf nicht vorkommen: Statt: er sagte, daß dies oder jenes geschehn sei, sagen sie (der Himmel weiß weswegen) allemal wie; als ob nicht daß und wie etwas geschieht sehr verschiedene Dinge wären. Sodann, in anderen Fällen, wird daß durch eine Versetzung der Worte eliminiert: z. B. statt: es schien, daß der Feind heranrücke — „es schien, der Feind rücke heran; wohlzumerken: dies geschieht nicht etwan hin und wieder, sondern durchgängig und überall, oft auf die gezwungenste und die ganze Periode unverständlich machende Weise, — bloß weil es die Silbe daß erspart. — Dazu nun die so erzgemeine Uniformität aller Schreiber und der Unverstand, welcher dabei zu Tage kommt! —

„Die Behauptung als ob" statt daß. —

Auch den Unterschied zwischen als und wie verstehn sie nicht, sondern brauchen beides promiscue. Als darf nur beim eigentlichen Komparativ stehn: „er ist größer als ich, und so groß wie du".

§ 8.

Wortzusammenziehungen.

Ohne Umstände zieht jeder Skribler Substantiv und Adjektiv zu einem Wort zusammen, und sieht dabei triumphierend auf seinen verblüfften Leser. Statt „dunkles Zimmer" Dunkelzimmer; statt „die ganze Länge" die Gesamtlänge, — und so in hundert Fällen*), aus Adjektiv und Substantiv ein Wort gemacht! wozu, wozu? — aus der schmutzigsten Raumersparnis eines Buchstabens und des Interstitiums zwischen zwei Worten. Und bei solchen niederträchtigen Schlichen ist noch dazu eine gewisse Selbstgefälligkeit unverkennbar: triumphierend bringt jeder, als Probe seines Witzes, eine neue Sprachverhunzung zu Markte. Olympische Götter! gibt es einen peinlicheren Anblick, als den des exultierenden, zufriedenen Unverstandes? Uebertrifft er nicht sogar den der kokettierenden Häßlichkeit? —

*) Nicht die euch überflüssig scheinenden Silben, die überflüssigen Worte sollt ihr weglassen.

Die deutsche Sprache sehn wir jetzt der Dummheit, Unwissenheit, Urteilslosigkeit geradezu in die Hände geliefert, um mit ihr zu schalten, nach Laune und Vergnügen.

Statt „hohe Schule" schreiben sie Hochschule, offenbar aus bloßer Vorliebe für das Sinnlose.

Dahin gehört auch Goethemonument*), Schillermonument, statt Goethes Monument. Und gar Schillerhaus klingt wie Schilderhaus. Wie abgeschmackt würde es in England erscheinen, wenn einer sagen wollte the Shakespearemonument. —

Stein-Monument**), Schiller-Monument, Schiller-Haus wie Schilderhaus: sagte ein Engländer Shakespearemonument oder Shakespearehouse, wie albern würde er erscheinen! O daß man doch könnte englischen Verstand, wie englische Waren, importieren! Aber der Zollverein würde hohen Zoll darauf setzen.

O um eine Crusca für Deutschland! —

Mozart-Geige, Schillerhaus! unberechtigte Zusammenziehung! — Siehe oben: — das erste Wort muß den Zweck des zweiten bezeichnen: Spazierstock, Obstgarten, Reitpeitsche, Vogelflinte, Arzneiglas, Uhrkette, Schilderhaus, Wachtposten, Postkutsche, Schreibtisch. Man sagt Wilddieb, aber nicht Wildschwein. —

In den Heidelberger Jahrbüchern, Dezember 1859, steht „Wildesel"; da wird doch, als zur Familie gehörig, auch Dummesel anwendbar sein. — Ebendaselbst gebraucht einer Uebung statt Gebrauch! bloß weil tel est notre plaisir: so ungeniert darf jeder Skribler mit der deutschen Sprache umgehn. Ein Physiker (Birnbaum) schreibt statt periodischer Regen „Periodenregen"! — Die deutsche Litteratur ist überschwemmt von einem Periodenregen. —

Zieht ihr zwei, drei und mehr Worte in eines zusammen; so könnt ihr mit demselben Recht alle Interstitia weglassen, wie auf den ältesten griechischen und römischen Lapidarinschriften.

§ 9.

Unworte.

„Vervorteilung seiner Gläubiger" statt Uebervorteilung. (Postzeit. 15. Juli 1858) — also schafft der Sud-

*) „Das Goethemonument" statt Goethes Monument; welches nicht nur richtiger, sondern sogar kürzer ist.

**) Stein-Monument — das ist ja jedes, mit Ausnahme der hölzernen Büste Bürgers in Ulrichs Garten. Bronze!

ler ein Unwort, um einen Buchstaben zu lukrieren: so weit geht der Wahnsinn! Die deutsche Sprache ist in Gefahr: ich thue was ich kann, sie zu retten; bin mir aber dabei bewußt, daß ich allein stehe, einer Armee von 10000 Narren gegenüber. — But what for that?

Ein Darmstätter Landgericht beraumt einen Termin an wegen Klage über „Eheverspruch“! Januar 1859.

Gerichtshöfe citieren die Leute in „Selbstperson“, — ein Unwort, welches nichts besagt; statt „eigener“, d. h. nicht fremder Person. Welche Gerichtshöfe irgend eines Landes in Europa würden wohl ihre Würde so weit vergessen, daß sie mit armseligen, sprachverhunzenden Litteraten in ein Horn stießen? —

„Selbstverständlich“ ist sinnlos: es müßte wenigstens heißen „von selbst verständlich“: hiebei wäre aber (für die Buchstabenknicker) kein Profit. „Selbstredend“, im selben Sinne gebraucht, besagt etwas ganz anderes, nämlich, daß man selbst redet, nicht durch einen anderen.

„Zuverlässig“ wird ersetzt durch verläßlich, — um einen Buchstaben zu erknickern! —

Der Orientalist Graul schreibt (Kural p. 195): „um damit das Reis, das beifallen möchte“, statt: um damit das Reiskorn, welches vorbeifallen möchte. —

„Indeß“ statt indessen, aus lumpiger Buchstabenknickerei: es steht für unterdessen, währenddessen: deß ist gar kein Wort. —

Stets „deß“ statt dessen setzt Graul (Kural).

Derselbe, sonst verdienstvolle, aber durch viele abgeschmackte Worte eigener Fabrik sich auszeichnende Orientalist hat eine solche Vokalscheu, daß er das e am Ende eines Wortes stets wegläßt und durch einen Apostroph ersetzt, wenn das folgende Wort mit einem Vokal anfängt. Demnach müßte man z. B. schreiben: „Mein' arm' alt' Amm' aß ein' Auster.“

Derselbe schreibt auch (Kural v. 314) „damit bewenden lassen“ statt dabei: wenn es nur nicht die andern sehn! Gleich würden sie es nachschreiben, da es so recht der Sprache ins Angesicht geschlagen ist. —

„Es entfällt“ statt es fällt dahin! —

Beanspruchen*) ein so allgemein beliebtes, wie plum-

*) Das plumpabgeschmackte „beanspruchen“ ist in allgemeine Aufnahme gekommen, bloß weil es eine Silbe weniger hat, als in Anspruch nehmen. —

Daß ein so dummes Wort, wie beanspruchen, in allgemeinen Gebrauch kommen konnte, charakterisiert den Geist unserer Sprachverbesserer und ihrer Nachtreter.

pes und unverantwortlich dummes Wort; — „vorerst“, sinnlos und von widerlichem Anklang, statt fürs erste; — und einmal statt erstlich, also semel statt primum — demgemäß beide im allgemeinen Gebrauch. —

„Die Kasse hat vereinnahmt“ statt eingenommen: würdiger Pendant zu dem abgeschmackten und daher allgemein beliebten beanspruchen. —

„Beglichen“ statt ausgeglichen! ein Unwort! Hab' ich einen Schnitzer einmal gefunden, erblicke ich ihn sogleich überall; weil jeder Skribler dem andern ein Vorbild ist, statt daß er ihm ein Abscheu sein sollte. —

„Seither“ ein Unwort: aber Herr Skriblerus hat es octroyiert, und Herr Schmieracius hat es kontrasigniert, und die gesamte Gelehrtenwelt respektiert den Befehl. „Zeither (das Richtige) ist ganz verbannt: überall „seither“*).

Längsschnitt — Unwort, statt Längenschnitt; ebenso Längsrichtung.

Der Zoologe Bronn lukriert eine Silbe dadurch, daß er Echse“ statt Eidechse schreibt. Ist nun jenes ein fossil aufgefundenes Wort, oder generatio spontanea? —

„Best“ statt bestens! — Statt Uebermacht „Obmacht“! —

„Erfund“ statt Erfindung! (Heidelb. Jahrbüch. Bähr.) — Litteratendeutsch! —

„Unterkunft finden“ statt Unterkommen: da werden wir wohl bald statt Auskommen „Auskunft“ erleben und dieses letztere sehr brauchbare deutsche Wort dadurch aus der Welt gesetzt sehen. —

„Gedenkfeier“ statt Gedächtnisfeier: man feiert das Gedächtnis, d. i. die Erinnerung an einen, nicht das „Gedenk“. —

„Vor“ statt bevor; — welches Phrasen gibt, aus denen nicht klug zu werden ist. „Er that es, vor er mir es gesagt.“ Ueberall sitzt Unverstand und Geschmacklosigkeit am Ruder, um die Sprache zuzurichten. —

Statt „mithin“ sohin. Und solche dumme Verbesserung erlauben sich die niedrigsten Lohnschreiber der Journale, der Pöbel der Litteratur.

„Venediger“ statt Venetianer. Zeitung.

---

*) „Seither“ — ich weiß nicht, welches animal scribax zuerst diesen Schnitzer gemacht hat: aber Beifall und Nachfolge hat er gefunden, wie unter den Latinisten ein Ausdruck des Cicero. „Zeither“ ist ganz dadurch aus der Sprache verdrängt und findet sich höchstens bei irgend einem alten, hinter den Fortschritten der Zeit zurückgebliebenen Gelehrten.

Statt beständig — „stetig". —

„Seitens", „betreffs", „behufs" oder gar „hinsichts" sind Wortverrenkungen, entsprungen aus nichtswürdiger Buchstabenzählerei; — auf deutsch heißt es: von seiten, — im Betreff, — zum Behuf, — hinsichtlich. Dahin gehört auch „weitaus" statt bei weitem*). —

Schreibt ihr, statt anderweitig, — „anderweit", so müßt ihr auch, statt zeitig, — „zeit" schreiben. —

Das Studium brevitatis geht so weit, daß sie dem Teufel den Schwanz abschneiden und statt Mephistopheles schreiben „Mephisto". —

„Dies ist ein Sophismus." Postzeitung vom 19. Mai 1857. Jetzt wird doch niemand es als Hyperbel nehmen, wenn ich sage, daß unter den Reformatoren der deutschen Sprache Stiefelputzer sind.

§ 10.

Verkehrter Gebrauch der Worte.

In der Postzeitung vom 16. Juni 1857 heißt es: „Die Königin war durch die Zeitschrift N. N. auf die Mängel einer Kirche und einer Schule in zwei Gemeinden hingewiesen", — hiebei wird nun jeder denken, die besagten Anstalten wären fehlerhaft gewesen; — aber aus dem Sinn geht hervor, daß Ermangelung gemeint ist. Daß deutsche Zeitungen elendes, fehlerhaftes Deutsch schreiben, ist alltäglich und keiner Erwähnung wert: aber wir haben hieran ein rechtes Musterbeispiel und Prototyp der Folgen der Silbenknickerei und Buchstabenzählerei, und darum führe ich es an: denn nicht nur ist etwas anderes gesagt, als gemeint war; sondern indem jetzt, dieser Sprachökonomie gemäß, zwei disparate Begriffe durch dasselbe Wort bezeichnet werden, wird die Sprache der Verarmung entgegengeführt: von zwei Worten, welche sie zur Bezeichnung zweier Begriffe hatte, wird ihr nur eines, natürlich das kürzere, gelassen, welches jetzt für beide dienen soll, wobei denn der Leser jedesmal raten mag, was gemeint sei. Und so verfahren unsre nichtswürdigen Sprachverbesserer in hundert Fällen. —

Ihr Treiben besteht größtenteils darin, daß sie von zwei verwandten Worten das längere ausstoßen und es

*) Statt „von seiten" — seitens, ein Unwort. Vor allem sollten Behörden sich davor hüten, da es Aequivokationen veranlassen kann. Und alles bloß der schmutzigen, niederträchtigen Buchstabenknickerei zuliebe.

überall durch das kürzere vertreten lassen, wenngleich dieses nicht eigentlich dasselbe, sondern nur etwas Aehnliches besagt; — wodurch die Sprache verarmt und die Möglichkeit, einen Gedanken genau und dadurch treffend, scharf und prägnant auszudrücken, uns in vielen Fällen benommen wird. —

Statt Scharfsinn schreiben sie „Schärfe“; als ob nicht die Schärfe und der Scharfsinn eines Urteils gar weit verschiedene Dinge wären. Aber sie sind nur bedacht, dasselbe Wort, bloß weil es kürzer, als die ihm verwandten ist, der Bezeichnung zweier, dreier und mehrerer Begriffe dienen zu lassen, wodurch sie die Sprache teils matt und stumpf, teils durchweg zweideutig machen. Welches Epitheton gebührt ihnen? —

Statt „achtungswert“ schreiben sie, aus niederträchtiger Buchstabenknickerei, „achtbar“, welches viel weniger besagt, indem es sich verhält, wie sichtbar zu sehenswert, und überdies ein Spießbürgerausdruck ist. — Sie aber sagen: „Wir werfen jedes Wort zur Sprache hinaus, welches durch ein anderes, um zwei Buchstaben kürzeres, wenn dieses auch schon eine andere Bedeutung hat, doch so ungefähr, wenn auch schief und schielend, mit vertreten werden kann“: wenn auch dadurch die Sprache immer ärmer und unbestimmter wird; so wird sie dafür auch immer kürzer, am Ende so kurz, daß man gar nicht mehr weiß, was gesagt sein soll, sondern die Wahl behält zwischen allerlei Bedeutungen. —

„Bedauerlich“, statt bedauernswert, ist falsch: ersteres besagt „was man bedauern kann“, wenn man Lust hat; dieses was verdient bedauert zu werden.

„Billig“, statt wohlfeil, ist so falsch und gemein, wie es allgemein ist.

„Die billigste Litteraturzeitung ist ... die rc.“ hebt ein Journalartikel an. Danach sollte man glauben, daß die Recensionen mit großer Billigkeit abgefaßt wären. Er meint aber die wohlfeilste. —

„Koburg wird billiger regiert als Gotha“ (Postzeitung); man meint, das heiße mit Nachsicht, o nein! es ist gemeint wohlfeiler. „Billig“ ist ein moralisches Prädikat, kein merkantilisches. Postzeitung vom 9. November 1858, Schreiben aus Berlin: „Alle demokratischen Zeitungen begeifern die gefallenen Minister; — es ist so billig jetzt zu schimpfen.“ — Er will sagen: jam parvi constat conviciari; sagt aber: jam aequum est conviciari. Billig, ausgehend von Krämern:

„billige Behandlung der Kunden", und dann wurde die Ware billig: endlich billige Ochsen auf dem Viehmarkt. Billig ist ein durchaus moralisches Prädikat, darf daher bloß von Menschen gebraucht werden.

Alle setzen stets „notwendig" (necessarium, necesse est) statt nötig (opportet, opus est); notwendig bezieht sich (als Wirkung) auf die causa efficiens; nötig auf die causa finalis. —

„Maßnahme" statt Maßregel. Maßnahmen — sind was der Schneider vornimmt, wenn er mir Hosen anmißt; Maßregel ist der leitende Grundsatz, nach dem verfahren werden soll. —

„Die Wärmebildung des Körpers", falsch und sinnlos, statt Wärmeerzeugung (Centralblatt). Ibidem: „von Physiologie habe ich nichts gefunden außer das Wort" grober Schnitzer statt: ausgenommen.

Statt Begriff, Ansicht, Meinung u. dgl. durchgängig das affektierte, gespreizte und ekstatische „Anschauung". —

In der Postzeitung, Dezember 22., 1859 heißt es: „ob er, Herr P., die Echtheit der Anlage zu verabreden vermöge": also „verabreden" statt in Abrede stellen! mithin inter se convenire, statt negare! also völligen Unsinn schreiben, um zwei Silben zu lukrieren! —

Statt zeitweilig schreibt einer zeitig, welches aber reif bedeutet. —

„Ein unweit anziehenderes Gemälde" (Göttinger Gel. Anzeigen, September 1858) statt ungleich: unweit bedeutet nahe. Aber dies ist die heutige Sitte: jeder Skribler schreibt das Wort hin, welches ihm gerade durch den Kopf fährt, — mag es die hier nötige Bedeutung haben, oder nicht. Der Leser mag raten, was gesagt sein soll. —

„Beiläufig" (i. e. obiter, en passant) statt ungefähr (circiter, à peu près). — „Umfänglich" statt umfangsreich: ist das Gegenteil, indem es besagt „was sich umfangen läßt". —

„Sorglich" statt sorgfältig, von Sorgfalt: jenes von Sorge, wie auch besorglich, Besorgnis. — Aber nur Silben ausmerzen, unbekümmert darum, daß dadurch die Sprache um viele Worte verarmt, dies ist der Geist unsrer Sprachverbesserer. —

Statt niedrig schreiben sie „nieder", aus niederträchtiger Lumpacivagabundenbuchstabensparsamkeit: — aber nie-

der führt den Begriff der Bewegung mit sich: der Stein fallt nieder, das Thal liegt niedrig. —

„Er sitzt nieder", statt „setzt sich nieder", um eine Silbe zu ergaunern, ist gerade so ein Schnitzer, wie wenn man lateinisch sedere statt sidere schriebe. Aber auch statt niedrig sind sie dreist genug nieder und statt übrig — über zu setzen. Dazu machen sie gar noch den Superlativ: der niederste! (Heidelberger Jahrbücher.) Nieder ist Adverbium, niedrig aber Adjektiv. —

Sie schreiben „über" statt übrig; „überbleiben" (Graul).

Einer schreibt (Zeller) „abschätzig" statt geringschätzig; und bedenkt nicht, daß abschätzen taxieren bedeutet: die niederträchtige Buchstabenzählerei macht sie blind gegen alles. Ueberhaupt bedenkt sich keiner bei der Sprachverbesserung; sondern jeder schreibt hin, was ihm eben durch den Kopf fährt, sobald er nur an den Fingern die Buchstaben abgezählt hat. — So oft man (wie jetzt täglich geschieht) ein Wort die Stelle zweier vertreten läßt, die bis dahin zwei verschiedene Begriffe bezeichneten, verarmt die Sprache. —

Ich kann dies „allein" statt selbst. —

Statt „in der Kürze" (ut brevi dicam) „kürzlich (nuper). Göttinger Gel. Anzeigen. Sie schlagen die Sprache in Trümmern, wenn es gilt eine Silbe zu lukrieren. —

„Einig" (concors) statt einzig (unicus) und statt einfach (simplex). —

Statt daselbst setzt einer bloß „da", und zwar so, daß der Leser zuerst quum statt ibi verstehn muß. —

Statt „Stelle" „Platz" — greift um sich. — Statt „verdorben" „verderbt"! Bloß aus Buchstabenzählerei. Schreibt doch auch gesterbt statt gestorben! —

„Ich fühle mich bewogen, diese Weise der Beurteilung nur auf das freudigste anzuerkennen." (Marggraf, Litterarische Blätter, August [1858]).

bloß = pure, only
nur ist tantummodo.

Sprachverderbnis ist allemal ein sicheres Zeichen der Degeneration der Litteratur eines Volkes. Möchte doch der Unverstand sich irgend einen andern Tummelplatz suchen, als die deutsche Sprache! Denn nirgends ist das von ihm gesäete Unkraut so schwer, ja fast unmöglich auszurotten, wie hier, wo es nachmals sich an das Spalier der Gewohnheit klammert. Die impotenten Langbärte dieser er-

bärmlichen Nützlichkeitszeit drohen die deutsche Sprache auf immer zu verderben.

Sie schreiben ständig statt beständig: dann müssen sie auch Stand statt Bestand schreiben.

Statt „gegenwärtig, einstweilen, jetzt, zu jetziger Zeit" schreiben sie, höchst lächerlicherweise, stets augenblicklich, und zwar thun sie es alle, einer dem andern nach. Und dies ist die Schande. Denn wenn irgend ein einzelner dergleichen grammatikalische oder orthographische Idiotismen oder Solöcismen auf eigene Hand beginge, so wäre es eben seine Grille und er behielte doch die Würde der Originalität. Aber die bereitwillige, eifrige, allgemeine Nachahmung jedes hirnlosen Schnitzers ist das Herabwürdigende des Treibens. Diese allgemeine Einstimmung, dieses Chorusmachen bei jedem neu erfundenen Schnitzer ist eben das verächtlichste. Denn die blinde Nachahmerei ist überall der echte Stempel der Gemeinheit: der große Haufe, der Plebs, wird fast in allem seinen Thun ausschließlich durch Beispiel geleitet und wird durch Nachahmung, wie das Automat durch Räder bewegt. — Eine besonders lächerliche Folge jenes Mißbrauchs des Worts augenblicklich ist, daß wenn sie nun einmal im Ernst augenblicklich meinen; dann sagen sie „im Nu": ein Wort aus der Kinderstube. Eine sehr ästhetische buchstabenersparende Verbesserung desselben ist „augenblicks", welches ich, statt „jetzt", wirklich gefunden habe: da es klingt wie Blix (Blitz), wird es figurativ und dadurch äußerst schön und nachahmungswürdig.

§ 11.

Verfemte Worte.

Index verborum prohibitorum. Worte, die im Verschiß sind und keiner anrühren darf: gewiß; — zugleich; wenn — so —; welcher, welche, welches; — daß (dafür „wie"); — allein („einzig"); — im stande sein („in der Lage"); — bei weitem („weitaus"); — ferner („weiter"); — beinahe („nahezu" Postzeitung, sogar „nahebei" statt beinahe, Leipziger Repert., also das richtige beinahe auf den Kopf gestellt, ohne Profit, bloß um nicht deutsch, sondern Litteratenjargon zu reden). Ausgenommen („außer") — auch wo es Unsinn schafft. Ungefähr („etwa" oder „beiläufig": beides falsch). Be-

zeichnen („kennzeichnen"). Alle Perfekta und Plusquamperfekta: wir setzen überall das Imperfekt: Sinn oder Unsinn --! Gleichviel! wir zählen die Silben. —

Statt „ausgenommen die, welche u. s. w." schreiben sie (so unglaublich es scheint) „außer die, welche", — machen also einen sackgroben Schnitzer, um zwei Silben zu ersparen*). Wollte ein Engländer, ein Franzos, ein Italiener etwas diesem Analoges probieren, — so würde er Spießruten zu laufen haben. Aber bei den Deutschen geht es herunter.

Man nehme dazu, daß unter allen jetzigen deutschen Schriftstellern kein einziger ist, dessen Schriften sich eine Dauer auch nur von fünfzig Jahren versprechen können: und diese Menschen sind es, die ihre Tatzen in die Sprache drücken zum unauslöschlichen Andenken! —

Zu den proskribierten Worten gehören „gewiß" und „zugleich"; was sie gesündigt haben, weiß ich nicht. Schönes Beispiel: „Die Armeereduktion wird als sicher betrachtet": — dies besagt auf deutsch, daß sie ohne Gefahr sei; -- der Schreiber meint „gewiß". —

Was das Wort zugleich (ὁμου, simul) unsern Skriblern gethan hat, weiß ich nicht: es ist aber verfemt und wird, ohne Ausnahme, durch gleichzeitig vertreten.

Ich nenne sie ohne Umstände Skribler, obwohl ich sehr wohl weiß, daß ihrer wenigstens zehntausend sind: das intimidiert mich keinen Augenblick: der Pöbel war stets zahlreich, muß aber nichtsdestoweniger als solcher behandelt werden.

So springt denn jeder mit der Sprache um, wie es ihm beliebt und zur Reform derselben hält kein Tropf sich für zu gering. — Und wenn ich gegen zehntausend Skribler ganz allein stehe (wie es den Anschein hat); so will ich die Hundsfötterei, die mit der deutschen Sprache getrieben wird, nicht ungezüchtigt lassen.

§ 12.

Sinnlose Worte.

Nachdem man, durch alle diese Streiche und Verwegenheiten, sich gewöhnt hat, mit der Sprache umzu-

*) Statt „ausgenommen" stets „außer", z. B. „außer es wäre der Wille des Kaisers"; welches oft Unsinn liefert, indem man foris oder extra versteht, wo excepto gemeint ist. Dem analog schreiben sie statt seitdem bloß „seit"; z. B. „seit die Buchdruckerei erfunden ist" — ein Schnitzer.

springen, wie es beliebt und gefällt, wie mit einem herrenlosen Hunde; so gelangt man dahin, Sprachverbesserungen, die nicht den Zweck der Abkürzung und Buchstabenersparnis haben, aus bloßem Mutwillen vorzunehmen: weil man nämlich an neuen Gedanken total bankrott ist, will man neue Worte zu Markte bringen, bloß um dadurch seine Originalität an den Tag zu legen*).

Leistungen dieser Art sind z. B. folgende:

Durchgängig liest man Ansprache statt Anrede: aber ansprechen ist etwas anderes als bloß anreden: es trägt nämlich den Begriff des Bittens in sich, ganz wie appellare: Anreden ist bloß alloqui. Hiebei ist keine Buchstabenersparnis; sondern bloß weil sie nicht gewöhnliche Worte gebrauchen wollen: ein grober Irrtum! Ungewöhnliche Gedanken in gewöhnlichen Worten, das ist die Sache; nicht umgekehrt. —

„Unbill" statt Unbild ist gerade wie im ersten Decennio dieses Jahrhunderts ein Schriftsteller (Prof. Schütz?) „ungeschlachtet" statt ungeschlacht schrieb, worüber damals Goethe herzlich gelacht hat. —

„Würde er kommen" statt „käme er" ist deutsch, wie „wenn er kommen thun sollte". Die Postzeitung vom 17. August 1857 schreibt: „Würde früher bekannt geworden sein, daß" u. s. w. statt: „wäre früher bekannt geworden, daß", und obendrein wird dieser Schnitzer auf Kosten der sonst so leidenschaftlich geliebten Silbenknickerei gemacht. „Wenn er dies thun würde", statt thäte. (Götting. Gel. Anzeigen!) Sie thun es also aus reiner uneigennütziger Liebe zum Falschen, Verkehrten, Schleppenden und Abgeschmackten. Mit würde darf eine Periode nur dann anheben, wenn sie entweder eine Frage ist, oder das Verbum passive steht: daher kann man sagen: „würde er getötet", aber nicht: „würde er sterben", sondern „stürbe er". Aber keiner bedenkt sich bei so etwas; sondern sein Universalargument ist: „Hat doch Gevatter Hinze so geschrieben; also ist's recht, daß ich, Kunze, auch so schreibe." Handeln aus Beispiel, aus Nachahmungstrieb, — Stempel der Gemeinheit! — Auffallend ist ein aus seiner Etymologie leicht verständliches Wort: „auffällig" besagt nichts und ist wie wenn man statt frappant frappeux sagen wollte; aber in-

*) Man soll so wenig wie möglich neue Worte einführen; hingegen neue Gedanken so viel wie möglich: sie aber halten es umgekehrt.

folge seiner besondern Albernheit hat es Gunst gefunden und auffallend gänzlich verdrängt*).

Die Wurzel des Uebels ist, daß die meisten Schriftsteller Litteraten, d. h. Schriftsteller von Profession sind, welche ihr tägliches Brot durch ihr tägliches Schreiben verdienen. Da muß nun der sehr kleine Vorrat ihrer Kenntnisse und der noch kleinere ihrer Gedanken immerfort herhalten, wieder aufgewärmt, anders zugerichtet, und mit scheinbarer Neuheit aufgetischt werden. Im Gefühl der Monotonie der Sache und des gänzlichen Mangels an neuen Gedanken suchen sie den Schein der Neuheit durch alle möglichen Mittel hervorzubringen und greifen so nach neu gemachten oder umgeformten alten Wörtern. Aus dieser Klasse sind unsere meisten Sprachverbesserer: wir wollen sie daher mit der Hochachtung behandeln, die sie verdienen. Und von diesen Armen am Geiste soll die Sprache zugerichtet werden? — Und daß in Deutschland nicht eine Anzahl Gelehrter vorhanden ist, die sich der Sprache annehmen und Widerstand leisten, ist höchst deplorabel.

„Er hatte mißraten" statt abgeraten! (Heidelberger Jahrbücher.) —

Habe gefunden ein neues Substantiv „Gröbungen" für Grobheiten, und „handliche Uebersicht" (Centralblatt); ein neues Verbum „heeren": scheint bedeuten zu sollen „ein Land mit einer Armee besetzt halten"; „Aufbesserung der Gehalte", „Verliederung einer Provinz" — qu'est-ce? — „heiklich", — „behäbig"? Sobald nämlich ein Ausdruck nur albern genug ist, darf er Beifall und Adoption hoffen. Jeder geringste Skribler und Sudler hält sich berufen, die Sprache zu verbessern und zu bereichern, nimmt daher keinen Anstand, ein Wort hinzuschreiben, das ihm eben durch den Kopf fährt und nie auf der Welt gehört worden. „Uebermögen" statt überwinden, schreibt Graul, Kural S. 8 u. 69; wie unverschämt!

„Von einer Sache die Sprache (Rede) sein! (Postzeit.) — Es gibt keine mutwillige Verhunzung der Sprache, die sich heute nicht der niedrigste Schmierax ohne Umstände erlaubte; — weil er weiß, daß keine Prügel darauf gesetzt sind.

Worte, die keine sind: „bislang"**). — „Beweise erbringen" statt aufbringen. (Heidelberger Jahrbücher.) —

*) Jedoch „augenfällig".
**) „Bislang" statt bisher, sinnlos.

„Nahezu", statt beinahe, ist kein Wort, auch keine erlaubte Zusammensetzung; man sagt „nahe bei dem Baum", nicht zu dem Baum. — Behäbig? — In „Bälde", — „verwilligen" statt bewilligen; verwilligen ist gar kein Wort, hat auch keine Buchstabenersparnis, aber Herrn Schmierax gefällt es so, er dünkt sich originell dabei. Dann muß er auch versuchen statt besuchen, vernehmen statt benehmen sagen. —

Statt fortwährend — „forthin". (Postzeit.) Statt anregen ibid. sehr oft „beregen", welches gar kein Wort ist, auch nicht einmal Buchstaben erspart: das Präfix an bezeichnet aber überall den vorwärts treibenden stimilus, wie in antreiben, anspornen, anfeuern, anstiften, anfangen u. s. w. Dies nicht fühlend, nicht verstehend, setzt nun so ein schmierender Lump, ohne Grund oder Vorteil, ein ganz undeutsches Wort beregen, bloß aus dummem Mutwillen, um seine Autokratie über die Sprache zu beweisen, darzuthun, daß mit ihr jeder nichtswürdige Skribler umspringen kann, wie es ihm beliebt. Ich überlasse dem Leser zu entscheiden, was so ein Verfahren verdient.

„Diese Affaire kann man nunmehr als völlig bereinigt betrachten." (Postzeit. 1858, Juni.) Was beschmutzt heißt, weiß ich, 2c.

§ 13.

Imperfekt und Präteritum.

Die Substituierung des Imperfekts für jedes Präteritum verdient als eine Infamie gebrandmarkt zu werden. Es ist geradezu infam, eine Sprache dadurch zu verstümmeln, daß man ihr das Perfekt und Plusquamperfekt raubt; und dies bloß um ein paar Buchstaben zu lukrieren! Erbärmliche, lumpige Knicker und unvernünftiges Vieh! —

„Nur ein Präteritum: das Imperfekt! und nur eine Präposition: für! An ihnen haben wir zwei Surrogate aller übrigen." Dies ist die Losung unserer scharfsinnigen Sprachverbesserer. —

Das Imperfekt heißt so, weil es die Handlung bezeichnet, die noch im Fortschreiten, noch nicht vollendet ist: also soll man es nicht von vollendeten und abgethanen Handlungen gebrauchen. —

Daß der Gebrauch des Imperfektums statt des Perfektums und Plusquamperfektums der Logik vor den Kopf stößt,

beruht darauf, daß er das Vollendete und Abgethane als ein Unvollendetes und jetzt Geschehendes ausspricht; wodurch denn, im fernen Kontext, Widersprüche, ja Unsinn entsteht. —

Ist erwartet, statt wird: ersteres wäre bloß nachdem er angekommen richtig. —

Die Wortbeschneidungswut ist allgemein: das weiß ich: aber ihr sollt wissen, daß das Allgemeine dem Gemeinen gerade so nahe verwandt ist, wie beide Worte es einander sind: daher man vor der Allgemeinheit keinen Respekt haben soll, — vielmehr das Gegenteil.

„Wenn wir nun ein paar Buchstaben lukrieren, — da mögen Grammatik, Logik und Menschenverstand zum Teufel fahren!" —

Die Vollkommenheit einer Sprache besteht darin, daß in ihr jeder Gedanke genau und deutlich, mit allen seinen Nuancen und Modifikationen, sowohl auf grammatischem, als lexikalischem Wege, ausgedrückt werden kann. Diese Vollkommenheit der deutschen Sprache zu rauben ist die Legion unserer hirn- und geschmacklosen Verballhorner derselben bemüht, mittelst Elimination ganzer temporum (Perfekt, Plusquamperfekt, zweites Futurum), Wegschneidung der Präfixa, Suffixa, Affixa, Substituierung des kürzeren Worts für das richtige, sinnlose Zusammenkleisterung zweier Worte, und was dergleichen Streiche mehr sind, welche zwar wenig Verstand, aber viel Dummdreistigkeit erfordern. Läßt man sie walten, so wird die deutsche Sprache ein ärmlicher Jargon, wie die übrigen europäischen Sprachen schon sind, — und der Verlust ist unersetzlich. —

Die Aufgabe jedes Schreibenden ist, daß der Gedanke, den er mitzuteilen hat, in den Worten wirklich und objektiv ausgedrückt sei; nicht aber, daß man ihn allenfalls daraus erraten könne: das Werkzeug dazu ist die Sprache in ihrer ganzen grammatikalischen und lexikalischen Vollkommenheit: diese aber eben suchen unsre Buchstabenzähler zu unterminieren, — und dünken sich klug dabei!

Und wenn sie nun auch mittelst aller Schliche, Pfiffe und Kniffe im Gebrauch falscher tempora, Auslassen zweckdienlicher Worte, Abknappen der Silben und Ausmerzen der Buchstaben, aller Grammatik und Logik zum Trotz, dem Leser zur Erschwerung des Verständnisses, dem guten Geschmack zum Hohn, — es wirklich dahin bringen, daß auf der Seite eine ganze Zeile erspart wird; — ist denn dieser

Profit jene schweren Opfer wert? — Vielleicht ist in unsrer Gelehrtenrepublik noch so viel Menschenverstand vorhanden, um hierüber richtig zu urteilen.

§ 14.

Auxiliarverba.

Der seines geistigen Wertes sich bewußte Schriftsteller wird mit aisance schreiben und, in Hinsicht auf Partikeln, Silben und Buchstaben, sogar eine gewisse Liberalität zeigen, also keineswegs das Auxiliarverbum unterschlagen, oder „selbstverständlich“ schreiben, sondern „es versteht sich von selbst“: denn er weiß, daß der geistige Gehalt jeder seiner Perioden jedenfalls hinreicht, sie auch in extenso auszufüllen*); aber auf den deutlichen und vollendeten Ausdruck desselben wird er desto mehr bedacht sein. — Hingegen der Skribler schreibt, mit dumpfem Bewußtsein, seine aus schwankenden, unentschiedenen Ausdrücken und eingeschachtelten Perioden zusammengesetzte Phrase hin, und merzt nachher alle ihm entbehrlich scheinenden Auxiliarverba, Partikeln, Silben und Buchstaben aus, im Wahn ihr dadurch Koncision und Energie und spezifisches Gewicht zu erteilen. Eine eingerissene Verhunzung der Sprache ist ein chronisches Uebel, welches nachher sehr schwer zu kurieren ist; wird es aber nicht kuriert, so findet der später kommende, wirklich denkende Schriftsteller das Material zum Ausdruck seiner Gedanken verdorben vor.

Was, in aller Welt, haben die Auxiliarverba (bin, ist, war, sind, haben, hatten) verbrochen, daß sie ausgelassen und übersprungen werden? — Der Leser muß sie, notwendigerweise, aus eigenen Mitteln hinzufügen, und da dies einige Ueberlegung erfordert, nimmt es zehnmal mehr Zeit weg, als das bloße Lesen derselben. Also bloß auf die kostbare Quadratlinie Papier ist es bei dieser Oekonomie abgesehn. —

„Er ist gestanden, auch gelegen“: ein grober, hauptsächlich in süddeutscher Schreiberei grassierender Schnitzer. —

*) Er wird das, was er zu sagen hat, wert halten ganz und vollständig ausgesprochen zu werden; also nicht darauf bedacht sein, hier ein Wort, dort eine Silbe, dort einen Buchstaben zu unterschlagen. Wie wenig Gehalt und Gewicht muß man doch seinen Gedanken beimessen, um zu meinen, sie könnten nicht das volle Quantum der ihnen entsprechenden Worte und Silben ausfüllen und tragen. — Ein Gedanke muß des Raumes wert sein, den sein Ausdruck einnimmt, ohne daß dieser verkürzt und dadurch verstümmelt zu werden braucht.

Auch finde ich: „in seinem Plan gelegen gewesen war", statt: „hatte". (Nürnberger Korrespondent.) Solche grobe Schnitzer würde man in keiner andern europäischen Sprache durchgehen lassen.

§. 15.

Kakophonien.

Gegen Kakophonien sind sie so unempfindlich, wie Amboße, stopfen daher gern so viele Konsonanten, wie nur irgend möglich, aufeinander, und am liebsten solche, die sich zusammen kaum aussprechen lassen: z. B. statt Beleuchtungsdienst — „Beleuchtdienst". — Wenn sie nur wüßten, wie die deutsche Sprache klingt, in den Ohren dessen, der sie nicht versteht und deshalb den Klang allein hört! — Ich weiß es. —

Ohrzerreißende und maulverzerrende Härten: „Felsgurt, Felsring, Felswand, Felsgrund" und statt Langeweile „Langweil". —

Man sollte so einen Buchstabenknicker daguerrotypieren, während er Langweil ausbellt, um zu sehn, wie die gehäuften Konsonanten sein tierisches Maul verzerren. —

Gemsjagd, Felswand, freudlos: die weggelassene Silbe bezeichnete den Genitiv: zudem fühlen die Herren Dickohr und Comp. nicht, daß das weggelassene n als liquida die Stelle einnehmen kann, welche der gewöhnliche Konsonant kakophonisch macht. —

Die Kniffe und Schliche, zu welchen unsre Druckschreiber greifen, um eine einzige Silbe zu ersparen, sind oft belustigend; z. B. statt „es scheint, daß er vergessen hatte" schreibt so einer: „er hatte, scheint's vergessen", ohne daß die Kakophonie scheint's sein dickes Ohr verletzte.

Die Wurzel des Uebels ist, daß unsre Sprachverbesserer nicht eigentlich und ordentlich das Latein inne haben, denn bloß durch Lateinschreiben lernt man Respekt vor der Sprache haben, den Wert und Sinn der Worte erwägen (mit dem Latein läßt sich nicht so umspringen). Latein lernen heißt die menschliche Sprache überhaupt kennen lernen. —

„Menschtum" statt Menschentum ist wie Gemsjagd, Felswand u. s. w. Sie eliminieren die liquida; was man nicht sollte: denn die liquidae können zu andern Konsonanten gesetzt werden, ohne eine Kakophonie zu verursachen: daher

sagten unsere Vorfahren „Sunderzoll"; während unsere Hartohren sonder Schonung Sundzoll sagen. —

„Raubhorden" statt Räuberhorden: Ritter. „Friedbruch" statt Friedensbruch, so falsch wie kakophonisch. — Item Friedensstand statt zustand; „Farbfläche". —

Zu dem schon Gesagten über Gemsjagd*), Felswand u. s. w. habe gefunden folgendes: Deutschorden statt deutscher Orden (Gött. Gel. Anzeigen). — Ueberdies aber ist die Anhäufung der Konsonanten zu vermeiden, oder wenigstens durch die liquidae zu versetzen, in euphonischer Absicht. Dies haben unsre Vorfahren, als welche Ohren hatten, durchgängig beobachtet: z. B. sie schrieben nicht, wie erst seit ungefähr zwanzig Jahren geschieht, Sundzoll, nach Analogie von Elbzoll, Rheinzoll, sondern Sunderzoll, ebenfalls Felsenwand, Gemsenjagd. Ihre Nachkommen scheinen keine andre, als gewisse allegorische Ohren zu haben; so gefühllos sind sie gegen jede Kakophonie und können nicht Konsonanten genug zusammenhäufen, um sie mit Verzerrung ihrer tierischen Mäuler auszusprechen. Den Klang einer Sprache hört eigentlich nicht, wer sie versteht: denn seine Aufmerksamkeit geht augenblicklich und notwendig vom Zeichen zum Bezeichneten über, dem Sinn. Daher weiß nur wer, wie einst ich, das Deutsche nicht verstanden hat, wie häßlich diese Sprache klingt, die daher zum Singen die untauglichste ist: er wird demnach sich wohl hüten, ihre Kakophonien, durch Ausmerzen der Vokale oder der liquidarum, zu vermehren. Welche Opfer haben doch die italienische und die spanische Sprache der Euphonie gebracht!

§. 16.

Gallicismen.

Seitdem die Gesetzgebung den Buchhandel gegen Nachdruck geschützt hat, ist Schriftstellerei geworden, was sie nie sein sollte, ein Gewerbe, — ja, man möchte sagen ein Handwerk, welches allein dadurch floriert, daß das Publikum nur das Neue, womöglich das heute Gedruckte lesen will, in dem dummen Wahn, daß es das Resultat alles Bisherigen sei, infolge wovon es, statt der Schriften denkender Geister, oder wahrer Gelehrten, das Gesudel unwissender und ge-

*) Man müßte dann auch sagen „Hasjagd".

meiner Buchhändlerlöhnlinge liest. Und diese Menschen sind es, welche jetzt die Sprache reformieren.

Da ihre einzige Sprachkenntnis ein wenig Französisch ist, zum Zweck der Zeitung, so erfüllen sie die Sprache mit Gallicismen, die sie dann immerfort im Maule haben: dergleichen sind „Tragweite“, i. e. la portée*); „Rechnung tragen“, tenir compte**); „gegenüber“, vis à vis de, statt: in Hinsicht auf. Die schmählichsten Gallicismen sind aber die grammatikalischen. —

Zu den Gallicismen gehören:

Von, als Ablativ statt des Genitivs. — Ist das französische de. Dito statt aus: z. B. von Berlin.

„Von“ ist für sie die Uebersetzung des französischen de und kann daher überall im Deutschen stehn, wo dieses im Französischen. Nun aber muß in diesem bettelhaften romanischen Jargon das de sowohl den Ablativ, als den Genitiv versehn; weil nicht, wie im Italienischen, jener durch da, dieser durch di ausgedrückt wird: das Französische ist aber im stillen doch ihr beau ideal: daher wird nun im Deutschen der Genitiv durch von ausgedrückt, obgleich von im Deutschen unwiderruflich den Ablativ bezeichnet, wie da im Italienischen; der Genitiv aber durch „des, der, des“, und die Flexion zu bezeichnen ist, wie durch di im Italienischen: außerdem man schnitzerhaft schreibt, und zwar wie ein französischer Bedienter, der Deutsch gelernt hat***).

Für, pour, pour, pour, alle Präpositionen vertretend. Par(erga) II bei 438.

„Dieser Mann, er ist,“ — statt der Mann ist.

„Wenn er dies thäte, er wäre verloren“ statt: so wäre er verloren.

Widerliche Gallicismen: „in der Straße“. Straße ist via strata, also das Pflaster: daher auf der Straße. Aber dies wissen die Unschuldigen nicht, da sie kein Latein

*) „Tragweite“ ist noch dazu ein Kanonierausdruck“, den man nur in besonderen Fällen gebrauchen sollte, statt ihn bei jeder Gelegenheit aufzutischen.

**) „Rechnung tragen“ (dreimal auf jeder Seite, statt in Betracht nehmen, in Anschlag bringen, berücksichtigen u. dgl.) ist nicht bloß ein Gallicismus, sondern eine plumpe an sich und unmittelbar sinnlose Uebersetzung des tenir compte.

***) Sodann haben sie (und zwar ganz allgemein, vielleicht ohne Ausnahme) den dummen Aberglauben, daß man nicht zwei Genitive hintereinander setzen dürfe; sobald daher schon einer dasteht, fahren sie mit einem falschen Ablativ hinein, oft allem Menschenverstand zum Trotz. Zwanzig Genitive kann man hintereinander setzen, und geschieht's in allen Sprachen: *του του του*.

verstehn; wohl aber daß es heißt: dans la rue, — welche Kenntnis sie auch zeigen möchten. — Schändlicher Gallicismus: „er hatte Furcht“. Imgleichen „Früchte“ statt Obst: es ist ein Vorzug, den die deutsche Sprache vor allen andern hat, daß sie die roh zu genießenden Früchte mit einem besondern Ausdruck bezeichnet und dadurch den Begriff derselben aussondert, wodurch die Rede sogleich bezeichnender und bestimmter wird: aber unsre Skribler duseln am liebsten im Nebel des Allgemeinen. Hingegen hat es mit dem Aufnehmen fremder Ausdrücke keine Not: sie werden assimiliert. Aber gerade gegen diese wenden sich die Puristen. — Sie schreiben statt Appellation „Berufung“: falsch! müßte heißen „Anrufung“: wollt ihr deutsche Michel sein, so versteht wenigstens Deutsch*). Aber Postzeitung 28. Oktober 1858 sagt: „Die Berufung Proudhons an den Kaiserl. Gerichtshof wird zur Verhandlung kommen“ — da muß man denken, er wäre als Beisitzer des Gerichtshofs berufen: — er ist der Delinquent und hat appelliert! —

Andrer Gallicismus: „Diese Leute, sie sind. — Die Sammlung besteht in“ statt aus (en). — „Italienisch wissen“ statt können. — Ich habe gefunden: „sie hatten Furcht“. Was würde man in Frankreich sagen, wenn einer schriebe: ils se peuroient.

§. 17.

Stil und Periodenbau.

Ich habe hier bloß die Sprachfehler berücksichtigt und rede nicht von den bloßen Stilfehlern, welche die allgemeine Monomanie der Sprachkürzung herbeiführt: da werden, wenn es gilt, zwei Worte zu ersparen, die verschränktesten, verrenktesten, peinlichsten und unverständlichsten Perioden zusammengesetzt, über deren Sinn nachmals der Leser brüten mag**).

So ein deutscher Schreiber nobler „Jetztzeit“ denkt, vorkommenden Falls, gar nicht, wie doch sein englischer,

*) Berufung ist die eines Beamten zu einer Stelle.

**) Man begegnet überall einer Menge Stilfehler der ungeschicktesten Art, indem durch Auslassung notwendiger Worte, oder Wahl eines kürzeren, statt des rechten überaus holperiges und schwer verständliches Geschreibe zusammen kommt, — augenscheinlich bloß im Dienst jener Monomanie, die alles, Logik, Grammatik, Anstand, Grazie, Wohlklang mit Füßen tritt, um eine Silbe weniger zu setzen. Dies ist der beabsichtigte Triumph! O, ich soll mich aller zoologischen Gleichnisse enthalten!

französischer oder italienischer Kamerad, hinsichtlich ihrer Sprache, unfehlbar thun, darüber nach, ob was er jetzt eben hinsetzen will auch richtiges Deutsch, ja ob es überhaupt deutsch sei: bewahre! solche Sorgen kennt man nicht mehr; ejusmodi nugas philosophus non curat, sondern jeder tintenkleckſende Lohnbube ist Herr und Meister über die Sprache, modelt und macht sie nach seiner Grille und seinem Halbtierbelieben. Oder, regt sich etwan eine Skrupel, so erinnert er sich, daß ein andrer Sudler seinesgleichen ja so geschrieben hat: der ist ihm Cicero und Sallust. (Denn an der schleunigen und allgemeinen Nachahmung, die jeder Schnitzer findet, sieht man, daß sie sich gegenseitig bewundern*).) So schreibt er z. B. „gedanklich" ein von ihm extemporiertes Wort, dessen Sinn er uns zu raten gibt u. a. B. m. —

Eine allgemein beliebte Ungezogenheit ist: eines dem Leser zu sagen anfangen und dann, sich selber in die Rede fallend, etwas anderes dazwischen sagen. Man findet sie überall dreimal auf jeder Seite. Sie glauben vielleicht, ihrem Stil dadurch Lebendigkeit zu erteilen. Dazu gehört mehr. — Beim Sprechen ist dergleichen verzeihlich: aber wer schreibt, und zwar für das Publikum, soll zum voraus seine Gedanken geordnet haben und sie in gehöriger Folge vortragen. Zudem gibt jenes die widerliche Illusion einer Mitteilung, von einem Menschen, mit dem man nicht reden möchte. — Statt eurer Gedankenstriche — — macht lieber ehrliche Parenthesen, wenn ihr nicht im stande seid, eure Gedanken geordnet vorzutragen**). —

Eine Periode mitten durchzubrechen, um in die Lücke etwas nicht zu ihr Gehöriges einzuschieben, ist eine offenbare Ungezogenheit gegen den Leser, welche jedoch unsere sämtlichen Schreiber sich alle Augenblick erlauben, weil sie ihrer Nachlässigkeit, Faulheit und Unbeholfenheit bequem ist: sie dünken sich dabei leicht, tändelnd, in angenehmer Nachlässigkeit. —

---

*) Ich weiß nicht, welcher Ignorant zuerst aus Anlaß geschrieben hat, — sondern nur, daß dieser grobe Schnitzer alsbald enthusiastischen Beifall und Nachahmung fand rc. (Jetzt schreiben einige „in Anlaß"!)

**) Es ist so schlecht und impertinent, wie heutzutage allgemein. — Die sogenannten Gedankenstriche, sonst nur Lückenbüßer für Gedanken, sind hier verschämte und daher auf dem Bauch liegende Parenthesen. Wer zum Publiko spricht soll vorher überlegt haben, was er sagen will und seine Gedanken geordnet haben u. s. w.

Was kann absurder sein, als den guten Stil, den gehörigen Ausdruck, die Deutlichkeit, oder gar den Sinn einer Phrase preiszugeben oder zu verkümmern, um ein paar Silben zu ersparen. Nicht einmal den Wohlklang der Phrase soll man dafür hingeben. —

Nicht durch Weglassung von Buchstaben und Silben, sondern von unnötigen Bei- und Zwischensätzen soll man nach Kürze streben.

§ 18.

Schluß.

Alle angeführten Worte und Schreibarten sind keineswegs ἅπαξ λεγόμενα; sondern der Leser wird sie schon oft genug in Büchern, Journalen und Zeitungen gefunden haben.

Die Beispiele sind aus Büchern, Journalen und Zeitungen alle wirklich gefunden, wiewohl nicht citiert: man wird sie finden in jedem Buch, das man aufmacht: alle beeifern sich. Die Elenden glauben, das sei Fortschritt: es ist Fortschritt, wie der vom antiken Geschmack zum Rokoko.

Nur denke man nicht, daß dieses Sündenregister komplett sei: behüte der Himmel! da müßte es dreimal so lang sein. Denn mit der größten Leichtfertigkeit und Zügellosigkeit springt jeder Sudler mit der Sprache um, nach seinem Caprice, und was gegen keine andre Sprache in Europa erlaubt wäre, ist es gegen die deutsche. —

Der Erfolg dieses Treibens ist, daß es, in deutscher Schreiberei, mit der Schwerverständlichkeit und Stumpfheit der Perioden immer ärger wird: oft weiß man gar nicht was der Schreiber sagen will; — bis man entdeckt, daß der Lump, um ein paar Silben zu ersparen, Worte ausgelassen und seine Phrase gänzlich verrenkt und verhunzt hat.

Ich bin weitläuftig gewesen und habe geschulmeistert, wozu ich wahrlich mich nicht hergegeben haben würde, wenn nicht die deutsche Sprache bedroht wäre: an nichts in Deutschland nehme ich größern Anteil, als an ihr: sie ist der einzige entschiedene Vorzug der Deutschen vor andern Nationen, und ist, wie ihre Schwestern, die schwedische und dänische, ein Dialekt der gotischen Sprache, welche, wie die griechische und lateinische, unmittelbar aus dem Sanskrit stammt. Eine solche Sprache auf das mutwilligste und hirnloseste mißhandeln und dilapidieren zu sehen von unwissenden Sudlern, Lohnschreibern, Buchhändlersöldlingen,

Zeitungsberichtern und dem ganzen Gelichter des Federviehs: ist mehr, als ich schweigend ertragen konnte und durfte. Will die Nation nicht auf meine Stimme hören, sondern der Auktorität und Praxis der eben angeführten folgen; so ist sie ihrer Sprache nicht würdig gewesen.

Uebrigens ist, daß einige Tausend schlechter Skribler so schreiben, ohne alles Gewicht: das Falsche bleibt falsch, das Schlechte bleibt schlecht, und das Allgemeine ist dem Gemeinen verwandt. Hingegen läßt, in jeder Wissenschaft, jeder Irrtum, selbst wenn er Jahrhunderte gegolten hat, sich wieder vernichten: aber eine verdorbene Sprache ist nicht wiederherzustellen.

Ich fordere alle denkenden Schriftsteller auf, dieses ganze unverständige Treiben ausdrücklich und absichtlich zu verschmähen, also stets das bezeichnende und treffende Wort zu wählen, unbekümmert, ob nicht etwan ein anderes, von ungefähr gleicher Bedeutung und mit zwei Buchstaben weniger vorhanden sei; sodann der Grammatik überall, besonders in betreff der Tempora, Kasus und Präpositionen, ohne Knickerei, ihr volles Recht widerfahren zu lassen; überhaupt niemals Silben und Buchstaben zu zählen, sondern dies dem unwissenden Litteratenpack zu überlassen; — auf daß wir, neben dem eselöhrigen Jetztzeit-Jargon der Buchstabenzähler noch eine deutsche Sprache behalten. Denn mit der Korruption einer Sprache ist es eine gefährliche Sache: ist sie einmal eingerissen und in Schrift und Volk gedrungen, so ist die Sprache nicht wiederherzustellen; so wenig wie ein durch Verwundung gelähmtes Glied. —

Das Tutti der Sprachverderber ist unberechenbar groß: allerdings könnt ihr meine Worte in den Wind schlagen, und die schöne deutsche Sprache methodisch zu verderben fortfahren.

Dixi et animam salvavi.

udrun. Ein deutsches Heldenlied. Uebersetzt und eingeleitet von Fritz Lemmermayer. 1 Leinenband 1 Mark.

uffs Sämtliche Werke. Mit Einleitung von Hermann Fischer. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Gedichte. Novellen. I. 2. Novellen. II. Phantasien im Bremer Ratskeller. 3. Lichtenstein. 4. Memoiren des Satan. 5. Der Mann im Monde. Kontroverspredigt. Skizzen. 6. Märchen.

ines Sämtliche Werke. Mit Einleitung von Stephan Born. In 12 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Buch der Lieder. 2. Neue Gedichte. Zeitgedichte. Deutschland. Atta Troll. 3. Romanzero. 4. Tragödien. Shakespeares Mädchen und Frauen. 5 u. 6. Reisebilder. I. II. Englische Fragmente. 7 u. 8. Salon. I. II. 9. Romantische Schule. Schwabenspiegel. Anzeigen u. Rezensionen. 10. Börne. Faust. Geständnisse. Götter im Exil. 11 u. 12. Französische Zustände. Lutetia: Berichte über Politik, Kunst und Volksleben. I. II. Memoiren. Gedanken und Einfälle.

rders Ausgewählte Werke. Mit Einleitung von Joseph Lautenbacher. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Cid. Gedichte in Auswahl. 2. Volkslieder. 3. Kleinere Dichtungen. Prosaaufsätze u. Schulreden. 4—6. Ideen z. Philos. d. Gesch. d. Menschheit. I—III.

T. A. Hoffmanns Ausgewählte Werke. Mit Einleitung von Joseph Lautenbacher. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Goldene Topf Nußknacker u. Mausekönig. Klein Zaches. 2. Ritter Gluck. Oede Haus. Majorat. Fermate. Artushof. Rat Krespel. Don Juan. Bergwerke zu Falun. 3. Fräulein v. Scudery. Meister Martin. Spielerglück. Vetters Eckfenster. Doge und Dogaresse. 4. Kater Murr.

lderlins Gesammelte Dichtungen. Mit Einleitung von Berthold Litzmann. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Gedichte. 2. Hyperion. Empedokles.

mers Werke. Deutsch von J. H. Voß. Mit Einleitung von Joseph Lautenbacher. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

raz' Sämtliche Dichtungen. Deutsch von E. Günther und Chr. M. Wieland. Mit Einleit. von Hermann Fleischer. 1 Leinenb. 1 M.

an Pauls Ausgewählte Werke. Mit Einleitung von Rudolf Steiner. In 8 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. 2. Vorschule der Aesthetik. I. II. 3. 4. Flegeljahre. I. II. 5. Quintus Firlein. 6. 7. Siebenkäs. I. II. 8. Katzenbergers Badereise Klagelieder der Männer. Wunderbare Gesellschaft.

mmermanns Ausgewählte Werke. Mit Einleitung von Franz Muncker. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Cardenio u. Celinde. Friedrich II. Merlin. 2. Andreas Hofer. Alexis. Ghismonda. 3. Tulifäntchen Tristan und Isolde 4. 5. Münchhausen. I. II. 6. Jugend vor 25 Jahren Fränkische Reise. Düsseldorfer Anfänge

v. Kleists Sämtliche Werke. Mit Einleitung von Franz Muncker. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Gedichte Familie Schroffenstein. Zerbrochene Krug. 2. Amphitryon. Penthesilea. Käthchen von Heilbronn. 3. Hermannsschlacht. Prinz von Homburg. R Guiskard. 4. Erzählungen. Politische Aufsätze Kl vermischte Schriften Briefe.

opstocks Gesammelte Werke. Mit Einleitung von Franz Muncker. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. 2. Messias. I. II 3. Oden und geistliche Lieder 4. Tod Adams. Hermanns Schlacht und Tod. Epigramme

örners Sämtliche Werke. Mit Einleitung von Hermann Fischer. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Gedichte I. Dramatische Spiele Szenen und Fragmente. 2. Gedichte. II Epische Fragmente. Erzählungen. 3. Zriny Die Sühne Toni. Rosamunde. Hedwig. Jos. Heyderich. 4. Grüne Domino Braut. Nachtwächter. Gouvernante Vetter aus Bremen Vierjährige Posten Kampf mit dem Drachen. Fischermädchen. Bergknappen Alfred d. Große.

Lenaus Sämtliche Werke. Mit Einleitung von Anastasius Grün. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Gedichte. I. 2. Gedichte. II. Dichterischer Nachlaß. Lyrische Nachlese. 3. Klara Hebert. Marionetten. Anna. Mischka. Ziska. Faust. 4. Savonarola. Albigenser. Dramatischer Nachlaß: Don Juan. Helena.

Lessings Sämtliche Werke. Mit Einleitungen von Hugo Göring. In 20 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Gedichte. Fabeln. Abhandl. ü. d Fabel. 2. Damon. Junge Gelehrte. Misogyne. Alte Jungfer. Freigeist. 3. Juden. Schatz. Sara Sampson. Philotas. Minna v. Barnhelm. 4. Emilia Galotti. Nathan. 5. Dramatische Entwürfe. Fragmente. 6. Beiträge z. Historie u. Aufnahme d. Theaters Neuestes a. d. Reiche d. Witzes. Briefe Verm. Schriften d. H. Chr. Mylius. 7. 8. Theatral. Bibliothek. I. II. ꝛc. 9. Briefe, neueste Litteratur betr. 10. Laokoon. 11. Sophokles. Hamburg. Dramaturgie. I. 12. Hamburg. Dramaturgie. II. Dramat. Entwürfe u. Fragmente. 13. Briefe antiqu. Inhalts. Wie d. Alten d. Tod gebildet. Kl. Schriften u. Nachlaß. 14. Kl. Schriften verm. Inhalts. Rezensionen. 15. Kl. Philolog. Abhandlungen. 16. Kl. Abhandlungen z. deutschen Sprache u. Litteratur. 17. Theolog. Abhandl. 18. Theolog Streitschriften u. -Nachlaß. 19. Rezensionen. Philosoph. Schriften u. -Nachlaß. Erzieh. d. Menschengeschlechts. 20. Kollektaneen.

Lessings Leben von Hugo Göring. 1 Leinenband 1 Mark.

Manzoni, Die Verlobten. Deutsch von E. v. Bülow. Mit Einleitung von Ludwig Fränkel. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

Molières Ausgewählte Werke. Deutsch von F. S. Bierling. Mit Einleitung von Paul Lindau. In 3 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Lächerl. Preziösen. Männerschule. Frauenschule. Kritik d. Frauenschule. Don Juan. Menschenfeind. 2. Arzt wider Willen. Tartüffe. Amphitryo. Geizige. 3. G. Dandin. Adelige Bürger. Gelehrten Frauen. Kranke i. d. Einbildung.

Das Nibelungenlied. Bearbeitet und eingeleitet von Roman Woerner. 1 Leinenband 1 Mark.

Platens Sämtliche Werke. Mit Einleitung von Karl Goedeke. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Gedichte. I. 2. Gedichte. II. Dramatisches. 3. Gläserne Pantoffel. Schatz des Rampsinit. Turm mit sieben Pforten. Treue um Treue. Verhängnisvolle Gabel Romantische Oedipus. Liga von Cambrai. 4. Abassiden. Rosensohn. Das Theater als National-Institut betrachtet. Die Hohenstaufen. Geschichten des Königreichs Neapel. Ursprung d. Carraresen. Lebensregeln. Anhang.

Racines Sämtliche dramatische Werke. In deutscher Uebersetzung. Einleitung von Heinrich Welti. In 4 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Thebais. Alexander d. Gr. Prozeßsüchtigen. 2. Andromache. Britannicus. Berenice. 3. Bajazet. Mithridat. Iphigenia. 4. Phädra. Athalia. Esther.

Rousseaus Ausgewählte Werke. Deutsch von J. H. G. Heusinger. Mit Einleitung von Ph. A. Becker. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1–3. Bekenntnisse. I–III. 4. 5. Emil. 6. Gesellschaftsvertrag. Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen.

Rückerts Werke. Herausgegeben von Ludwig Laistner. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Liebesfrühling. Agnes' Totenfeier. Amaryllis. 2. Geharnischte Sonette. Vermischte Gedichte. 3. Vermischte Gedichte. 4. Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug, oder die Makamen des Hariri. 5. 6. Die Weisheit des Brahmanen. I. II.

Schillers Sämtliche Werke. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. In 16 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Gedichte. 2. Räuber. Fiesko Kabale u. Liebe. 3. Don Karlos. Semele. Menschenfeind. 4. Wallensteins Lager u. Tod. Piccolomini. 5. Maria Stuart. Jungfrau v. Orleans. 6. Wilh. Tell. Huldigung d. Künste. Braut v. Messina. 7. Iphigenie i. Aulis. Szenen a. d. Phönizierinnen d. Euripides. Macbeth. 8. Turandot. Parasit. Neffe a. Onkel. Phädra. 9. Geschichte d. Abfalls d. Niederlande. 10. 11. Geschichte d. 30jähr. Kriegs. I. II. 12. Prosaische Schriften. 13–15. Kleine Schriften vermischten Inhalts. I–III. Rezensionen. Anhänge. 16. Dramatische Entwürfe und Fragmente zusammengestellt von Gustav Kettner.

Schillers Leben von Karoline v. Wolzogen. 1 Leinenband 1 Mark.

Schopenhauers Sämtliche Werke. Mit Einleitung von Rudolf Steiner. In 12 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. 2. u. 3. Welt als Wille und Vorstellung. 1.—4. Buch. 4—6. Kritik der Kantischen Philosophie. Ergänzungen zum 1.—4. Buch der Welt als Wille und Vorstellung. 7. Die beiden Grundprobleme der Ethik. 8—11. Parerga und Paralipomena. I—IV. 12. Farbenlehre. Aus dem Nachlaß.

Shakespeares Dramatische Werke. Uebersetzt von Schlegel, Kaufmann und Voß. Revidiert und mit Einleitungen von Max Koch. In 12 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Widerspenstigen Zähmung. Komödie der Irrungen. Edelleute von Verona. 2. Verlorne Liebesmüh. Ende gut, Alles gut. Sommernachtstraum 3. Titus Andronikus. Romeo und Julie. Kaufmann von Venedig. 4. König Johann. König Richard II. König Heinrich IV. I. II. 5. König Heinrich V. König Heinrich VI. I. II. 6. König Heinrich VI. III. König Richard III. König Heinrich VIII. 7. Die lustigen Weiber von Windsor. Viel Lärm um Nichts. Was ihr wollt oder Dreikönigsabend. Wie es euch gefällt. 8. Hamlet. Othello. 9. Koriolanus. Julius Cäsar. Antonius und Kleopatra. 10. König Lear. Malbeth. 11. Timon von Athen. Troilus und Kressida. Maß für Maß. 12. König Zymbelin Das Wintermärchen. Der Sturm.

Shakespeares Leben von Max Koch. 1 Leinenband 1 Mark.

Slavische Anthologie. In deutschen Uebersetzungen. Mit Einleitung von Gregor Krek. 1 Leinenband 1 Mark.

Sophokles' Sämtliche Werke. Uebersetzt und eingeleitet von Leo Türkheim. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Oedipus. Antigone. 2. Trachinierinnen. Philoktetes Aias. Elektra.

Spanisches Theater. Uebersetzt und eingeleitet von Adolf Friedrich Graf v. Schack. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Der Weber von Segovia. Zwischenspiele. 2. Fuente Ovejuna. Der Cid. Chrysanthus und Daria. Zwischenspiele.

Tassos Befreites Jerusalem. Deutsch von J. D. Gries. Mit Einleitung von Hermann Fleischer. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

Tegnérs Ausgewählte poetische Werke. Deutsch von Gustav Zeller und Julius Minding. Mit Einleitung von Werner Söderhjelm. In 2 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Die Frithjofssage. 2. Kleinere Gedichte in Auswahl

Tiecks Ausgewählte Werke. Mit Einleitung von Heinrich Welti. In 8 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Schöne Magelone. Blonde Eckbert. Getreue Eckart. Historie von der Melusine. Gestiefelte Kater. 2. Heilige Genoveva. Prolog zum Kaiser Oktavianus. 3. Prinz Zerbino. 4. Aufruhr in den Cevennen. 5. Gemälde Lebens Ueberfluß. Musikalische Leiden und Freuden. Geheimnisvolle. 6. Dichterleben. 7. Vittoria Accorombona. 8. Tod des Dichters. Gedichte in Auswahl.

Uhlands Gesammelte Werke. Mit Einleitung von Hermann Fischer. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Gedichte. 2. Dramen und dramat. Entwürfe. 3. Sagenforschungen. I. 4. Sagenforschungen. II. 5 u 6. Zur deutschen Poesie und Sage.

Alte hoch- u. niederdeutsche Volkslieder. Herausgeg. v. L. Uhland. Einleitung v. Hermann Fischer. In 4 Leinenbdn. à 1 Mark.

Band 1. Liedersammlung. I—III. 2. Liedersammlung. IV u. V. Nachträge. Quellen. Liederanfänge 3. Abhandlungen 4. Anmerkungen zur Abhandlung.

Wielands Gesammelte Werke. Mit Einleitung von Franz Muncker. In 6 Leinenbänden à 1 Mark.

Band 1. Oberon. 2. Musarion. Grazien. Erste Liebe. Gandalin. Wintermärchen. 3. Sommermärchen. Sixt u. Klärchen. Geron der Adlige. Schach Lolo. Pervonte. Menander u. Glycerion. 4 u. 5. Agathon. I. II. 6. Geschichte d. Abderiten.